

# Ausgewählte werke

Ivan Sergeevich  
Turgenev

Slaw 435-4.3.401 (12)

HARVARD COLLEGE  
LIBRARY



FROM THE FUND OF  
CHARLES MINOT  
CLASS OF 1828

Anal.

①

Iwan Turgénjew's  
**Ausgewählte Werke.**

Autorisirte Ausgabe.

---

Zwölfter Band.

---

Zwei Freunde.

---

Eine seltsame Geschichte.

---

Jakow Passinkoff.

---

Tagebuch eines Ueberflüssigen.

---

Hamlet und Don Quichotte.

---

Hamburg.

Mitau.

Gedr. Behre's Verlag. C. Behre's Verlag.

1884.

4418  
56-67  
26

**Zwei Freunde.  
Eine seltsame Geschichte.  
Jakow Passinkoff.  
Tagebuch eines Leberflüssigen.  
Hamlet und Don Quichotte.**

---

**Fünf Novellen**  
von  
**Iwan Turgénjew.**

---

**Autorisirte Ausgabe.**

---

**Hamburg.**

**Mitau.**

**Gebr. Behre's Verlag. E. Behre's Verlag.**

**1884.**

~~1421~~

Slav 4354.3.401 (12)

JUN 16 1884

Minor fund.

(~~XII.~~)



## Inhalt.

---

⊕ Zwei Freunde . . . . .	1
⊕ Eine seltsame Geschichte . . . . .	111
⊕ Jakow Passinkoff . . . . .	153
⊕ Tagebuch eines Uebersflüssigen . . . . .	227
⊕ Hamlet und Don Quichotte . . . . .	319

Fict. — Russian.

# Zwei Freunde.

—  
(1853.)

Es war im Frühjahr 184., als Boris Andrejitsch Wasownin, ein junger Mann von etwa 26 Jahren, auf seinem Erbgute eintraf, das in einem der Gouvernements des mittleren Rußlands gelegen war. Er hatte sich kurz vorher vom Amte zurückgezogen — „häuslicher Verhältnisse wegen“ — und wollte sich nun der Verwaltung seines Gutes widmen. Dieser Gedanke war freilich an und für sich sehr lobenswerth, doch Boris Andrejitsch war, wie es übrigens nur zu oft der Fall ist, ganz gegen seinen Willen auf ihn gekommen. Seine Einkünfte verminderten sich nämlich von Jahr zu Jahr, wogegen die Schulden immer mehr heranwuchsen. Er hatte daher schließlich die Ueberzeugung gewonnen, daß es ihm doch unmöglich sein würde, seine Beamten-Carriere fortzusetzen und in der Residenz zu leben, d. h. so zu leben, wie er es bisher gewohnt gewesen. Und so hatte er sich denn beklommenen Herzens entschlossen, einige Jahre der Aufbesserung seiner „häuslichen Verhältnisse“ zu widmen — ein Plan, der eben sein plötzliches Erscheinen in der ländlichen Einöde veranlaßte.

Wasownin fand sein Gut in einem zerrütteten Zustande vor, die Meierei verwahrlost, das Haus fast in Trümmer gesunken. Er gab dem bisherigen Starosta \*) den Ab-

---

\* Verwalter.



schied, ersetzte ihn durch einen andern und reducirte die Gehälter der Dienerschaft. Für sich selber ließ er zwei oder drei Zimmerchen in Ordnung bringen und das Dach an den Stellen, durch welche der Regen in das Innere des Hauses freien Zutritt fand, neu verschalen. Er ergriff vorläufig keine durchgehenderen Maßregeln und ließ sich vor der Hand in keine Reformen ein, scheinbar von dem einfachen Gedanken ausgehend, daß man zu allererst dasjenige genauer kennen lernen müsse, was man zu vervollkommen beabsichtige. Er schickte sich an, seine Wirthschaft näher zu studiren und den Sachen auf den Grund zu gehen. Jedoch mußte man gestehen, daß er diese Aufgabe ohne besonderen Eifer und Eile betrieb. Nicht gewöhnt auf dem Lande zu leben, empfand er eine überwältigende Langeweile und wußte oftmals nicht, auf welche Weise er die langen Tage ausfüllen sollte. Nachbarn hatte er wohl in ziemlicher Anzahl; jedoch unterhielt er mit ihnen keine Bekanntschaft. Nicht etwa, daß er sie mied, sondern weil sich ihm keine Gelegenheit bot, in nähere Beziehungen zu ihnen zu treten. Endlich, als schon der Herbst herangekommen war, gelang es ihm, die intimere Bekanntschaft eines seiner nächsten Nachbarn zu machen. Derselbe hieß Peter Wassiljewitsch Krupitsin. Er hatte früher in einem Kavallerieregiment gedient, und hatte als Rittmeister seinen Abschied genommen. Zwischen den Bauern Krupitsin's und denen Wasownin's existirte seit uralten Zeiten ein Streit betreffs einer Heuwiese von etwa 2 $\frac{1}{2}$  Dessjatinen. Dieser Streit pflegte nicht selten in Schlägereien auszu-

arten, wenn z. B. die eine Partei versuchte, heimlich aus dem streitigen Gebiete Heu herüberzuschmuggeln und dabei von Leuten der andern Seite ertappt wurde. Daraus entstanden jedesmal Unannehmlichkeiten, und der Streit hätte wahrscheinlich noch lange fortgedauert, wenn nicht Krupizhin, nachdem er auf Grund näherer Erkundigungen über die friedfertigen Gesinnungen seines Nachbarn nicht in Zweifel sein durfte, den Entschluß gefaßt hätte, zu ihm hinüberzufahren und persönlich diese Angelegenheit zu schlichten. Die Unterredung hatte die besten Erfolge. Erstens wurde dem Streite ein für alle mal, und zwar zu beiderseitiger Zufriedenheit, ein Ende gemacht; zweitens aber gefielen sich die Herren gegenseitig, fingen von dieser Zeit an sich öfter zu sehen, und bis zur Winterszeit hatten sie sich derart genähert, daß sie fast unzertrennlich wurden.

Und nichts destoweniger waren diese Herren sehr wenig für einander geschaffen. Wasownin, obwohl zur Zeit nicht in glänzenden Verhältnissen, stammte von reichen Eltern, hatte eine gute Erziehung erhalten und auf der Universität studirt; er verstand mehrere Sprachen, hatte eine gewisse Vorliebe fürs Lesen und konnte überhaupt Ansprüche auf Bildung machen. Krupizhin dagegen konnte nur mit Noth einen französischen Satz zu Stande bringen, pflegte nur in den äußersten Fällen ein Buch zur Hand zu nehmen und gehörte überhaupt in die Kategorie der ungebildeten Leute. Auch in ihrem Aeußeren bekundeten Beide sehr wenig Aehnlichkeit. Wasownin war mehr von schlankem Wuchse, hager, blond und näherte sich dem eng-

lischen Typus. Er hielt sehr viel auf Sauberkeit und pflegte mit besonderer Sorgfalt seine Hände; auch kleidete er sich mit Eleganz und liebte es dabei vornehmlich, mit seinen Cravatten zu paradiren, ganz nach den Gewohnheiten eines flotten Residenzbewohners. Krupizin hingegen war von niederem Wuchse, hochschultrig, hatte braune Gesichtsfarbe und schwarze Haare. Sommer und Winter pflegte er eine Art von Sackpaletot aus broncefarbenem Tuche zu tragen, mit weitabstehenden Taschen; „diese Farbe gefällt mir deshalb,“ pflegte er zu sagen, „weil sie echt ist und nicht ausgeht.“ Die Tuchfarbe war auch wirklich dauerhaft, aber dafür das Tuch selbst schon ziemlich schmutzig. Wasownin aß gut und sprach gern davon, wie angenehm es sei, gut zu essen, und was das heiße, in der Gßkunst bewandert zu sein. Krupizin verzehrte Alles, was ihm aufgetragen wurde, sobald es ihm nur der Mühe werth schien, sich dabei aufzuhalten. Stieß er auf Kohlsuppe und Grüße, — so ließ er sie sich mit Wohlgefallen hinter einander schmecken. Wurde ihm deutsche Wafferuppe aufgetragen, so griff er mit demselben Appetit nach ihr; fand er aber daneben auch Grüße vor, so legte er sich in den Teller auch Grüße — und es mundete ihm recht gut. Wasß liebte er — nach seinem eigenen Ausdrucke — wie seinen leiblichen Vater; dagegen hatte er einen Abscheu vor französischen Weinen, besonders vor den rothen, und nannte sie Essigwasser. Ueberhaupt war Krupizin weit entfernt davon, wählerisch zu sein, während Wasownin es so weit trieb, daß er sogar seine Sacktücher zweimal des Tages

wechselte. Mit einem Worte, unsere Freunde hatten, wie schon oben bemerkt, sehr wenig mit einander gemein. Nur Eins war ihnen beiden zugleich eigen: sie waren, so zu sagen, gute Kerle, brave biedere Leute. Krupiz'in war schon so von Geburt aus, Wasownin hatte sich erst später in sein jetziges Wesen hineingelebt. Außerdem zeichneten sich Beide noch durch eine Eigenthümlichkeit aus; weder der Eine noch der Andere konnte sich einer leidenschaftlichen Vorliebe für Etwas rühmen, d. h. es war für sie Beide Nichts vorhanden, an dem sie etwa mit Gluth und Hingebung hingen. — Noch bleibt schließlich zu bemerken übrig, daß Krupiz'in 6 bis 8 Jahre älter war, als sein Nachbar.

Ihre Tage verbrachten sie ziemlich einförmig. Gewöhnlich des Morgens, jedoch nicht allzufrüh, so etwa gegen 10 Uhr, saß Boris Andrejitsch am Fenster, in seinem prachtvollen aufgeknöpften Schlafrocke, frisirt, gewaschen und in einem schneeweißen Hemde mit einem Buche vor sich und einer Tasse Kaffee in der Hand. Die Thür pflegte sich dann bald zu öffnen und auf der Schwelle erschien Peter Wassiljewitsch in seinem üblichen nachlässigen Aussehen. Sein Dörfchen war etwa eine halbe Werst von Wasowna (so hieß nämlich das Gut von Boris Andrejitsch) entfernt. Sehr oft übrigens übernachtete Peter Wassiljewitsch bei Boris Andrejitsch. „Ah, guten Morgen“, riefen sie sich dann gleichzeitig zu. — „Nun, wie haben Sie geschlafen?“ — Dann trat ein etwa 15 jähriger Knabe, Fedjuscha mit Namen, im Kosakenan-

zug vor, bei dem sogar die Haare, die wie bei einer Streitschnepfe im Frühling sich in die Höhe sträubten, ein schläfriges Aussehen hatten; er schleppte den Schlafrock von Peter Wassiljewitsch aus bucharischem Zeuge herbei. Und Peter Wassiljewitsch brachte einen eigenthümlichen Laut hervor, zog den Schlafrock an und machte sich an den Thee und die Pfeife. Alsdann begann die Unterhaltung — es war kein lebhaftes Gespräch, das sie unterhielten — ein Gespräch, oft stoßend mit Pausen und Pausen. Sie unterhielten sich vom Wetter, vom gestrigen Tage, von den Landarbeiten und Getreidepreisen. Sie sprachen auch von den benachbarten Gutseßern und Gutseßerinnen. In den ersten Tagen nach seiner Bekanntschaft mit Boris Andrejitsch hielt es Peter Wassiljewitsch für seine Pflicht und freute sich sogar der Gelegenheit, ihn über das Residenzleben zu befragen, über wissenschaftliche Angelegenheiten und Bildungssachen — mit einem Worte, über erhabene Gegenstände. Die Antworten von Boris Andrejitsch amüsirten ihn und erregten oftmals seine Verwunderung und Aufmerksamkeit; jedoch brachten sie bei ihm gleichzeitig eine Art von Abspannung hervor, so daß dann gewöhnlich einige Zeit lang alle derartigen Gespräche ganz und gar aufhörten. Uebrigens bekundete auch seinerseits Boris Andrejitsch keine besondere Lust, dieselben zu erneuern. Dann und wann jedoch pflegten sie dieselben wieder aufzunehmen. Es kam z. B. vor — wenn auch nicht allzuoft, — daß Peter Wassiljewitsch plötzlich eine Frage aufstellte, wie etwa: was denn eigentlich der elektrische

Telegraph für ein Ding sei? Nachdem er in solchen Fällen die nicht gerade leicht faßliche Erklärung von Boris Andrejitsch angehört hatte, pflegte er nach einer kleinen Pause zu bemerken: „Ja, ein wunderbares Ding!“ Und lange nachher brachte er keine gelehrten Fragen mehr auf's Tapet. Zum größten Theile hatten ihre Unterhaltungen etwa folgenden Charakter. Peter Wassiljewitsch z. B. macht einen Zug aus der Pfeife und fragt, den Rauch durch die Nase blasend:

— Was haben Sie da für ein neues Mädchen, Boris Andrejitsch? Ich begegnete ihr auf der Hintertreppe.

Boris Andrejitsch bringt seine Cigarre an den Mund, raucht zwei, drei Züge hintereinander, und einen Schluck von seinem kalten, weißgemachten Thee einschlürfend, antwortet er:

— Was für ein neues Mädchen meinen Sie denn?

Peter Wassiljewitsch beugt sich ein wenig seitwärts, und, durch das Fenster nach dem Hof hinaus schauend, wo der Hund in diesem Augenblicke einen barfüßigen Jungen bei den Waden packt, erwiedert er:

— So ein blondköpfiges Mädchen . . . sonst nicht übel.

— Ach! — antwortet nach einer Pause Boris Andrejitsch — das ist meine neue Wäscherin.

— Wo kommt sie denn her? — fragt wiederum Peter Wassiljewitsch halb verwundert.

— Aus Moskau. Sie war dort in der Lehre.

Und Beide schweigen.

— Wie viel haben Sie denn im Ganzen Wäsche-

rinnen, Boris Andrejitsch? — läßt sich von Neuem Peter Wassiljewitsch vernehmen, mit Aufmerksamkeit den Tabak betrachtend, der mit einem trockenen Knistern unter der Asche der angebrannten Pfeife aussprüht.

— Drei, — antwortete Boris Andrejitsch.

— Drei! Und ich habe nur eine Einzige. Und auch diese hat fast Nichts zu thun. Bei mir, Sie wissen ja, giebt es nicht viel zu waschen.

— So, so! — antwortet Boris Andrejitsch.

Und die Unterhaltung nimmt damit auf einige Zeit ein Ende.

Unter solchen Gesprächen pflegte der Morgen zu verstreichen und man erreichte die Frühstücksstunde. Peter Wassiljewitsch legte viel Gewicht auf das Frühstück und behauptete, daß die zwölfte Stunde grade diejenige Tageszeit sei, wo der Mensch Appetit bekomme. Und wirklich: er aß zu dieser Stunde mit solcher Heiterkeit, mit einem so gesunden und angenehmen Wohlbehagen, daß auch ein Deutscher seine Freude daran gehabt haben würde. So pflegte Peter Wassiljewitsch regelrecht sein Frühstück einzunehmen. Boris Andrejitsch aß weniger. Er begnügte sich gewöhnlich mit einem wenig Frikassée von Huhn, mit zwei oder drei weichgekochten Eiern nebst Butter und irgend einem englischen Dessert aus einem wunderbar geformten und patentirten Gefäße, für welches er viel Geld gezahlt hatte, und das er eigentlich abscheulich fand, obwohl er in der Regel versicherte, daß er ohne dasselbe

keinen Bissen in den Mund nehmen könnte. Nach dem Frühstück gingen die beiden Freunde bei schönem Wetter bis Mittag aus; sie besichtigten die Wirthschaft oder spazierten, schauten zu, wie die jungen Pferde eingefahren wurden u. s. w. Manchmal gelangten sie bis zum Dorfe Peter Wassiljewitsch's und traten dann zuweilen in sein Häuschen ein.

Dieses Häuschen war klein und haufällig. Es glich eher einer ganz gewöhnlichen Bauernhütte, als dem Wohnsitz eines Gutsherrn. Auf dem Strohdache, welches durch und durch von Sperlings- und Dohlenestern durchlöchert war, wuchs grünes Moos. Von zwei Eschenblöcken, die einst oben in die Wand neben einander eingefalzt waren, hatte sich der eine nach außen gesenkt, während sich der andere ganz und gar nach unten neigte und in den Boden hineinwuchs. Mit einem Worte, das Haus Peter Wassiljewitsch's sah elend aus, sowohl von außen, als von innen. Aber Peter Wassiljewitsch machte sich nicht viel daraus. Als Junggefelle und anspruchloser Mensch kümmerte er sich wenig um die Bequemlichkeiten des Lebens, und war schon damit zufrieden, daß er überhaupt einen Winkel besaß, wo er sich zur Noth vor Regen und Kälte schützen konnte. Seine Wirthschaft versah die Haushälterin Macedonia, eine Frau in mittleren Jahren, die sehr arbeitsam und sogar ehrlich war, aber unglückselige Hände besaß. Nichts wollte ihr gelingen. Nahm sie ein Geschirr zur Hand, so zerbrach es in Stücke, die Wäsche bekam Risse, die Speisen kamen entweder roh



oder angebrannt aus der Pfanne. Peter Wassiljewitsch hatte sie mit dem Namen Caligula beehrt.

Von Natur gastfreundlich hatte Peter Wassiljewitsch gern Gäste bei sich und bewirthete sie trotz der Spärlichkeit seiner Mittel auf's Beste. Besonders war er in dieser Richtung geschäftig während der Besuche Boris Andrejitsch's. Aber Dank seiner Macedonia, die vor lauter Eifer immer Hals über Kopf einherlief, fielen die Aufwartungen stets ziemlich schlecht aus und beschränkten sich meistentheils auf ein Stück gedörrten, alt gewordenen Störrückens und ein Gläschen Bittern, von welch' letzterem sich Peter Wassiljewitsch gewöhnlich sehr richtig ausdrückte, daß er recht gut — gegen den Magen sei. Nach dem Spaziergange pflegten beide Freunde zu Boris Andrejitsch zurückzukehren, und sie speisten nun, ohne sich zu beeilen. Wenn sie sich dann in einer Weise restaurirt hatten, als ob dem Mittag kein Frühstück vorangegangen wäre, begab sich Peter Wassiljewitsch nach einem einsamen Winkel und hielt dort sein Mittagshläfchen, das gewöhnlich zwei, drei Stunden in Anspruch nahm. Boris Andrejitsch war unterdessen mit der Lectüre ausländischer Zeitungen beschäftigt. Des Abends kamen die Freunde wieder zusammen: ihre Freundschaft war eben derart, daß sie sich nicht trennen konnten! Manchmal spielten sie Präférence; wenn nicht, so unterhielten sie sich in derselben Weise, wie am Morgen. Es kam auch mitunter vor, daß Peter Wassiljewitsch die Guitarre von der Wand herunterholte und zu ihr diese oder jene Romanze mit ziemlich angenehmer Tenor-

stimme sang. Peter Wassiljewitsch liebte die Musik sehr, viel mehr, als es bei Boris Andrejitsch der Fall war, der indessen den Namen Beethoven's nicht ohne Entzücken aussprechen konnte und sich immer vornahm, ein Clavier aus Moskau zu bestellen. In den Augenblicken, wo ihn Mißmuth und Niedergeschlagenheit anwandelten, hatte Peter Wassiljewitsch die Gewohnheit, eine Romanze vorzutragen, die sich auf seine Dienstzeit im Regiment bezog. Mit besonderem Ausdruck und etwas nieselnd pflegte er dann folgende Verse vorzutragen:

Kein Franzose briet uns Essen,  
Wackerer Djentschik, habe Dank!  
Redekampf war längst vergessen,  
Keine Catalani sang;  
Hörnertöne signalirten  
Und Feldwebel rapportirten.

Boris Andrejitsch accompagnirte seinen Freund dann und wann, seine Stimme war aber nicht wohlklingend, und er sang falsch. Gegen zehn Uhr, manchmal auch schon früher, gingen die Freunde auseinander — und am darauf folgenden Tage ging es von neuem los, nach demselben Programm.

Eines Tages, wie gewöhnlich etwas zur Seite gebeugt und Boris Andrejitsch gegenüber seinen Platz einnehmend, warf Peter Wassiljewitsch einen besonders aufmerksamen Blick auf ihn und äußerte sich, ihn sinnend im Auge behaltend:

— Nur Eins befremdet mich an Ihnen, Boris Andrejitsch.

— Und das wäre? — fragte Zener.

— Nun, ich sag's Ihnen. Sie sind jung, klug, gebildet — was Teufel, hocken Sie da im Dorfe?

Boris Andrejitsch sah seinen Nachbar verwundert an.

— Sie wissen ja, Peter Wassiljewitsch, — sagte er endlich — daß, wenn nicht meine Umstände . . . meine Umstände sind es, die mich dazu nöthigen, Peter Wassiljewitsch.

— Die Umstände? Ihre Umstände sind einstweilen noch nicht so arg. Ihr Gut kann schon seinen Mann ernähren. Treten Sie in den Dienst ein.

Und nach einer kurzen Pause setzte er hinzu:

— Ich an Ihrer Stelle würde in ein Ulanenregiment eintreten.

— In ein Ulanenregiment? Und weshalb grade in ein solches?

— hm! weil es mich dünkt, daß es dort am anständigsten für Sie wäre.

— Aber erlauben Sie. Sie selbst waren ja Husar!

— Ich? Freilich, ich habe als Husar gedient — erwiderte mit Lebhaftigkeit Peter Wassiljewitsch. — Und was für ein Regiment war das! Ein zweites derart finden Sie in der ganzen Welt nicht mehr! Ein goldenes Regiment war es! Die Vorgesetzten, die Kameraden — alles prächtige Leute! Für Sie jedoch . . . wahrlich . . . für Sie wäre es nach meiner Ansicht doch besser, zu den Ulanen zu gehen. Sie haben blondes Haar, eine nette Taille — Alles spricht dafür.

— Aber erlauben Sie, Peter Wassiljewitsch. Sie vergessen, daß ich mich den militärischen Vorschriften unterwerfen und den Anfang mit dem Junkerrang machen müßte. In meinen Jahren wäre dies etwas schwierig. Ich glaube sogar, daß es unstatthaft ist!

— Ja, das ist wahr — erwiderte Peter Wassiljewitsch, und ließ die Augen sinken. — Nun, — in diesem Falle heirathen Sie! — sagte er plötzlich, den Kopf erhebend.

— Sie haben aber heute ganz wunderliche Gedanken! — rief Boris Andrejitsch aus.

— Weshalb denn wunderliche? Sagen Sie nur selbst: heißt denn das leben? Was warten Sie denn noch ab? Sie verschäumen Ihre Zeit. Ich möchte nur wissen, was für einen Nutzen Sie von Ihrem Nichtheirathen haben könnten.

— Aber es handelt sich ja hier nicht um Nutzen. — begann Boris Andrejitsch.

— Nein, entschuldigen Sie, — unterbrach ihn Peter Wassiljewitsch, indem er sich ganz unerwartet ereiferte — es ist wahrlich ganz wunderbar, wie heutzutage die jungen Leute vor dem Ehestande zurückschrecken. Ich kann es mir gar nicht erklären! Sie, Boris Andrejitsch, Sie sollten darauf nicht achten, daß ich selbst unverheirathet bin. Ich habe vielleicht auch heirathen wollen und mich auch beworben, aber, es wurde mir — eine Nase gedreht.

Bei diesen Worten spreizte Peter Wassiljewitsch die

Finger seiner rechten Hand auseinander und bewegte den Daumen gegen die Nase.

— Aber mit Ihren Vorzügen — wie sollte man damit nicht heirathen?

Boris Andrejitsch sah ihn nachdenkend an.

— Ist es etwa ein Glück, Junggeselle zu sein? — fuhr Peter Wassiljewitsch fort. Wahrhaftig, die heutige Jugend kommt mir ganz sonderbar vor.

Und Peter Wassiljewitsch klopfte mit Verdruß seine Pfeife aus, indem er mit dem Kopf gegen den Arm des Sessels schlug und dann mit Eifer durch das Rohr blies.

— Aber wer hat Ihnen denn eigentlich gesagt, Peter Wassiljewitsch, daß ich nicht die Absicht hätte, zu heirathen? — bemerkte zögernd Boris Andrejitsch.

Peter Wassiljewitsch hatte soeben in seinen aus carmoisinrothem Sammet genähten, mit Flimmern verzierten Tabaksbeutel die Finger gesteckt — bei diesen Worten hielt er bewegungslos inne.

— Ja wohl! — sagte Boris Andrejitsch fortfahrend — ich bin bereit zu heirathen. Schaffen Sie mir eine Braut, und ich heirathe.

— Sie meinen es ernst?

— Ganz ernst!

— Aber wirklich, allen Scherz bei Seite! — Auf Ehre . . . im Ernst?

— Sie sind aber ein eigenthümlicher Mensch, Peter Wassiljewitsch! Nun gut! Auf Ehre — ich spaße nicht!

Peter Wassiljewitsch stopfte seine Pfeife zu Ende.

— Denken Sie an Ihr Versprechen, Boris Andrejitsch! Für eine Braut wird schon gesorgt sein.

— Gut! — erwiderte Boris Andrejitsch. — Aber sagen Sie mir, weshalb wollen Sie mich denn eigentlich verheirathen?

— Deshalb, weil Sie, wie ich sehe, nicht dazu gemacht sind, Ihr Leben beschäftigungs- und zwecklos dahinzubringen.

Boris Andrejitsch lächelte.

— Es schien mir bisher, daß ich im Gegentheil in dieser Beziehung ein Meister sei.

— Sie haben mich nicht recht verstanden — antwortete Peter Wassiljewitsch, und gab dem Gespräche eine andere Wendung.

Zwei bis drei Tage später erschien Peter Wassiljewitsch bei seinem Nachbar, nicht in seinem gewöhnlichen Sackpaletot, sondern im schwarzblauen Rock mit hoher Taille, ganz kleinen Knöpfen und langen Ärmeln. Sein Schnurrbart war von der Bartwiche steif und schwarz; das Haar, von der Stirn in Form zweier Würstchen steil aufgewickelt, glänzte grell von Pomade. Ein großes seidenes Halstuch schnürte seinen Hals fest zusammen und verlieh dem ganzen oberen Theile seines Körpers eine feierliche Steifheit und ein festliches Aussehen.

— Aber was soll denn diese Toilette bedeuten? — fragte Boris Andrejitsch.

— Diese Toilette hat die Bedeutung, — antwortete Peter Wassiljewitsch, wobei er sich langsam und nicht mit

der sonst gewohnten Ungezwungenheit auf einen Stuhl niederließ — daß Sie den Befehl ertheilen sollen, vorzufahren. Wir fahren.

— Wohin denn?

— Zur Braut.

— Zu welcher Braut?

— Sie scheinen unser Gespräch von leßthin vergessen zu haben?

Boris Andrejitsch lachte auf; im Innern aber fühlte er sich beklommen.

— Aber, Peter Wassiljewitsch, es war ja nur Spaß!

— Spaß? Wie vermochten Sie aber damals zu schwören, daß sie nicht spaßen? Nein, Boris Andrejitsch, nehmen Sie mir es nicht übel, aber Ihr Wort müssen Sie halten. Ich habe schon die nöthigen Anstalten getroffen.

Boris Andrejitsch wurde immer stußiger.

— Was sollen denn das für Anstalten sein? fragte er.

— O, seien Sie nur ruhig . . . Was denken Sie denn von mir! Ich habe blos eine unserer Nachbarinnen, eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit, benachrichtigt, daß wir die Absicht hätten, ihr heute unsere Aufwartung zu machen.

— Wer ist diese Nachbarin?

— Sie werden es schon erfahren — nur keine Eile! Kleiden Sie sich zunächst an, und geben sie den Befehl zum Anspannen.

Boris Andrejitsch sah sich unentschlossen um.

— Aber, Peter Wassiljewitsch, wozu dieß Alles? Sehen Sie nur, was für ein Wetter heute ist!

— Das Wetter macht nichts. Es ist immer so.

— Haben wir weit zu fahren?

— Gegen fünfzehn Werst im Ganzen.

Boris Andrejitsch schwieg ein wenig.

— Wollen wir nicht wenigstens erst frühstücken?

— Frühstücken? — Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Wissen Sie was, Boris Andrejitsch? Sie beschäftigen sich mit Ihrer Toilette, und ich werde inzwischen das Nöthige bestellen — ein Schnäpschen und etwas Caviar. Es dauert ja nicht lange; und bei unserer Wittwe werden wir uns schon satt essen. Seien Sie nur unbesorgt!

— Ist sie denn Wittwe? — fragte Boris Andrejitsch, nochmals sich umwendend, nachdem er sich bereits seinem Cabinet genähert hatte.

Peter Wassiljewitsch schüttelte mit dem Kopfe.

— Sie werden schon sehen! Sie werden schon sehen!

Boris Andrejitsch entfernte sich und schloß die Thür hinter sich ab, während Peter Wassiljewitsch im Zimmer zurückblieb und Wagen und Frühstück bestellte.

Boris Andrejitsch war lange mit seinem Ankleiden beschäftigt. Peter Wassiljewitsch hatte schon, ein finsternes Gesicht machend, das zweite Glas zu sich genommen, als endlich Boris Andrejitsch wieder auf der Schwelle seines Cabinets erschien. Er hatte viel Sorgfalt auf seine



Toilette verwendet. Er trug einen modisch zugeschnittenen, bequemen, schwarzen Rock, dessen mattes Dunkel von den hellgrauen Beinkleidern angenehm abstach. Dazu gefellten sich ein schmales, schwarzes Halstuch und eine zierliche, dunkelblaue Weste. Eine goldene Kette, mit dem Haken in das letzte Knopfloch befestigt, verlor sich bescheiden in dem Seitentäschchen. Die feinen Stiefel knarrten mit Noblesse. Bei seinem Erscheinen verbreitete sich ein Duft von Fß-Bouquet und der Geruch nach frischer Wäsche. Peter Wassiljewitsch vermochte nur noch ein „ah!“ hervorzustoßen, und griff dann sofort nach seiner Mütze.

Boris Andrejitsch zog auf seine Linke einen Glacéhandschuh, nachdem er ihn zuerst behautet hatte; dann schenkte er sich mit derselben, leicht zitternden Hand ein Gläschen voll und setzte es an den Mund, griff endlich ebenfalls zum Hut und begab sich mit Peter Wassiljewitsch in das Vorzimmer.

— Ich thue es nur Ihnen zulieb, sagte Boris Andrejitsch, in den Wagen steigend.

— Geben wir zu, es wäre mir zulieb! — antwortete Peter Wassiljewitsch, auf den augenscheinlich die elegante Ausstattung seines Freundes einen bedeutenden Eindruck gemacht hatte. — Wer weiß — vielleicht werden Sie mir später dankbar sein.

Er erklärte nun dem Kutscher, wohin er zu fahren habe. Der Wagen rollte davon.

— Wir begeben uns zu Sofia Kirillowna Sadnjeprowskaja, — sagte endlich Peter Wassiljewitsch nach einer län-

geren Pause, während welcher unsere beiden Freunde unbeweglich wie Steinsäulen neben einander gesessen hatten. — Haben Sie schon von ihr gehört?

— Ich glaube, — ja — erwiderte Boris Andrejitsch.  
— Ist es etwa die, welche Sie für mich erwählt haben?

— Und weshalb denn auch nicht? Sie ist eine Frau von ausgezeichnetem Verstande, besitzt Vermögen, hat feine Manieren, man könnte sagen, Manieren, wie sie Eine aus der Residenz besitzt. Uebrigens, sehen Sie sich die Dame selbst an — Sie übernehmen ja keine Verpflichtungen . . .

— Das hoffe ich! — erwiderte Boris Andrejitsch. — Wie alt wird sie sein?

— Fünf- bis siebenundzwanzig Jahre schätze ich. Jedenfalls nicht älter. Gerade in den blühendsten Jahren!

Bis zum Gute von Frau Sadneprowskaja waren es nicht 15, sondern gehörige 25 Werst, sodaß Boris Andrejitsch zuletzt tüchtig fror und fortwährend sich abmühte, sein von der Kälte geröthetes Näschen in den Biberkragen seines Mantels zu vergraben. Peter Wassiljewitsch fürchtete sich überhaupt nicht vor der Kälte, besonders aber dann nicht, wenn er sein Festgewand anhatte. In diesem Falle schwigte er vielmehr. — Die Meierei von Frau Sadneprowskaja wurde repräsentirt durch ein neues weißes Haus mit grünem Dache, eine Villa in städtischer Bauart, an die sich ein kleines Gärtchen und ein Hofraum anschlossen. In der Umgegend von Moskau sind solche Häuschen öfter anzutreffen, in der Provinz werden sie jedoch viel seltener. Man bemerkte an Allem, daß die Frau Gutäbe-

figerin sich noch nicht lange hier niedergelassen hatte. Unsere Freunde stiegen aus dem Wagen. Auf der Treppe wurden sie von einem Diener empfangen, der in erbsengrüne Reinkleider und einen grauen rund abgestuften Frack mit Bronceknöpfen gekleidet war. Im Vorzimmer, das recht nett ausah und eine Schlafbank enthielt, kam ihnen ein eben solcher Diener entgegen. Peter Wassiljewitsch ließ sich und seinen Freund bei der Herrin anmelden. Der Diener aber begab sich nicht erst zur Herrin, sondern antwortete auf der Stelle, daß die gnädige Frau bereit sei, die Herren zu empfangen.

Die Gäste schritten vorwärts und traten durch das Eßzimmer, in welchem ein Canarienvogel fast zum Betäuben schmetterte, in das Gastzimmer ein. Es war mit Möbeln nach modernstem russischem Geschmack ausgestattet. Die Stühle waren äußerst gekünstelt und gewunden. Ihre Bauart sollte dem Sitzenden besondere Bequemlichkeit bieten — ein Vorwand, der in Wirklichkeit natürlich keine Bewahrheitung erfuhr. Es verstrichen keine zwei Minuten, als sich im Nebengemach das Rauschen eines seidenen Kleides vernehmen ließ. Die Portièrè ging aus einander und die Wirthin trat mit lebhaften Schritten in das Zimmer ein. Peter Wassiljewitsch machte ein paar Verbeugungen und führte Boris Andrejitsch auf sie zu.

— Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen — sagte ungezwungen die Wirthin, indem sie ihn rasch mit ihren Blicken musterte. — Ich bin Peter Wassiljewitsch sehr verbunden für die Gelegenheit, eine so angenehme

Bekanntschaft anzuknüpfen. Bitte die Herren, Platz zu nehmen!

Die Frau des Hauses setzte sich, mit dem Kleide rauschend, auf ein niederes Sopha, lehnte sich an seine Rückwand, streckte die Füßchen, die mit sehr netten Halbstiefeln angethan waren, etwas vor und kreuzte die Hände. Sie trug ein grüneideneß Kleid, das sich, streifenweise wiederkehrend, in lichtere Farben abtönte und mehrreihig besetzt war.

Boris Andrejitsch setzte sich ihr gegenüber in einen Lehnstuhl. Peter Wassiljewitsch nahm in einiger Entfernung Platz. Die Unterhaltung nahm ihren Anfang. Boris Andrejitsch studirte aufmerksam sein vis-à-vis. Sie war eine Frau von schlankem Wuchse und äußerst zierlicher Taille, etwas bräunlich von Gesichte, aber sonst wirklich hübsch. Der Ausdruck ihres Gesichtes und besonders der großen, glänzenden Augen, die sich nach außen zu wie bei den Chinesen, ein wenig in die Höhe zogen, zeigte eine eigenthümliche Mischung von Kühnheit und Schüchternheit, und konnte unmöglich auf Natürlichkeit Anspruch machen. Bald kniff sie die Augen zusammen, bald öffnete sie dieselben unerwartet weit. Auf ihren Lippen spielte unaufhörlich ein Lächeln, welches sich den Anschein von Gleichgiltigkeit zu geben suchte. Alle ihre Bewegungen waren ungezwungen, fast übermüthig. Uebrigens machte ihr Aeußeres auf Boris Andrejitsch einen angenehmen Eindruck. Nur der schiefe Scheitel ihres Haares, der ihren Zügen ein flottes und burlesques Aussehen

verlieh, störte ihn. Außerdem drückte sie sich im Russischen nach seiner Meinung zu rein und korrekt aus. Boris Andrejitsch theilte nämlich die Meinung von Buschkin, daß

„wie man schöne, doch scherzlose Lippen nicht küßt,  
man Feinheit der Sprache mit den Fehlern vermißt.“

Mit einem Worte, Sofia Kirillowna gehörte zu der Kategorie von Frauen, welche bei galanten Herren als flotte Salon-Damen, bei den Ehegatten als schlagfertig und redegewandt in besonderem Ansehen stehen und von alten Junggesellen als lebenslustige Weibchen sehr geschätzt werden.

Die Unterhaltung begann damit, daß man von der Einförmigkeit des ländlichen Aufenthaltes sprach.

— Hier ist fast kein lebendiges Wesen zu finden; man hat wahrlich Niemand, mit dem man ein Wort wechseln könnte — sagte Sofia Kirillowna, immer das „s“ scharf betonend. — Ich begreife nicht, wie die Menschen hier existiren können. Dazu — fügte sie mit Coquetterie hinzu — bleiben noch Diejenigen, mit denen man angenehm verkehren könnte, aus; sie besuchen uns so selten und überlassen uns arme Menschen der düsteren Einsamkeit.

Boris Andrejitsch verbeugte sich ein wenig und murmelte eine nicht besonders treffende Entschuldigung vor sich hin, wobei Peter Wassiljewitsch einen Blick auf ihn warf, als ob er sagen wollte: „Nun, was habe ich Ihnen gesagt? Nicht war, sie ist mit den Worten nicht verlegen?“

— Rauchen Sie vielleicht? — fragte Sofia Kirillowna.

— Ja wohl . . . jedoch . . .

— Ach, bitte, bitte! . . Ich rauche ja selbst.

Nach diesen Worten nahm sie ein ziemlich umfangreiches, silbernes Etui vom Tische, holte aus demselben eine Cigarette hervor und bot solche auch den Gästen an. Beide machten Gebrauch von dem also Vereichten. Sofia Kirillowna schellte und befahl einem eintretenden Knaben, der über die ganze Brust in einer rothen Weste steckte, Feuer zu bringen. Der Knabe kam zurück und trug auf einem krystallinen Präsentirteller eine brennende Wachskerze heran. Die Cigaretten wurden angeraucht.

— Da haben Sie's — zum Beispiel: Sie werden es kaum glauben! — nahm die Wittwe das Gespräch wieder auf, indem sie den Kopf ein wenig zurückwarf und den Rauch in feinen Strömen nach oben entließ — es giebt hier Leute, welche die Ansicht vertreten, daß es für eine Dame unpassend sei zu rauchen. Vom Reiten — schon gar nicht zu reden; behüte Gott! man würde uns steinigen. So ist es hier — wiederholte sie nach einer kurzen Pause, — Alles, was das alltägliche Niveau übersteigt, was mit den Satzungen eines, Gott weiß von wem erfundenen Anstandes nicht im Einklange steht, wird dem strengsten Tadel unterworfen.

— Besonders pflegt in dieser Beziehung die Damenwelt boshaft zu sein — bemerkte Peter Wassiljewitsch.

— Das ist wahr! — versetzte die Wittwe. — Behüte Einen der Himmel, mit diesen Zungen zu thun zu haben! Uebrigens, ich verkehre mit dieser Klasse gar nicht.

Das Geklätch ihrer Vertreterinnen gelangt ganz und gar nicht in meine Ohren.

— Und Sie empfinden dabei keine Langeweile? — fragte Boris Andrejitsch.

— Langeweile? Nein! Ich lese . . . und wenn ich die Bücher satt habe, überlasse ich mich meinen Gedanken, oder lege mir die Karten aus und stelle Fragen an mein Schicksal.

— Wie ist es denn möglich, daß Sie sich mit Wahrsagereien abgeben? — fragte Peter Wassiljewitsch.

Die Wittwe lächelte nachsichtig.

— Und weshalb denn auch nicht? Ich bin alt genug, um es mir erlauben zu dürfen.

— Aber, verzeihen Sie . . . ! — erwiderte Peter Wassiljewitsch.

Sofia Kirillowna kniff ein wenig die Augen zusammen und fixirte ihn.

— Uebrigens, wir thun wohl gut, dies Gespräch bei Seite zu lassen, — bemerkte sie, und wendete sich mit Lebhaftigkeit an Boris Andrejitsch. — Ich bin überzeugt, Monsieur Wasownin, daß Sie sich für die russische Litteratur interessieren. Nicht?

— Freilich . . . ich . . .

Wasownin las viel, aber gerade Russisches las er ungern und wenig. Besonders waren ihm die neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete ganz fremd: er blieb bei Puschkin stehen.

— Sagen Sie nun gütigst: wie ist das zu erklären,

daß Marliněky in der letzten Zeit beim Publikum in Ungnade gerathen ist? Das kann, nach meiner Meinung, nur eine außerordentliche Ungerechtigkeit sein. Was halten Sie von ihm?

— Marliněky ist freilich ein Schriftsteller, dem man gewisse Verdienste nicht absprechen kann — erwiderte Boris Andrejitsch.

— Er ist ein wahrer Dichter! Er läßt unsere Phantasie in einer Welt . . . in einer bezaubernden, herrlichen Welt schwelgen, während es heut zu Tage ja gang und gäbe ist, nur das Alltägliche zu beschreiben. Ich wüßte wahrlich nicht, was man Schönes in diesem Alltagsleben hier auf Erden finden könnte — und Sofia Kirillowna deutete mit der flachen Hand um sich herum.

Boris Andrejitsch sah sie bedeutungsvoll an.

— Ich bin nicht mit Ihnen einverstanden. Ich finde auch hier sehr viel Schönes — sagte er, indem er auf „hier“ einen besonderen Ton legte.

Sofia Kirillowna lachte plötzlich grell auf. Peter Wassiljewitsch hob ebenfalls plötzlich den Kopf, befann sich ein wenig und wendete dann seine Aufmerksamkeit der Cigarette wieder zu. Das Gespräch nahm in dieser Weise seinen Fortgang bis zum Mittag, indem man schnell von einem Gegenstande auf den andern überging — was wohl nicht der Fall ist, wenn die Unterhaltung wahrhaft interessant wird. Unter Anderem kam man auch auf den Ehestand zu sprechen, auf dessen Licht- und Schattenseiten und auf die Stellung der Frau im Allgemeinen. Sofia



Kirillowna sprach sich energisch gegen das Heirathen aus. Sie ereiferte sich schließlich und, allmählich in Feuer gerathen, vertheidigte sie ihre Ansicht in gesucht klingenden Redensarten, obwohl die Gäste ihr fast nicht widersprachen; nicht umsonst hatte sie eine solche Vorliebe für Marlinský. Sie verstand es auch, zur rechten Zeit die Kunstausdrücke der allerneuesten Stilart in Anwendung zu bringen. Die Worte „artistisch“, „Kunstprinzip“, „bedingen“ entfloßen beständig ihrem Munde.

— Was könnte wohl für die Frau noch theurer sein, als die Freiheit — die Freiheit des Gedankens, des Gefühls, der Handlung? — rief sie endlich aus.

— Aber erlauben Sie, — unterbrach sie Peter Wassiljewitsch, dessen Gesicht allmählich eine unzufriedene Miene angenommen hatte — was soll der Frau die Freiheit? Was sollte sie mit ihr anfangen?

— Wie meinen Sie — was mit ihr anfangen? Und dem Manne soll sie nach Ihrer Meinung zu Statten kommen? Das ist es eben, daß Sie, die Männer . . .

— Auch der Mann bedarf ihrer nicht — unterbrach sie wiederum Peter Wassiljewitsch.

— Was wollen Sie damit sagen?

— Nun, ich wiederhole es: er bedarf der Freiheit nicht. Wozu soll sie dem Menschen überhaupt, diese vielgepriesene Freiheit? Ein freier Mensch — das ist ja bekannt — wird entweder von der Langeweile geplagt, oder er macht dumme Streiche.

— Ich muß also annehmen — bemerkte Sofia

Kirillowna mit einem ironischen Lächeln — daß Sie sich langweilen. Denn ich kenne Sie sonst als einen geschickten Mann, und kann daher nicht glauben, daß Sie, wie Sie sich eben auszudrücken beliebten, dumme Streiche machen.

— Es kommt sowohl das eine wie das andere vor — erwiderte gelassen Peter Wassiljewitsch.

— Ei, das ist nett! Uebrigens, ich habe es ja Ihrer Langeweile zu verdanken, daß mir das Vergnügen zu Theil geworden, Sie heute bei mir zu sehen. — Und mit dieser geschickten Redewendung augenscheinlich selbst zufrieden, warf sie sich eilig an die Lehne des Sophas zurück und bemerkte halbblaut:

— Ihr Freund, Monsieur Wasjownin, scheint sich gern in Paradoxen zu bewegen?

— Ich habe es bisher nicht bemerkt — erwiderte Boris Andrejitsch.

— Worin soll ich mich gern bewegen? — fragte Peter Wassiljewitsch.

— In Paradoxen.

— Wassiljewitsch ließ seine Augen auf Sofia Kirillowna ruhen und sagte kein Wort; bei sich aber dachte er: „Na, ich wüßte schon, was dein Wohlgefallen finden würde“ . . .

Der Junge mit der rothen Weste trat ein und meldete, daß das Mittagsmahl aufgetragen sei.

— Ich bitte die Herren — sagte die Wirthin, sich vom Sopha erhebend.

Und die Gesellschaft verfügte sich nach dem Speisezimmer.

Die servirten Speisen hatten sich nicht des Beifalls der Gäste zu erfreuen. Peter Wassiljewitsch erhob sich hungrig vom Tisch, obwohl es an Gängen nicht gemangelt hatte. Was Boris Andrejitsch anbelangte, so war auch er, und zwar in gastronomischer Hinsicht, unzufrieden, trotzdem die Speisen unter Metalldeckeln und auf angewärmten Tellern aufgetragen wurden. Die Weine waren auch schlecht, trotz der großartigen, gold- und silbergerandeten Etiquetten auf den Flaschen. Sofia Kirilowna hörte nicht auf zu plaudern; dann und wann warf sie ausdrucksvolle Blicke auf die um die Tafel beschäftigten Diener. Auch sprach sie durchaus nicht schüchtern dem Weine zu, wobei sie die Bemerkung nicht unterließ, daß in England alle Damen Wein trinken, während auch das hier für unschicklich gelte. Nach dem Essen lud sie ihre Gäste in das Empfangszimmer und fragte sie, ob sie Kaffee oder Thee vorzögen. Boris Andrejitsch ließ sich Thee geben; nachdem er aber seine Tasse geleert hatte, bedauerte er innerlich, keinen Kaffee verlangt zu haben. Peter Wassiljewitsch dagegen bat zuerst um Kaffee; als er mit seiner Tasse fertig war, verlangte auch er Thee, von dem er kostete, dann aber die Tasse sofort auf die Tablette zurücksetzte. Die Wirthin hatte auf dem Sopha eine bequeme Lage eingenommen, rauchte sich eine Cigarette an und schien nicht ungewillt zu sein, von neuem ein lebhaftes Gespräch anzuknüpfen; ihre Augen funkelten, die gebräunten Wangen waren gluthgeröthet. Die Gäste unterhielten aber das Gespräch äußerst träge, beschäftigten

sich vielmehr mit dem Rauchen und dachten — den Blicken nach zu urtheilen, die sich nach den Zimmerecken richteten — an ihre Abfahrt.

Uebrigens, was Boris Andrejitsch anbetrifft, so wäre er wahrscheinlich gern noch bis zum Abend geblieben; er begann sogar schon ein neues Gespräch mit Sofia Kirillowna, in Folge ihrer coquetten Frage — ob er sich nicht wundere, daß sie allein wohne, ohne Gesellschafterin. — Aber Peter Wassiljewitsch drängte unnachsichtlich nach Hause. Er erhob sich, ging hinaus in das Vorzimmer und gab Befehl zum Anspannen. Beide Freunde wollten sich verabschieden. Die Wirthin suchte sie jedoch zurück zu halten, und als sie ihnen auf's Liebenswürdigste vorwarf, daß sie doch zu kurze Zeit bei ihr zugebracht hätten, offenbarte wenigstens Boris Andrejitsch durch die unentschlossene Körperhaltung und den geschmeichelten Ausdruck im Gesicht, daß die Vorwürfe der Dame bei ihm ihre Wirkung nicht verfehlten. Peter Wassiljewitsch aber hörte nicht auf zu murmeln: „Ganz unmöglich! . . . Es ist Zeit zum Abfahren . . . Die Geschäfte erfordern es . . . Jetzt ist Arbeitszeit auf dem Lande.“ Er zog sich mit Hartnäckigkeit immer näher zur Thür zurück. Sofia Kirillowna nahm ihnen schließlich das Wort ab, daß sie schon in den nächsten Tagen ihren Besuch wiederholen würden und streckte ihnen die Hand zum Shakehands entgegen — auf Englisch! Boris Andrejitsch ging allein auf das Anerbieten ein und drückte ihre Finger fest in den seinen. Sie fixirte ihn dabei mit den Augen und

lächelte. Während dessen zog Peter Wassiljewitsch im Vorzimmer bereits seinen Mantel an.

Der Wagen war kaum aus dem Dorfe hinausgefahren, als Peter Wassiljewitsch zuerst das Stillschweigen brach und ausrief:

— Nein, nicht nach meinem Geschmack! Nein, paßt nicht für uns!

— Was wollen Sie damit sagen? — fragte Boris Andrejitsch.

— Nicht für uns! Nicht für uns! wiederholte Peter Wassiljewitsch und wendete sich, seitwärts blickend, ab.

— Wenn Sie sich so über Sofia Kirillowna äußern, so kann ich Ihnen nicht beistimmen; sie ist eine sehr nette Dame — nicht ohne Prätensionen zwar, aber sehr nett.

— Verstehst dich! Freilich! Wenn nur, z. B. nur . . . Aber was war denn meine Absicht beim Anstiften dieser Bekanntschaft?

Boris Andrejitsch blieb die Antwort schuldig.

— Ich sage Ihnen kurzweg — nicht für uns! Ich sehe ja selbst. Kann Ihnen wirklich so etwas gefallen? Sie spricht von sich: „Ich bin eine Epikuräerin!“ Wozu soll das? Mir fehlen zum Beispiel auf der rechten Seite zwei Zähne — spreche ich je davon? Auch ohne daß ich es sage, werden es die Leute gewahr werden. Und zu alledem — was ist denn das für eine Wirthin?! Es fehlte nicht viel, so hätten wir es vor Hunger nicht ausgehalten! . . . Nein! Ich denke mir so: du kannst ungezwungen, ja

belesen sein, wenn es dich sonst nicht ruhen läßt — sei eine Dame von gutem Tone, aber vor Allem eine Wirthin! Nein, nicht das, nicht eines solchen Weibes bedürfen Sie. Diese rothen Westen und Geschirrdeckel, damit könnte man Ihnen nicht imponiren.

— Ist es denn aber unbedingt nöthig, mir zu imponiren? — fragte Boris Andrejitsch.

— Ich weiß schon was Sie brauchen — jetzt weiß ich es schon.

— Aber bei meiner Ehre — ich bin Ihnen für die Bekanntschaft mit Sofia Kirillowna ungemein verbunden!

— Um so besser! Aber ich wiederhole: sie ist es nicht, die wir suchen. —

Unsere beiden Gefährten kamen spät zu Hause an. Als sie sich trennten, nahm Peter Wassiljewitsch seinen Freund bei der Hand und sagte:

— Ich lasse Sie aber dennoch nicht in Ruhe und sage Sie von Ihrem Versprechen nicht los.

— Bitte, bitte! Ich stehe ja ganz zu Ihren Diensten — erwiederte Boris Andrejitsch.

— Das ist schön von Ihnen.

Peter Wassiljewitsch ging in sein Haus.

Eine volle Woche verstrich darauf in der gewohnten Ordnung, bloß mit der einzigen Besonderheit, daß Peter Wassiljewitsch irgendwohin auf ganze Tage verschwand. Endlich, an einem schönen Morgen, erschien er wiederum in seiner festlichen Kleidung und bot abermals Boris Andrejitsch an, ihn zu einer Visite zu begleiten. Boris

Andrejitsch, der diese Einladung, wie es schien, mit einer gewissen Ungeduld erwartet hatte, erklärte sich ohne Widerspruch bereit.

— Wohin wollen Sie mich diesmal führen? — fragte er Peter Wassiljewitsch, an seiner Seite im Schlitten Platz nehmend.

Seit ihrer Fahrt zu Sofia Kirillowna hatte sich der Winter unterdeß definitiv eingestellt.

— Ich führe Sie jetzt — antwortete Peter Wassiljewitsch gedehnten Tones — in ein sehr achtbares Haus, zu Lichodujeff's. Das ist eine sehr ehrenwerthe Familie. Der Alte diente früher als Oberst im Regiment und ist ein ausgezeichnete Mann. Seine Frau ist eine charmante Dame. Sie haben zwei Töchter, äußerst liebenswürdige Geschöpfe, die gut erzogen sind, auch Vermögen besitzen. Ich weiß noch nicht, welcher von Beiden Sie den Vorzug geben werden: die Eine ist etwas lebhaft, die Zweite mehr gelassen; diese Zweite möchte sogar schon etwas zu schüchtern sein. Aber es könnte wohl Jede für sich einsehen. — Sie werden ja sehen.

— Gut, wollen wir sehen — erwiederte Boris Andrejitsch und dachte bei sich: grade so wie die Familie Varin im Dnjegin.\*)

Ob in Folge dieses sich ihm aufdrängenden Vergleiches oder einer andern Ursache, genug: seine Gesichtszüge nahmen

---

\*) Ein Poem von Puschkin.

auf einige Zeit den Ausdruck von Enttäuschung und Melancholie an.

— Wie nennt sich der Vater? — fragte er nachlässig.

— Er heißt Kalimon Zwanitsch — antwortete Peter Wassiljewitsch.

— Kalimon! Auch ein Name! . . . Und die Mutter?

— Heißt Belageja Zwanowna.

-- Und die Töchter?

— Die Eine heißt ebenfalls Belageja, und die Andere — Emerenzija.

— Emerenzija? Solch einen Namen habe ich in meinem Leben noch nicht gehört! . . . Und noch dazu Kalimonowna!

— Freilich, der Name klingt etwas eigenthümlich. Aber was für ein Mädchen ist sie auch dafür! Man könnte sagen, sie sei durch und durch in dem reinen Feuer der Tugend geglüht.

— Aber Peter Wassiljewitsch, erbarmen Sie Sich! Sie bedienen sich ja solch poetischer Ausdrücke! . . . Und welche von Beiden ist es, die man Emerenzija anspricht? Die Gelasseneren?

— Nein, die Andere . . . Sie werden ja übrigens selbst sehen.

— Emerenzija Kalimonowna! — konnte sich Boris Andrejitsch nicht enthalten, nochmals auszurufen.

Die Mutter ruft sie Emérence — bemerkte halblaut Peter Wassiljewitsch.

— Und ihren Mann sodann . . . „Calimon“?



— Das habe ich noch nicht gehört. Warten wir lieber ab.

— Nun, ich will schon warten.

Bis zu Tichodujeff's waren es ebenfalls gegen 25 Werst, wie bis zu Sofia Kirillowna; dagegen erinnerte hier die Meierei nicht im geringsten an das zierliche Häuschen der lebhaften Wittwe. Hier glözte ihnen ein plumpestes Gebäude entgegen, geräumig und ausgedehnt — ein Haufen dunkler Balken mit ebenso dunkeln Fensterscheiben. Von beiden Seiten führten bogenförmig zwei Reihen schlanker Birken auf das Haus zu; hinter dem Dache ragten die erdgrauen Wipfel großer Linden hervor, so daß das Haus rings herum von Bäumen umgeben schien. Im Sommer verlieh dieser Baumwuchs der Meierei vielleicht ein lebendiges Aussehen, im Winter aber vermehrte er die Trostlosigkeit der Einöde. Der Eindruck, den das Innere des Hauses machte, konnte auch nichts weniger als heiter genannt werden. Alles war dort düster und trübe, Alles sah noch älter aus, als es in Wirklichkeit war. Unsere Freunde ließen sich anmelden; sie wurden eingeladen in das Gastzimmer einzutreten. Der Herr des Hauses empfing sie in Begleitung seiner Gemahlin; die Geberdenbegrüßung aber, während welcher sich die Gäste auf freundliche Verbeugungen beschränkten, wurde von vier weißen Hündchen unterbrochen, die beim Erscheinen der fremden Herren von ihren gestickten Rissen heruntersprangen und einen heftigen Lärm anschlügen. Nur mit Noth, durch Schlagen mit dem Schnupftuch und durch andere Mittel, gelang

es, die kläffenden Hündchen zu beruhigen; daß eine, ein altes und besonders böses Thier, mußte die eintretende Magd sogar unter dem Sopha hervorziehen und in das Schlafzimmer tragen, wobei sie ohne einen Biß in die rechte Hand nicht davon kam.

Peter Wassiljewitsch benutzte die eingetretene Ruhe, um Boris Andrejitsch vorzustellen. Der Hausherr und seine Frau betheuertem, daß ihnen die neue Bekanntschaft Freude mache. Sodann erfolgte von Seiten Kalimon Zwanitsch's die Vorstellung zwischen seinen Töchtern, die er Palinka und Eminka nannte, und dem neuen Gaste. Im Zimmer befanden sich noch zwei weibliche Personen. Die Eine trug eine Haube, die Andere ein dunkles Tüchelchen. Aber Kalimon Zwanitsch hielt es nicht für nöthig, sie Boris Andrejitsch vorzustellen.

Kalimon Zwanitsch war ein Mann von ungefähr 55 Jahren, hoch gewachsen, corpulent und grauhaarig. Sein Gesicht zeigte nichts Besonderes: schwere, gewöhnliche Züge mit dem gemischten Ausdrucke von Gleichgiltigkeit, Güte und Trägheit. Seine Gemahlin, eine kleine, hagere Frau mit verwelktem Gesichte und einer rothhaarigen Perücke, die unter der hohen Haube hervorsah, schien beständig in Unruhe zu sein. Man bemerkte an ihren Geberden die Spuren einstiger Affectation. Von den beiden Töchtern hatte die Eine, Pelageja — eine dunkle Brünette — ein unfreundliches Gesicht; sie war überhaupt menschenscheu. Die Andere dagegen, Emerenzija, ein blondes, bralles Mädchen mit runden, rothen Wangen,

zusammengezogenem kleinen Munde, aufgeworfenem Näschen und lieblichen Augen, that sich beständig hervor. Man sah es ihr an, daß die Pflicht, Gäste zu empfangen, ihr besonders oblag, und auch, daß sie das nicht im geringsten beschwerte. Beide Schwestern trugen weiße Kleider mit blauen Bändern, die bei der mindesten Bewegung aufplatterten. Emerenzija stand die blaue Farbe sehr gut; nicht aber Palinka — es schien überhaupt, als ob es Nichts gäbe, das sie kleiden könnte, obwohl man sie sonst nicht übel nennen konnte.

Die Gäste nahmen ihre Plätze ein. Die Alten legten ihnen Fragen mit jenem Ausdrucke vor, dem man ein erkünsteltes Interesse nicht abdeuten kann; wie es gewöhnlich bei anständigen Leuten in den ersten Momenten der Unterhaltung mit einem neuen Bekannten der Fall ist. Die Gäste antworteten in derselben Weise. Dies Alles brachte einen ziemlich peinlichen Eindruck hervor. Kalimon Swanitsch, der von Natur aus nicht eben erfinderisch war, fragte Boris Andrejitsch, „ob er sich seit längerer Zeit schon in ihrer Gegend ansässig gemacht habe,“ während Boris Andrejitsch soeben dieselbe Frage an Pelageja Swanowna beantwortet hatte. Mit einer äußerst gezierten Stimme, deren man sich leicht in Gegenwart von Gästen, die man zum ersten Male aufnimmt, bedient, machte Pelageja Swanowna ihrem Gatten wegen seiner Zerstreuung einen leisen Vorwurf. Kalimon Swanitsch gerieth ein wenig in Verwirrung und schraubte in sein carrirtes

Taschentuch. Das so hervorgebrachte Geräusch regte eines der Hündchen auf, so daß es von neuem zu klaffen begann. Emerenzija mußte jedoch bald Rath; sie liebte das Hündchen und brachte es zum Schweigen. Sie besaß auch die Geschicklichkeit, sich ihren etwas aus der Fassung gerathenen Eltern gefällig zu machen, indem sie das Gespräch wieder belebte und bescheiden, aber mit einer gewissen Sicherheit neben Boris Andrejitsch ihren Platz einnahm. Anmuthigen Tones richtete sie an ihn Fragen, die zwar an sich unbedeutend waren, die aber lebhaftere Antworten und so eine angenehme Unterhaltung veranlaßten. Alles ging nun nach Wunsch: es entfaltete sich eine allgemeine Diskussion, an welcher nur Palinka sich nicht betheiligte. Sie schaute unverwandt mit düsterem Blick zu Boden, während Emerenzija lachte und ab und zu nicht unterließ, ihre Hand grazios emporzuhoben, als ob sie sagen wollte: „seht mich nur an, wie wohlgezogen und liebenswürdig ich bin, wie viel Munterkeit und Wohlwollen ich allen Menschen entgegenbringe!“ Es schien auch wirklich, daß sie sich nur aus reiner Gutmüthigkeit so regte am Gespräche betheiligte. Sie lachte und erhielt sich voll Anmuth in dieser Stimmung, obwohl Boris Andrejitsch im Anfange nichts Besonderes vorbrachte. Sie lachte später noch mehr, als Boris Andrejitsch, durch den Erfolg seiner Worte ermuntert, anfang, wirklich zu witzeln und geistreich zu werden. . . . Peter Wassiljewitsch lachte ebenfalls. Wasownin bemerkte unter Anderem, daß er ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik sei.

— Und ich liebe die Musik, wie Keiner sonst! — rief Emerenzija aus.

— Sie lieben sie nicht nur — warf Peter Wassiljewitsch ein — Sie sind auch eine vortreffliche Virtuofin.

— Wirklich? — fragte Boris Andrejitsch.

— Ja wohl! — fuhr Peter Wassiljewitsch fort. — Sowohl Fräulein Emerenzija, als Fräulein Pelageja Kalimonowna, alle beide junge Damen spielen ausgezeichnet Clavier; besonders Fräulein Emerenzija Kalimonowna.

Als Palinka ihren Namen hörte, wurde sie roth und sprang überrascht von ihrem Sessel auf, während Emerenzija die Augen niederschlug.

— Ach, mes demoiselles — sagte nun Boris Andrejitsch — Sie werden doch wohl die Güte haben . . . und mir das Vernügen nicht vorenthalten . . .

— Ich weiß wahrhaftig nicht . . . — stotterte Emerenzija; und indem sie auf Peter Wassiljewitsch einen schelmischen Blick warf, setzte sie im Tone des Vorwurfs hinzu — aber, Peter Wassiljewitsch! . . .

Peter Wassiljewitsch jedoch, als ein Mann von positiver Art, wandte sich sofort an die Wirthin selbst.

— Pelageja Zwanowna — sagte er — veranlassen Sie doch Ihre Töchter uns Etwas vorzuspielen oder zu singen!

— Ich weiß nicht, ob sie heute bei Stimme sind — erwiderte Pelageja Zwanowna. — Man kann ja aber versuchen.

— Ja wohl! Versuchet nur! Versuchet nur! — ließ sich auch der Vater vernehmen.

— Ach, maman, wie kann man denn . . .

— Emérence, quand je vous dis . . . distirte halblaut, aber sehr ernst Pelageja Zwanowna. Sie hatte nämlich die auch vielen andern Müttern eigenthümliche Gewohnheit, den Kindern in Gegenwart von Fremden ihre Befehle und Instruktionen in französischer Sprache zu erteilen, mochten auch die Anwesenden in dieser Sprache selbst geläufig sein. Es war dies um so mehr zu verwundern, als sie selbst das Französische ziemlich schlecht beherrschte und obendrein noch eine schlechte Aussprache hatte.

Emerenzija erhob sich.

— Was werden wir also vorsingen, maman? — fragte sie gehorsam.

— Guer Duett. Es ist ja so schön. Meine Töchter — fügte sie, sich an Boris Andrejitsch wendend, hinzu — besitzen verschiedene Stimmen. Emerenzija hat eine Diskantstimme . . . .

— Soprano, wollen Sie sagen?

— Ach ja, Somprano. Palinka dagegen hat eine Contraltstimme.

— Ach, ein Contralto! Das ist köstlich.

— Ich kann heute nicht singen — sagte auf einmal Palinka mit Anstrengung. — Ich bin heiser.

Ihre Stimme ähnelte in diesem Augenblicke auch wirklich mehr dem Baß, als dem Contralto.

— So? Nun, in diesem Falle singt uns Emerenzija

ihre Arie vor — Du weißt schon, welche . . . Deine italienische Lieblingsarie. Palinka wird dich accompagniren.

— Jene Arie, — weißt du noch? — mit den Trillern, — ergänzte der Vater.

— Die Bravour-Arie kommandirte die Mutter.

Die Fräuleins gingen auf das Clavier zu. Palinka hob den Deckel in die Höhe, legte auf das Pult ein Heft geschriebener Noten und setzte sich nieder. Emerenzija nahm stehend neben ihr Platz, kaum merklich, aber mit Grazie unter den auf sie gerichteten Blicken der Gäste kokettirend. Endlich fing sie an zu singen — wie überhaupt solche junge Damen zu singen pflegen: weinerlich und tremulirend. Die Aussprache war höchst undeutlich; aber aus einigen Nasentönen konnte man entnehmen, daß sie italienisch sang. Gegen den Schluß löste sich die Arie wirklich in Triller auf, zur großen Freude Kalimon Zwanitsch's. Er richtete sich in seinem Sessel in die Höhe und rief aus: „Nur zu! Nur zu!“ Sie aber wurde mit dem letzten Triller eher fertig, als sie sollte, so daß ihre Schwester einige Takte allein spielen mußte. Dies hinderte jedoch Boris Andrejitsch nicht, sein Entzücken zu äußern und Emerenzija Glogen zu machen. Peter Wassiljewitsch wiederholte zweimal hinter einander: Sehr gut! Sehr gut! und fügte dann hinzu: „Nun sollten Sie uns aber auch etwas Russisches vortragen, so zum Beispiel „Solowei“ oder „Saraphan“ oder gar ein Zigeunerlied! Nicht wahr? Wir müssen doch wohl offen

gestehen, daß diese fremdländischen Lieder eigentlich nicht für unser Eimen geschrieben sind.“

— Ganz recht! äußerte sich Kalimon Zwanitsch.

— Chantez . . . le „Saraphan“! — dictirte halblaut und mit der früheren Strenge die Mutter.

— Nein! Nicht „Saraphan“! fiel Kalimon Zwanitsch ein — lieber „Wir zwei Zigeunerinnen“ oder „Zieh' die Mütze und bück' dich tiefer“ . . . Weißt schon, was ich meine!

— Papa! Sie machen es immer so — erwiederte Emerenzija und sang „Zieh' die Mütze“. Und zwar trug sie es nicht übel vor. Kalimon Zwanitsch sang mit und schlug mit den Füßen den Takt, so daß Peter Wassiljewitsch außer sich vor Entzücken kam.

— Das ist ganz etwas Anderes! Das heißt ganz nach unserem Geschmack! — sagte er ohne Unterlaß. — Ergößlich, Emerenzija Kalimonowna! . . . Jetzt erst sehe ich klar, daß Sie berechtigt sind, sich Liebhaberin der Kunst und Künstlerin zugleich zu nennen . . . Ja wohl! Liebhaberin und Künstlerin!

— Aber Sie erweisen mir zu viel Ehre — erwiederte Emerenzija, und wollte sich auf ihren Platz begeben. Doch:

— à présent le „Saraphan“! — fing von neuem die Mutter an.

Emerenzija sang auch den „Saraphan“, jedoch nicht mit demselben Erfolg, den das frühere Lied errungen hatte, wenn auch der Applaus nicht ausblieb.

— Jetzt solltet Ihr noch Eure vierhändige Sonate



spielen — ließ sich Frau Pelageja Swanowna kurz darauf hören — Doch . . . wir sparen sie wohl besser für ein anderes Mal auf. Sonst wäre zu befürchten, daß wir Herrn Wjasownin langweilen.

— Aber bitte . . . — fiel Boris Andrejitsch ein.

Palinka beeilte sich indeß bereits das Clavier zu schließen, und auch Emerenzija erklärte sich müde. Boris Andrejitsch hielt es für seine Pflicht, seine Clogen zu wiederholen.

— Ach, Monsieur Wjasownin! — antwortete sie — Sie werden wohl schon bessere Sängerinnen gehört haben. Ich kann mir schon denken, was mein Singen für Sie für Werth haben mag. Freilich, Bomerius, als er unsere Stadt besuchte, sagte er zu mir — ich darf wohl annehmen, daß Sie von Bomerius gehört haben?

— Nein! Was ist das für ein Bomerius?

— Nein? Ein ausgezeichneteter Violinspieler, der in Pariser Conservatorien studirt hat. Ein ganz wunderbarer Virtuoso! . . . Also, er sagte zu mir: Wissen Sie, Mademoiselle, bei Ihrer Stimme — und wenn sich noch die Gelegenheit bieten sollte, dieselbe bei einem tüchtigen Lehrer auszubilden, können Sie es unzweifelhaft noch zu Bedeutendem bringen . . . Alle Finger hat er mir nach einander geküßt . . . Aber wo soll hier an Ausbildung zu denken sein!

Emerenzija begleitete die letzten Worte mit einem Seufzer.

— Freilich! — erwiderte Boris Andrejitsch. —

Jedoch bei Ihrem Talent . . . Er stockte und schielte mit höflich auffordernden Augen nach der andern Seite.

— Emérence, demandez pourquoi que le diner — erhob Pelageja Swanowna wiederum ihre Stimme.

Oui, maman — replicirte Emerenzija und verließ mit einem graziösen Hüpfen über die Schwelle, den sie wohl unterlassen hätte, wenn keine Gäste zugegen gewesen wären, das Zimmer.

Boris Andrejitsch ging indessen auf Palinka zu. „Wenn hier die Familie Varin realisirt wäre“, so dachte er bei sich, „sollte das Fräulein dann nicht die Tatjana sein?“

Er ging also auf sie zu, während sie selbst mit offener Angst sein Nähertreten verfolgte.

— Sie haben Ihr Fräulein Schwester vortrefflich begleitet — fing er an — ganz vortrefflich!

Palinka gab keine Antwort, erröthete aber bis an die Ohren.

— Ich bedaure sehr, daß es mir nicht vergönnt war, das Duett zu hören . . . Aus welcher Oper ist das Duett, wenn ich fragen darf?

Die Augen Palinka's fingen an, sich unruhig zu bewegen.

Wjasownin wartete ihre Antwort ab; die Antwort blieb aus.

Welche Musik ziehen Sie vor? — fragte er wieder nach einer kurzen Pause — die italienische oder die deutsche?

Palinka's Augen suchten den Boden.

— Pélagie, répondez donc! — flüsterte ihr aufgereggt Pelageja Swanowna zu.

— Sedwede — antwortete Palinka hastig.

— Indessen — erwiderte Boris Andrejitsch — das wäre schwer zu verstehen! Zum Beispiel Beethoven — ein Genie ersten Ranges! Jedoch wird auch er nicht von Allen anerkannt.

— Ja wohl! versetzte Palinka.

— Die Kunst ist unendlich mannigfaltig — fuhr der unerschrockene Boris Andrejitsch fort.

— Ja wohl! — antwortete Palinka. —

Die Unterhaltung dauerte nicht lange.

— Nein — dachte sich Boris Andrejitsch, indem er ihr den Rücken wandte — keine Tatjana. Das ist ganz einfach die personificirte Angst.

An demselben Tage beklagte sich vor dem Schlafengehen mit Thränen in den Augen die arme Palinka bei ihrem Stubenmädchen, wie der Gast sie heute mit der Musik gequält habe und wie sie ihm nicht habe antworten können; und daß sie sich immer unglücklich fühle, wenn Gäste vorfahren: die Mutter schimpft nur nachher — das ist alle Freude, die man davon hat!“

Bei Tisch wurde Boris Andrejitsch ein Platz zwischen Kalimon Swanitsch und Emerenzija angewiesen. Das Mittagessen war ganz russisch, ohne Künsteleien und sättigend, weshalb es auch Peter Wassiljewitsch besser schmeckte, als die erkünstelten Gerichte bei Sofia Kirillowna. Neben ihm saß

Balinka, die endlich ihre Schüchternheit insoweit bewältigt hatte, daß sie seine Fragen beantworten konnte. Dagegen unterhielt Emerenzija ihren Nachbar mit so viel Eifer, daß er es zuletzt kaum aushalten konnte. Sie hatte die Gewohnheit, den Kopf nach rechts zu beugen, um den Bissen von der linken Seite aus dem Munde zuzuführen — es nahm sich so allerliebste aus! Doch diese Gewohnheit war es, die Boris Andrejitsch besonders mißfiel. Ferner wollte es ihm nicht behagen, daß sie nur von sich sprach, und nicht anstand, ihm gefühlvollst die geringsten Details aus ihrer Lebensgeschichte anzuvertrauen. Jedoch als höflicher Mann ließ er seine Empfindungen nicht merken, so daß Peter Wassiljewitsch, der ihn die ganze Zeit beobachtete, sich keine Rechenschaft geben konnte, welchen Eindruck Emerenzija auf seinen Freund gemacht hatte.

Nach Tisch versank Kalimon Swanitsch plötzlich in ein tiefes Nachsinnen, oder, richtiger gesagt, in eine Art Betäubung. Er war gewöhnt, zu dieser Zeit ein Schläfchen zu halten, und obwohl er, als er bemerkte, daß die Gäste die Absicht hatten sich zu verabschieden, einige Male bemerkte: „Aber nicht doch, meine Herren! Weshalb diese Eile? Wir könnten doch noch eine Partie mit einander spielen . . .“, war er im Grunde seiner Seele zufrieden, als er sah, daß sie endlich nach ihren Mühen griffen. Belageja Swanowna dagegen lebte jetzt erst eigentlich auf und suchte die Gäste mit einer besonderen Beharrlichkeit zurückzuhalten. Emerenzija war ihr dabei eifrig behilflich und gab sich jegliche Mühe, sie zum Bleiben zu bereuen.

Sogar Palinka ermannte sich zu einem: „Mais messieurs!“ Peter Wassiljewitsch antwortete weder bejahend noch verneinend; er schaute jedesmal auf seinen Freund Boris Andrejitsch. Dieser bestand jedoch höflich und zugleich kategorisch auf dem Entschlusse, nach Hause zurückzukehren. Mit einem Worte, es spielte sich hier grade das Gegentheil von dem ab, was sich bei dem Abschiede von Sofia Kirillowna ereignet hatte. Nachdem die Gäste ihr Versprechen gegeben hatten, ihren Besuch bald zu wiederholen, entfernten sie sich endlich. Die liebenswürdigsten Blicke Emerenzija's begleiteten sie bis zum Speisezimmer. Kalimon Swanitsch folgte ihnen sogar bis in das Vorzimmer, und nachdem er dort zugehört hatte, wie der hurtige Diener Boris Andrejitsch's die Herren in ihre Pelze einhüllte, ihnen die Shawls umwarf und die Füße mit warmen Stiefeln bekleidete, kehrte er in sein Kabinet zurück. Inzwischen hatte Palinka von ihrer Mutter eine Strafpredigt anhören müssen und sich in ihr Zimmer entfernt, während die beiden, bisher in Schweigen versunken gewesenen Frauenzimmer — die Eine mit der Haube, die Andere im dunkeln Tücheltchen — Emerenzija zu ihrer neuen Eroberung gratulirten.

Die Freunde schwiegen anfangs auf ihrem Wege. Boris Andrejitsch lächelte, durch den aufgeschlagenen Kragen seines Pelzes vor Peter Wassiljewitsch verborgen, still vor sich hin, und wartete ab, bis ihn Lesterer anreden würde.

— Wieder fehlgeschlagen! — rief Peter Wassiljewitsch aus.

Diesmal jedoch konnte man in seiner Stimme eine gewisse Unentschlossenheit wahrnehmen. Indem er sich anstrengte, Boris Andrejitsch durch seinen Pelzfragen anzusehen, fügte er fragend hinzu:

— Nicht wahr, fehlgeschlagen?

— Wichtig! — erwiderte lachend Boris Andrejitsch.

— Ich habe es mir gedacht — erwiderte Peter Wassiljewitsch. Nach einer Pause begann er wieder: — Indessen, ich möchte doch hören, inwiefern denn eigentlich die Geschichte fehlgeschlagen ist. Was geht denn eigentlich diesem Fräulein ab?

— Es geht ihr Nichts ab. Im Gegentheil, es ist von Allem etwas zu viel an ihr.

— Was wollen Sie damit sagen: zu viel?

— Nun ja! Zu viel.

— Erlauben Sie, Boris Andrejitsch, ich verstehe Sie nicht. Wenn Sie von ihrer Bildung sprechen, wäre denn das zu rügen? Was hingegen den Charakter, das Benehmen . . .

— Ei was, Peter Wassiljewitsch! — erwiderte Boris Andrejitsch — Eines wundert mich nur: daß Sie mit Ihrem klaren Blick diese plappernde Emerenzija nicht durch und durch erkannt haben. Diese erheuchelte Liebenswürdigkeit, diese unaufhörliche Selbstvergötterung, diese bescheidenthuende Selbstüberschätzung, diese Nachsicht eines Engels, der von den Höhen des Himmels auf die bedauernswerthen Erdbewohner heruntersieht — aber wozu noch weiter reden! Doch da wir schon so weit sind, so muß ich gestehen, daß

ich, wenn es darauf ankäme, mich zwanzig Mal eher entschließen würde, ihre Schwester zu heirathen. Sie versteht wenigstens zu schweigen.

— Nun ja, Sie haben Recht! — erwiderte kaum hörbar der enttäuschte Peter Wassiljewitsch. Dieses ungewohnte Betragen von Seiten Boris Andrejitsch's machte ihn betroffen.

— Nein, — sagte er zu sich, und zwar zum ersten Male seit seiner Bekanntschaft mit Wasownin, — wir passen nicht für einander . . . Er ist zu gelehrt für mich.

Wasownin seinerseits ließ auch, indem er den Mond betrachtete, der tief am weißgezeichneten Horizonte stand, seinen Gedanken freien Lauf: Wiederum ganz und gar wie in Puschkins „Dnjegin“ . . .

Rund und roth von Angesicht . . .

— Lensky nimmt sich über die Maßen hübsch aus — und ich selbst, als Dnjegin, nicht minder.

— Vorwärts, vorwärts, Larjuschka! — fügte er laut hinzu.

Und Larjuschka, sein graubärtiger Kutscher, trieb die Pferde zu rascherem Trabe an.

— Also nicht nach Wunsch? — fragte Boris Andrejitsch in scherzhaftem Tone seinen Freund, indem er mit Hilfe seines Dieners vom Schlitten stieg und sich anschickte, die Treppe seines Hauses hinauszuschreiten. — Nun, Peter Wassiljewitsch, habe ich Recht?

Aber Peter Wassiljewitsch blieb ihm die Antwort schuldig. Er ging nach Hause, um zu schlafen. —

Emerenzija, die eine ausgedehnte und lebhafte Correspondenz unterhielt, schrieb am anderen Tage ihrer Freundin: — Gestern besuchte uns ein neuer Gast, unser Nachbar Wjasownin. Er ist ein netter, liebenswürdiger Mann, dem man bald ansieht, daß er sehr gebildet ist. Soll ich es Dir in's Ohr sagen? . . . Ich vermuthete, auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Aber beruhige Dich, mon amie: mein Herz blieb ungerührt, und Valentin hat Nichts zu fürchten. —

Der betreffende Valentin war Lehrer am Gymnasium des Gouvernements. In der Stadt hielt er in seiner Lebensweise keine Schranken inne, auf dem Dorfe aber seufzte er nur platonisch und mit dem Ausdruck der Hoffungslosigkeit nach seiner Emerenzija.

Unsere Freunde kamen am nächsten Tage nach alter Gewohnheit wieder zusammen. Ihre Lebensweise war nach wie vor die alte.

Es verstrichen zwei Wochen. Boris Andrejitsch erwartete jeden Tag eine neue Einladung; aber Peter Wassiljewitsch schien sein Vorhaben ganz aufgegeben zu haben. Boris Andrejitsch fing nun selbst an, das Gespräch auf die Wittwe, auf die Tichodujeff'sche Familie zu lenken, und machte endlich Andeutungen, daß jede Sache doch wenigstens dreimal versucht werden müsse. Aber Peter Wassiljewitsch ließ in keiner Weise vermuthen, daß er die Andeutungen seines Freundes verstehe. Eines Tages nun hielt Boris Andrejitsch nicht länger mit seinen Worten zurück und begann:



— Wie soll ich das eigentlich deuten, Peter Wassiljewitsch? Es hat den Anschein, als ob ich Sie jetzt an Ihr Versprechen erinnern sollte?

— Welches Versprechen?

— Erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie die Absicht hatten, mich zu verheirathen? Ich warte darauf.

Peter Wassiljewitsch beschrieb auf seinem Sessel eine Drehung.

— Aber Sie sind ja so wählerisch! Mit Ihnen läßt sich Nichts anfangen. Weiß der liebe Himmel, was Sie für Ansprüche machen. Es sieht so aus, als ob hier gar keine Braut nach Ihrem Geschmack vorhanden wäre.

— Das ist nicht schön von Ihnen, Peter Wassiljewitsch. Sie sollten nicht so leicht verzweifeln. Die ersten paar Male ging es nicht — nun was macht es denn aus? Uebrigens hat mir ja die Wittwe gefallen. Sobald Sie mich im Stiche lassen, fahre ich zu ihr.

— Nun, fahren Sie in Gottes Namen!

— Aber, Peter Wassiljewitsch, ich versichere Ihnen, daß ich es mit dem Heirathen ernst nehme. Führen Sie mich doch noch irgend wohin!

— Aber ich müßte sonst Niemand mehr; in der ganzen Umgegend nicht!

— Das ist nicht möglich, Peter Wassiljewitsch. Als ob hier in der Nachbarschaft schon gar kein hübsches Frauzimmer mehr aufzufinden wäre!

— Es giebt deren schon . . . aber die würden nicht für Sie passen.

— Aber, nennen Sie mir doch wenigstens irgend Eine!

Peter Wassiljewitsch preßte den Bernstein seiner Pfeifenspitze zwischen den Zähnen zusammen.

— Nehmen wir zum Beispiel Wjerotschka Barssukowa — sagte er endlich — wer könnte besser sein als sie? Aber nicht für Sie ist dieses Mädchen.

— Warum nicht?

— Sie ist zu einfach.

— Um so besser, Peter Wassiljewitsch! Um so besser!

— Und der Vater ist ein zu komischer Kauz.

— Das hat auch nichts zu sagen. Freundchen, machen Sie mich bekannt mit . . . wie haben Sie sie genannt?

— Barssukowa.

— Mit Fräulein Barssukowa! . . . Ich bitte Sie.

Boris Andrejitsch ließ Peter Wassiljewitsch keine Ruhe, bis er ihm das Versprechen abgenommen, diese Bekanntschaft anzubahnen.

Zwei Tage später fuhren sie auch wirklich hin.

Die Familie Barssukow bestand aus zwei Personen: aus dem Herrn, einem Fünfziger, und seiner Tochter, einem neunzehnjährigen Mädchen. Peter Wassiljewitsch nannte den Vater nicht umsonst einen komischen Kauz; er war es wirklich, und in hohem Maße. Nachdem er seine Studien in einer Kronsanstalt glänzend absolviert hatte, war er in den Marinendienst eingetreten und hatte bald

die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gelenkt. Nichts destoweniger hatte er plötzlich den Dienst quittirt, sich verheirathet, seinen Wohnsitz auf dem Lande genommen, und hier wurde er von Tag zu Tag träger, sodaß es schließlich dahin mit ihm kam, daß er nicht nur niemals ausfuhr, sondern sogar nicht aus seinem Zimmer heraus kam. In seinem kurzen, mit Hasenfell gefütterten Rocke und den Pantoffeln ohne Hacken, pflegte er den ganzen Tag, die Hände in den Taschen seiner weiten Hose, bald singend, bald pfeifend, in sich versenkt von einer Zimmerecke zu der andern zu spazieren. Und was man ihm auch sagen mochte, auf Alles antwortete er lächelnd: „Brau, brau!“ Das sollte soviel heißen, als: „Bravo, bravo!“

— Wissen Sie, Stepan Petrowitsch — sagte zu ihm zum Beispiel ein vorgefahrener Nachbar (und die Nachbarn besuchten ihn gern, denn einen zweiten, so gastfreundlichen und zuvorkommenden Mann gab es schwerlich) — wissen Sie, man sagt, daß in Bieleff die Roggenpreise bis auf 13 Banko-Rubel gestiegen sind?

— Brau, brau! — antwortete ruhig Barssukow, obwohl er erst vor Kurzem dieselbe Waare mit 7 $\frac{1}{2}$  Rubel verkauft hatte.

— Haben Sie schon gehört, daß Ihr Nachbar Bavel Tomitsch 20,000 Rubel verspielt hat?

— Brau, brau! — antwortete mit derselben Ruhe Barssukow.

— In Schlikoff soll eine Seuche ausgebrochen sein — bemerkte ein anderer, neben ihm sitzender Herr.

— Brau, brau!

— Fräulein Papin ist mit dem Verwalter auf und davon . . .

— Brau, brau, brau!

Und so ging es bis in's Unendliche. Meldete man ihm, daß sein Pferd erkrankt, der Jude mit Waaren eingetroffen, daß die Uhr von der Wand verschwunden sei, daß der Dienstmurche seine Stiefel verlegt habe — auf Alles gab er nur eine Antwort: „Brau, brau!“ Und nichtsdestoweniger war bei ihm keine besondere Unordnung zu bemerken. Seine Bauern waren wohlhabend, und er selbst machte nie Schulden. — Sein Aeußeres war sehr einnehmend. Sein rundes Gesicht mit den großen braunen Augen, der feinen, regelmäßigen Nase und den quellenden Lippen erregte Aller Verwunderung. Diese jugendliche Frische wurde noch auffallender durch sein schneeweißes Haar. Ein kaum merkliches Lächeln lagerte fast beständig um seine Lippen, und noch mehr als um die Lippen, in den Grübchen seiner Wangen. Er lachte für gewöhnlich nicht; aber mitunter — übrigens sehr selten — wandelte ihn ein convulsivisches Lachen an, nach dem er sich jedes Mal unwohl fühlte. Außer seiner üblichen Ausrufung pflegte er sehr wenig zu sprechen; und war er dazu genöthigt, so sprach er nur das Allernothwendigste mit den gelungensten Abkürzungen.

Seine Tochter Wjerotschka hatte große Aehnlichkeit mit

ihm, sowohl im Antlitze und dem Ausdruck ihrer dunkeln Augen, die durch die zarte Farbe ihres blonden Haares noch dunkler erschienen, als auch in ihrem Lächeln. Sie war von mittlerem Wuchs und zart gebaut. Sie bot nichts besonders Anziehendes dar, aber man durfte sie nur ansehen oder ihre Stimme hören, um sich sagen zu müssen: „das ist ein seelenvolles Wesen.“ Vater und Tochter hingen sehr aneinander. Die ganze Hauswirthschaft lag auf ihren Schultern, und sie gab sich gern mit ihr ab. — Von anderen Beschäftigungen wußte sie nichts. Peter Wassiljewitsch hatte sich ganz richtig geäußert, daß sie ein „einfaches Mädchen“ sei.

Als Peter Wassiljewitsch und Boris Andrejtsch bei Barssukow ankamen, fanden sie ihn, wie gewöhnlich in seinem Kabinet auf und ab spazierend. Dieses Kabinet, das man auch Gast- oder Speisezimmer zu nennen berechtigt war, da in ihm Gäste empfangen und der Tisch gedeckt wurde, nahm mehr als die Hälfte von dem kleinen Häuschen Barssukow's ein. Die Möbel waren nicht schön, aber bequem. Längs der einen Wand stand ein breites, weiches Sopha, mit einer ganzen Anzahl von Kissen ausgestattet — ein Sopha, das allen Gutsbesitzern in der Umgegend gut bekannt war: es saß sich sehr angenehm auf ihm. In den übrigen Zimmern standen nur Stühle, hier und da ein Tischchen oder Schrank. Alle diese Räume waren Durchgangszimmer und wurden von Niemand bewohnt. Das kleine Schlafgemach Wjerotschka's lag gegen den Garten, und außer ihrem sauberen Bett, einem Wasch-

tischchen mit einem kleinen Spiegel und einem einzigen Sessel fand sich auch dort kein Möbel vor. Dafür aber standen in jedem Winkel Flaschen mit Fruchtliqueuren und Büchsen mit Confitüren, Alles mit Aufschriften von Wjetrotschka's Hand versehen.

Nachdem Peter Wassiljewitsch das Vorzimmer betreten, wollte er sich und Boris Andrejitsch auch sofort anmelden lassen; aber ein Junge in einem langschößigen Rocke, den sie im Zimmer antrafen, sah ihn bei seinem Auftrag nur an, um ihm hurtig den Pelz abzunehmen und die Herren zum Eintritt aufzufordern. Die Freunde betraten also das Kabinet Stepan Petrowitsch's. Peter Wassiljewitsch stellte Boris Andrejitsch vor.

Stepan Petrowitsch drückte letzterem die Hand und fügte hinzu :

— Freut mich sehr . . . Kalt, nicht wahr? . . . Ein Schnäpschen? — Mit dem Kopfe nach dem Tische winkend, auf dem schon Alles bereit stand, setzte er sein Auf- und Abgehen im Zimmer fort.

Boris Andrejitsch leerte ein Gläschen; seinem Beispiele folgte auch Peter Wassiljewitsch, und Beide nahmen auf dem mit den vielen Kissen ausgestatteten Sopha Platz. Boris Andrejitsch fühlte sich bald so behaglich, daß er die Empfindung hatte, als ob er sein ganzes Leben auf diesem Sopha gefessen hätte und seit jeher mit dem Hauswirth bekannt gewesen wäre. Dasselbe Gefühl empfanden auch alle Anderen, die bei Barssukow verkehrten.

Er war an diesem Tage nicht allein; man fand ihn

überhaupt selten allein. Dießmal saß ein Beamter von der Sorte der stillen Wasser bei ihm, ein Mann mit zusammengeschrunpftem Altweiber-Gesicht, mit einer Habichtsnase und unruhigen Augen — ein ganz verwelktes Männchen, das noch vor nicht langer Zeit einen warmen Posten bekleidet hatte, gegenwärtig aber unter Gericht stand. Mit der einen Hand sich an's Halstuch klammernd, mit der andern den Brustlaß seines Frackes fassend, verfolgte er Stepan Petrowitsch unausgesetzt mit den Augen. Er wartete, bis die Gäste ihre Plätze eingenommen, und sagte dann mit einem tiefen Seufzer:

— Nein, Stepan Petrowitsch! Einen Menschen zu verdammen ist nicht schwer. Aber Sie kennen doch wohl das Sprichwort: „Es sündigt der ehrliche Mann, es sündigt der Dieb — Alle leben nur durch die Sünde, und wir thun es auch so.“

— Frau . . . — begann schon Stepan Petrowitsch, hielt aber inne und fügte hinzu: — ein schlechtes Sprichwort das!

— Wer könnte es leugnen? Freilich ein schlechtes — erwiderte das verdorrte Männchen. — Aber was ist zu machen? Die Noth ist ja kein Freund: sie frißt Deine Ehrlichkeit auf. Ich wäre bereit, mich diesen edeln Herren anzuvertrauen, wenn sie nur bereit wären, meine Angelegenheit entgegenzunehmen.

— Ist es gestattet, zu rauchen? — fragte Boris Andrejitsch den Wirth.

Letzterer nickte bejahend.

— Freilich — fuhr der seines Dienstes entfesselte Beamte fort — auch ich war mehr als einmal gegen mich selbst unwillig und empfand gegen die ganze Welt eine gewissermaßen edle Entrüstung . . .

— Von Spitzbuben erforschen! — unterbrach ihn Stepan Petrowitsch.

Der Beamte erzitterte.

— Was wollen Sie damit sagen, Stepan Petrowitsch? Doch nicht etwa, daß die edle Entrüstung von Spitzbuben erforschen sei?

Stepan Petrowitsch nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Der Gemäßregelte schwieg und brach dann plötzlich in ein klangloses Lachen aus, bei welcher Gelegenheit zum Vorschein kam, daß er keinen einzigen Zahn mehr im Munde hatte, obwohl er sonst eine ziemlich reine Sprache führte.

Ha, ha, ha, Stepan Petrowitsch! Sie bringen immer etwas Originelles zu Stande. Unser Anwalt sagt nicht umsonst von Ihnen, daß Sie sich auf echte Calembours verstehen.

— Frau, Frau! — erwiderte Parissukow.

In diesem Augenblick that sich die Thür auf und Wjerotschka trat ein. Festen, doch leichten Schrittes trug sie in beiden Händen eine grüne, runde Tablette, auf der zwei gefüllte Tassen und eine Sahnkanne standen. Ein dunkelgraues Kleid umschloß leicht angeschmiegt ihre feine Taille. Boris Andrejitsch und Peter Wassiljewitsch erhoben sich beide vom Sopha. Sie antwortete mit einem



knix, ohne die Tablette aus den Händen zu lassen, und indem sie sie dann auf den Tisch schob, sagte sie:

— Da ist auch Kaffee für Sie!

— Brau! — erwiderte der Vater. — Noch zwei — fügte er hinzu, auf die Gäste deutend. — Boris Andrejitsch . . . meine Tochter.

Boris Andrejitsch machte zum zweiten Male eine Verbeugung.

— Ist Kaffee gefällig? — fragte sie, ihn mit Ruhe ansehend. — Bis Mittag sind es noch anderthalb Stunden.

— Mit Vergnügen! — antwortete Boris Andrejitsch. Wjerotschka wandte sich an Krupizhin.

— Und Sie, Peter Wassiljewitsch?

— Auch ich werde bitten.

— Sogleich. Ich habe Sie schon lange nicht gesehen, Peter Wassiljewitsch.

Sie entfernte sich.

Boris Andrejitsch sah ihr nach und beugte sich flüsternd zu seinem Freunde:

— Aber sie ist ja sehr nett . . . Und dabei — was für ein ungezwungenes Benehmen!

— Das macht die Gewohnheit — erwiderte Peter Wassiljewitsch. — Hier im Hause ist es wie in einer Schenke: der Eine tritt aus, der Andere tritt ein.

Wie zur Bestätigung dieser letzten Worte trat ein neuer Gast ein. Es war ein breitschultriger Mann, oder, wie sich in unserer Gegend die Alten ausdrücken: ein kugelförmiges Männchen, mit großem Kopfe, großen Augen und

ebensolchen Lippen, und mit zaufigem Haar. Ueber seinen Zügen lagerte beständige Unzufriedenheit — es war ein faures Gesicht. Er stak in einem bequemen Rock und wackelte im Gehen mit dem ganzen Körper. Erst nachdem er schwerfällig auf das Sopha niedergefunken, sagte er ein: „Grüß' Gott!“ wobei er sich übrigens an keinen besonders wendete.

— Ein Schnäpschen? — fragte ihn Stepan Petrowitsch.

— Nein! Was Schnäpschen! — antwortete der neue Gast. — Wer denkt an Schnäpschen! . . . Guten Morgen, Peter Wassiljewitsch — setzte er hinzu, nachdem er sich umgesehen.

— Guten Morgen, Michej Michejitsch! — antwortete Peter Wassiljewitsch. — Woher?

— Woher? Nun, selbstverständlich aus der Stadt. Nur Ihr seid so glücklich, nicht nach der Stadt fahren zu dürfen. Aber ich, Dank der Vormundschaft und Dank jenem Herrchen — da — fügte er hinzu, mit dem Finger auf den unter Gericht stehenden Beamten hinweisend — . . . ich habe meine Pferde schier todtgefahren und bin in der Stadt nicht zu Athem gekommen. Daß es ihm vergolten werde!

— Gestatten Sie mir, Sie zu begrüßen, Michej Michejitsch — ließ sich das „Herrchen“ vernehmen.

Michej Michejitsch sah ihn an.

— Da hört sich Verschiedenes auf! Sag doch einmal, wandte er sich mit gekreuzten Armen an ihn — wann wirst Du denn endlich aufgeknüpft werden?

Das „Herrchen“ fühlte sich verlezt.

— Du hättest es schon längst verdient! Bei Gott, Du solltest aufgeknüpft werden! Die Regierung ist viel zu nachlässig gegen Eure Gleichgen — das ist es. Macht es Dir denn viel Sorgen, daß Du unter Gericht stehst? Ich bewahre! Nicht im Geringsten! Nur Eins wird Dich betrüben: daß es nämlich jetzt nicht mehr geht . . . „Ist einmal gewesen!“ wie die Deutschen sagen. — Und Michaj Michajitsch machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er Etwas in der Luft erhascht hätte und sich in die Tasche steckte. — Damit ist's jetzt vorbei! Man kennt Euch. Ihr seid nicht wählerisch: von Todten und Lebendigen — Alles ist Euch recht.

— Sie belieben immer zu spaßen — erwiderte der also Geschmähte — wollen aber dabei gar nicht in Betracht ziehen, daß der Gebende in seiner Macht hat zu geben, ebenso wie der Nehmende zu nehmen. Zudem habe ich diesmal wahrhaftig nicht aus eigenem Antriebe gehandelt, sondern mehr durch Veranlassung einer zweiten Person — wie ich bereits erklärt habe.

— Nun ja, freilich! — bemerkte ironisch Michaj Michajitsch. — Der Fuchs hat sich vor dem Regen unter die Egge geflüchtet. Nicht jeder Tropfen trifft ihn da . . . Aber sage die Wahrheit: unser Esprawnik\*) hat Dir doch eine tüchtige Lektion gegeben, nicht?

Der Ex-Beamte zuckte zusammen.

---

\*) Chef der Landpolizei.

— Das ist ein Mann . . . der allzu dienstfertig ist — brachte er endlich mit Mühe hervor.

— Recht so!

— Und trotzdem! Man muß auch diesem Herrn lassen, daß er . . .

— ein goldener Mensch ist, ein wahrer Schatz, he? — unterbrach ihn Michej Michejitsch, und fuhr, sich an Stepan Petrowitsch wendend, fort: — für solche Kerle und für Säufer ist er an seinem Platze, wie der Stein in der Mühle.

— Brau, brau! — bestätigte Stepan Petrowitsch.

In diesem Augenblicke trat wiederum Wjerotschka mit einer Tablette und zwei Tassen ein.

Michej Michejitsch begrüßte sie durch eine Verbeugung.

— Noch eine! — bedeutete sie der Vater.

— Aber warum bemühen Sie sich denn selbst? — warf Boris Andrejitsch ein, indem er ihr seine Tasse aus der Hand nahm.

— O, das ist doch keine Mühe! — antwortete Wjerotschka. — Den Diener möchte ich nicht hereinschicken: ich denke, es schmeckt so besser.

— Freilich, aus Ihren Händen . . .

Aber Wjerotschka hatte keine Zeit, sein Compliment zu Ende zu hören; sie verließ das Zimmer und kam bald mit einer neuen Tasse für Michej Michejitsch zurück.

— Haben Sie gehört, — begann Michej Michejitsch wieder, indem er seine Tasse leerte — Mavra Sjinischyna liegt sprachlos darnieder.

Stepan Petrowitsch blieb stehen und richtete den Kopf etwas in die Höhe.

— Ja, ja! Leider ist es so! — fuhr Michej Michewitsch fort. — Ein Schlaganfall hat sie getroffen. Sie wissen ja, daß sie es stets liebte, sehr gut und reichlich zu speisen. Nun, da sitzt sie vorgestern wieder bei Tische — auch Gäste waren zugegen. Es wird Botwinja \*) aufgetragen. Sie hatte schon zwei Teller genossen, verlangte aber noch einen, sah plötzlich um sich und sagte, aber — wissen Sie — ihre Worte lang ausdehnend: „Nehmt die Botwinja weg! Alle, die hier sitzen, sehen so grün aus.“ . . . Und wie sie das gesagt hatte, fiel sie vom Sessel herunter. Man stürzt hinzu, sie aufzuheben, man fragt, was mit ihr geschehen sei — sie kann aber nur durch Zeichen antworten, die Zunge versagte ihr den Dienst. Nebenbei erzählt man sich noch, daß sich unser Kreisphysikus bei dieser Gelegenheit ganz besonders ausgezeichnet habe. Er soll aufgesprungen sein und geschrien haben: „Einen Arzt! Holet einen Arzt!“ Er hatte sich ganz verloren. Nun, seine Praxis ist ja auch darnach. Er lebt ja nur von Leichen. . . .

— Brau, brau! — bemerkte Barissukow nachdenkend.

— Auch wir haben heute Botwinja — sagte Wjerotscha, die unterdessen in einer Ecke Platz genommen hatte.

---

\*) Ein russisches Essen, das sich aus saurer Kräutersuppe, eingeschnittenen Gurken, Zwiebeln und gesalzenem Fische zusammensetzt.

— Womit denn bereitet? — Mit Stör? — fragte lebhaft Mischej Mischejtsch.

— Mit gekochtem und gedörretem Stör.

— Das ist köstlich! Und da finden sich noch Leute, die behaupten wollen, Botwinja sei kein Essen für den Winter, weil sie kalt ist. Dummes Zeug! . . . Was meinen Sie, Peter Wassiljewitsch?

— Ganz und gar dumm! — antwortete dieser. — Hier im Zimmer ist es doch warm, nicht?

— Sehr warm.

— Und weshalb soll denn in einem warmen Zimmer keine kalte Speise genossen werden? Ich begreife das nicht.

— Ich auch nicht.

Auf diese Weise wurde das Gespräch noch ziemlich lange unterhalten. Der Hauswirth hatte sich an demselben fast gar nicht betheiliget und ging wie gewöhnlich auf und nieder. Bei Tisch wurden alle satt: so schmackhaft war Alles zubereitet, obwohl die Gänge einfach waren. Wjerotschka saß obenan, betheiligte Alle mit Botwinja, schickte die andern Gänge herum, verfolgte mit den Augen, ob sich die Gäste auch genügend versahen, und gab sich Mühe, ihren Wünschen zuvorzukommen. Wjasownin saß neben ihr und ließ sie nicht aus den Augen. Wjerotschka konnte kein Wort sagen, ohne dabei gleich ihrem Vater zu lächeln. Wjasownin wandte sich dann und wann mit Fragen an sie, nicht etwa der Antwort wegen, sondern nur um dieses Lächeln zu sehen.

Nachmittags setzten sich Mischej Mischejitsch, Peter Wassiljewitsch und „das Herrchen“, dessen eigentlicher Name Dnuffri Klitsch war, zum Kartenspiel nieder. Mischej Mischejitsch äußerte sich nicht mehr so derb über ihn, obwohl er noch immer fortfuhr, ihn aufzuziehen. Vielleicht, weil er bei Tisch etwas zu viel Wein genossen hatte. Zwar erklärte er im Voraus beim jedesmaligen Ausgeben der Karten, daß sich alle Affe und Trümpfe bei Dnuffri vorfinden würden, daß dieser „Gerichtsbeamte“ Schwindeleien treibe, daß er doch nun einmal solche Raubhände habe; dafür hielt er aber auch nicht mit seinem Lobe zurück, wenn Jener wirklich ein gutes Spielchen gemacht hatte.

— Sag', was Du willst: freilich, Du bist zweifellos ein ganz gehöriger Lump — sagte er zu ihm — aber nichts destoweniger lieb' ich Dich doch . . . wahrhaftig! Denn erstens liegt das in meiner Natur, und zweitens — überlegt man, so giebt es noch viel schlimmere Leute, als Du bist. Ja, man kann sagen, daß Du in Deiner Art noch ein anständiger Kerl bist!

— Brav gesprochen, Mischej Mischejitsch! — erwiderte Dnuffri Klitsch, dem diese Worte Muth machten — Ihre Aeußerung hat ihre volle Wahrheit. Nur sind es freilich die Verfolgungen und Verleumdungen . . .

— Nun, nun! Gieb weiter aus! — unterbrach ihn Mischej Mischejitsch. — Was Verfolgungen und Verleumdungen! Du solltest noch Deinem lieben Gott danken, daß

Du nicht im Bugatschew'schen Thurme an einer Kette festgenagelt liegst . . . Sieh weiter!

Dnuffri Mjitsch beeilte sich, die Karten auszugeben, lebhaft mit den Augen blinzeln und noch gewandter als sonst den rechten Daumen mit seiner langen, spitzen Zunge befeuchtend.

Unterdessen ging Stepan Petrowitsch im Zimmer auf und ab, während Boris Andrejitsch sich in Wjera's Nähe hielt. Ihr Gespräch erlitt manche Unterbrechung — sie entfernte sich nämlich fortwährend — und die Unterhaltung war an sich so unbedeutend, daß es schwer wäre, ihren Inhalt hier wiederzugeben. Er fragte, wer in der Nachbarschaft wohne, ob sie oft ausfahre, ob sie die Hauswirtschaft liebe. Auf die Frage nach ihrer Lektüre antwortete sie: „Ich möchte wohl lesen, aber es fehlt mir an Zeit.“ Und trotzdem, als der Diensthursche im Kabinet erschien und meldete, daß die Pferde angepannt seien, ward es ihm schwer, sich zu entfernen, nur sehr ungern mochte er diese seelenvollen Augen, dieses klare Lächeln verlassen. Hätte ihn nur Stepan Petrowitsch ein wenig zurückgehalten, er wäre sicherlich geblieben. Aber Stepan Petrowitsch that es nicht — nicht etwa, weil ihm der neue Gast nicht willkommen war, sondern weil es bei ihm eingeführt war, daß, wer zur Nacht bleiben wollte, selbst sein Bett bestellen mußte. Michel und Dnuffri Mjitsch verfahren auch ganz in diesem Sinne. Sie nahmen sogar ein gemeinschaftliches Zimmer ein und unterhielten sich dort bis spät nach Mitternacht. Ihre Stimmen drangen dumpf



bis in das Kabinet herein. Dnuffri Bljitsch ließ sich am meisten hören; es schien, als ob er Etwas erzählte oder von Etwas überzeugen wollte, während sein Genosse nur zuweilen, bald bezweifelnd, bald zustimmend, ein „hm!“ einmischte. Am andern Tage fuhren sie nach Michel Micheljitsch's Dorfe und von dort aus, ebenfalls zusammen, nach der Stadt.

Auf dem Rückwege verharreten sowohl Peter Waffiljewitsch als Boris Andrejitsch längere Zeit in Schweigen. Peter Waffiljewitsch war sogar beim Klingeln der Schellen und der gleichmäßigen Bewegung des Schlittens eingeschlummert.

— Peter Waffiljewitsch! — sagte endlich Boris Andrejitsch.

— Was denn? — fragte Peter Waffiljewitsch, aus dem Schläfe fahrend.

— Warum fragen Sie mich denn nicht?

— Was soll ich fragen?

— Nun, wie Sie es früher gethan haben — ob es passe?

— Also wegen Wjerotschka?

— Nun ja!

— Da hast Du's! Habe ich sie Ihnen denn vorgeschlagen? Sie ist nicht für Sie.

— Sie sind sehr im Irrthum. Sie gefällt mir viel mehr, als alle Ihre Emerenzija's und Sofia Kirillowna's.

— Was Sie sagen!

— Ich spaße nicht.

— Aber wie geht denn das zu? Sie ist ja ein ganz einfaches Mädchen! Eine gute Wirthin vielleicht. Ist denn das aber Alles, was Sie brauchen?

— Und weshalb denn nicht? Vielleicht ist es eben das, was ich suche.

— Aber Boris Andrejitsch, wie ist denn das möglich? Wie geht denn das zu? Sie spricht ja kein Französisch!

— Was macht's? Kann man denn ohne Französisch nicht auskommen?

Peter Wassiljewitsch schwieg ein wenig.

— So was hätte ich gar nicht vermuthet . . . von Ihnen nämlich. Mir scheint immer noch, Sie spaßen.

— Nein, wirklich! Ich spaße nicht.

— Der liebe Gott soll aus Ihnen klug werden! Und ich dachte immer, daß sie nur für unser Einen passen könnte. Uebrigens, sie ist ja auch wirklich ein allerliebsteß Mädchen.

Nachdem er dies gesagt, schob Peter Wassiljewitsch seine Mütze zurecht, grub den Kopf in die Kissen und schlief wieder ein. Boris Andrejitsch fuhr indessen fort, über Wjerotschka nachzudenken. Ihr Lächeln, die heitere Sanftmuth ihrer Augen schwebten ihm immer vor der Seele. Die Nacht war hell und kalt. Der Schnee spielte in bläulichem Lichte gleich einem Diamantenfelde. Der Himmel war sternklar, der kleine Bär funkelte hell, der gefrorene Schnee knarrte und knisterte unter dem Schlitten. Die bereiften und beeiften Baumäste ließen ein kaum hörbares Flüstern vernehmen und warfen im Mondenscheine

einen Glanz ab, als ob sie aus Glas wären. In solcher Zeit spielt die Phantasie besonders gern ihre lockenden Weisen. Wasownin hatte Gelegenheit, diese Erfahrung jetzt auch an sich zu machen. Was hatte er nicht durchdacht während der ganzen Zeit, bis der Schlitten vor seinem Hause hielt! Das Bild Wjerotschka's ging ihm nicht aus dem Kopfe: es begleitete im Geheimen alle seine Gedanken.

Wie schon bemerkt, war Peter Wassiljewitsch von dem Eindrucke überrascht, den Wjerotschka auf Boris Andrejitsch gemacht hatte. Seine Ueberraschung stieg aber noch, als ihm zwei Tage später Boris Andrejitsch erklärte, daß er die feste Absicht habe, zu Barssukow's zu fahren, und daß er sich allein auf den Weg machen werde, falls sein Freund nicht aufgelegt sei, ihn zu begleiten. Peter Wassiljewitsch antwortete selbstverständlich, daß es ihn freue und daß er bereit sei, mitzufahren. Unsere Freunde begaben sich also wiederum zu Barssukow's. Wie jüngst, trafen sie auch diesmal einige Gäste bei ihm an, denen Wjerotschka ebenfalls mit Kaffee und Nachmittags mit Confitüren aufwartete. Wasownin unterhielt sich aber diesmal mehr mit ihr, als vor drei Tagen, das heißt, er sprach mehr zu ihr. Er erzählte ihr von seinem früheren Leben, von Petersburg, von seinen Reisen — kurz, von Allem, was ihm in den Kopf kam. Sie hörte ihm mit ruhiger Neugier zu, von Zeit zu Zeit lächelnd und ihn ansehend, ohne jedoch einen Augenblick ihre häuslichen Pflichten außer Acht zu lassen: kaum bemerkte sie, daß sich ein Gast nach

Etwas umfah, so erhob sie sich auch schon und brachte das Gewünschte selbst herbei. Während sie von ihrem Plaze entfernt blieb, behielt Boris Andrejitsch den seinen inne und sah zufrieden um sich. Sie kehrte zurück, setzte sich wieder neben ihn, nahm ihre Hausarbeit auf, und er begann von Neuem das unterbrochene Gespräch. Stepan Petrowitsch, der im Zimmer herumspazierte, ging beim Rückgang jedesmal auf sie zu, hörte auf die Erzählungen Wjasownin's, brummte vor sich hin: „brau, brau!“ — und so verlief die Zeit unbemerkt rasch. Diesmal blieben Wjasownin und Peter Wassiljewitsch über Nacht und verabschiedeten sich erst am folgenden Tage, des Abends spät. Beim Abschiednehmen drückte Wjasownin Wjerotschka die Hand. Sie erröthete. Bis zu diesem Tage hatte ihr noch nie ein Mann die Hand gedrückt; sie dachte, das müsse wohl Petersburger Sitte sein.

Beide Freunde wiederholten nun öfters ihre Besuche bei Stepan Petrowitsch, besonders war es Boris Andrejitsch, der dort ganz heimisch wurde. Es zog und trieb ihn hin. Einige Mal fuhr er sogar allein vor. Wjerotschka gefiel ihm immer mehr; es hatte sich zwischen ihnen ein Freundschaftsverhältniß angebahnt und schon fand er, daß sie eine zu fühle und bedächtige Freundin abgebe. — Peter Wassiljewitsch hatte aufgehört, mit ihm von Wjerotschka zu sprechen . . . Jedoch, eines Tages sah er ihn wie gewöhnlich einige Zeit stillschweigend an und sagte endlich bedeutungsvoll:

— Boris Andrejitsch!

— Was giebt's? — fragte Boris Andrejitsch und wurde dabei etwas roth, ohne recht zu wissen warum.

— Was ich Ihnen sagen wollte, Boris Andrejitsch . . . Sehen Sie . . . daß . . . nun, es würde nicht schön sein, falls zum Beispiel etwas . . .

— Was haben Sie denn nur? — versetzte Boris Andrejitsch. — Ich verstehe Sie nicht.

— Ich meine Wjerotschka . . .

— Wjerotschka?

Boris Andrejitsch erröthete noch tiefer.

— Ja wohl. Geben Sie Acht: es ist nicht schwer Unheil zu stiften . . . ich will sagen, ein Unrecht zu begehen. Sie entschuldigen meine Aufrichtigkeit, aber ich denke, daß meine Pflicht als Freund . . .

— Aber was fällt Ihnen denn ein, Peter Wassiljewitsch? — unterbrach ihn Boris Andrejitsch. — Wjerotschka ist ein Mädchen von der strengsten Sittlichkeit — und übrigens besteht ja zwischen uns Nichts als eine ganz gewöhnliche Freundschaft . . .

— Aber entschuldigen Sie, Boris Andrejitsch! — unterbrach jetzt Peter Wassiljewitsch. — Wie kann es denn nur sein, daß zwischen Ihnen, einem gebildeten Manne, und einem Mädchen vom Lande, die außer ihren vier Wänden . . .

— Wieder die alte Geschichte! — unterbrach ihn zum zweiten Male Boris Andrejitsch. — Wozu Sie da die Bildung herbeischleppen, kann ich wahrlich nicht begreifen!

Boris Andrejitsch wurde etwas ärgerlich.

— Hören Sie doch nur zu! — rief Peter Wassiljewitsch ungeduldig aus. — Da wir nun einmal schon so weit sind, muß ich Ihnen erklären, daß Sie zwar das volle Recht haben, sich vor mir zu verstecken; mich aber hinter's Licht führen — nein! das wird Ihnen nicht gelingen. Ich habe meine Augen für mich. Der gestrige Tag (sie waren nämlich beide einen Tag zuvor bei Stepan Petrowitsch gewesen) hat mir über Manches Aufschluß gegeben.

— Ueber was hat er Ihnen denn Aufschluß gegeben? — fragte Boris Andrejitsch.

— Er hat mir klar gemacht, daß Sie sie lieben, und daß Sie sogar eifersüchtig sind.

Wasownin sah Peter Wassiljewitsch groß an.

— Nun, und liebt sie mich auch?

— Mit Bestimmtheit möchte ich das nicht sagen; es wäre aber zu verwundern, wenn sie Sie nicht lieben sollte.

— Weil ich eben gebildet bin, wollen Sie sagen.

— Aus diesem Grunde, und auch deshalb, weil Sie vermögend sind. Ihr Aeußeres kann auch gefallen. Die Hauptsache bleibt aber doch — weil Sie vermögend sind.

Wasownin erhob sich und ging ans Fenster.

— Woraus konnten Sie aber bemerken, daß ich eifersüchtig bin? — fragte er, sich plötzlich wieder umwendend.

— Daraus, daß Sie gestern nicht wieder gekommen waren, so lange der Windbeutel Karantjeff nicht abgefahren war.

Wasownin gab keine Antwort, fühlte aber, daß sein

Freund die Wahrheit gesagt hatte. Dieser Karantjeff war ein Mensch, der seine Studien nicht zu Ende gebracht hatte, ein lustiger und nicht dummer Junge mit Herz und Gemüth, der jedoch vom rechten Wege abgekommen war und sich zu Grunde richtete. Die Leidenschaften hatten schon in der frühesten Jugend alle seine Kräfte angegriffen: er war immer unbeaufsichtigt gewesen. Er hatte ein kühnes Zigeunergesicht und sah auch im Uebrigen einem Zigeuner nicht unähnlich, er sang und hüpfte auch wie ein solcher. Er verliebte sich in alle Frauen. Auch Wjerotschka gefiel ihm sehr. Boris Andrejitsch hatte seine Bekanntschaft gemacht und war ihm anfangs gewogen. Als er aber eines Tages bemerkte, daß Wjerotschka seine Lieder mit einem ganz besonderen Gesichte anhörte, fing er an, anders über ihn zu denken.

— Peter Wassiljewitsch — sagte Boris Andrejitsch, indem er auf seinen Freund zuging und vor ihm stehen blieb — ich muß bekennen . . . es scheint mir nämlich, daß Sie Recht haben. Ich habe es schon längst selbst gefühlt, Sie aber haben mir die Augen geöffnet. Ja, es ist wahr, ich bin nicht gleichgiltig gegen Wjerotschka. Aber hören Sie mich an, Peter Wassiljewitsch — Was folgt dann daraus? Sowohl sie, als ich — wir beide werden nichts Unehrlisches beabsichtigen. Dabei habe ich Ihnen ja, wie mir scheint, bereits erklärt, daß ich an ihr keine besondere Neigung zu mir verspüre.

— Alles wahr! — erwiderte Peter Wassiljewitsch — aber der böse Dämon ist machtvoll.

Boris Andrejitsch schwieg eine Weile.

— Was soll ich nun machen, Peter Wassiljewitsch?

— Was machen? Stellen Sie Ihre Besuche ein!

— Sie glauben, daß es nöthig sei.

— Freilich! Sie denken doch nicht etwa daran, sie zu heirathen?

Wjasownin schwieg von Neuem.

— Und weshalb sollte ich sie nicht heirathen? — brach er endlich aus.

— Deshalb, Boris Andrejitsch, weil, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, weil sie nicht für Sie paßt.

— Ich sehe das nicht ein.

— Wenn Sie das nicht einsehen, nun so handeln Sie nach Gutdünken! Ich bin nicht Ihr Vormund.

Peter Wassiljewitsch machte sich an das Stopfen seiner Pfeife.

Boris Andrejitsch setzte sich an's Fenster und verfiel in Nachdenken. Peter Wassiljewitsch störte ihn nicht, und blies kleine Rauchwolken in die Luft. Endlich erhob sich Boris Andrejitsch und befahl mit merkbarer Aufregung, den Schlitten vorzufahren.

— Wohin? — fragte Peter Wassiljewitsch.

Zu Barjukow's — antwortete Boris Andrejitsch kurzweg.

— Soll ich mitfahren?

— Nein, Peter Wassiljewitsch, es wäre mir lieb, allein zu fahren. Ich will mit Wjerotschka selbst eine Unterredung suchen.

— Wie Sie wollen.



— Ja, ja — sagte er zu sich, nachdem er Boris Andrejitsch hinausgeleitet hatte — jetzt geht's los . . . und Alles kommt daher, das er es zu gut hat! — fügte er hinzu, sich auf dem Divan ausstreckend.

An demselben Tage Abends, als Peter Wassiljewitsch schon glaubte, die Rückkehr seines Freundes umsonst abgewartet zu haben, und sich anschickte zu Bett zu gehen, drang plötzlich Boris Andrejitsch, mit Schnee bestäubt, in's Zimmer und fiel seinem Freunde um den Hals.

— Mein Freund! Peter Wassiljewitsch, gratulire mir! — rief er aus, ihn zum ersten Male mit „Du“ anredend. — Sie ist einverstanden, der Alte auch — Alles ist fertig!

— Wie! . . . Was ist geschehen? — stotterte stau-  
nend Peter Wassiljewitsch.

— Ich heirathe!

— Wjerotschka?

— So ist's . . . Alles ist schon abgemacht, Alles ist  
in Ordnung.

— Nicht möglich!

— Was bist Du aber für ein Mensch! Ich sage Dir  
doch — Alles ist beschlossen!

Peter Wassiljewitsch zog hastig die Pantoffel über die  
Füße, warf den Schlafrock um die Schulter und rief:

Macedonia, Thee! — Dann fügte er hinzu: — Nun,  
da einmal Alles abgemacht ist, so muß es dabei bleiben.  
Gebe Euch Gott seinen Segen! Aber erzähle — wie ist  
das zugegangen?

Merkwürdig — von diesem Tage an redeten sich unsere

Freunde mit „Du“ an, als ob es zwischen ihnen nie anders gewesen wäre.

— Recht gern, mit Vergnügen! — antwortete Wjasownin und fing an zu erzählen.

Der Besuch war nämlich folgendermaßen abgelaufen.

Als Boris Andrejitsch bei Stepan Petrowitsch eintrat, fand er dort ausnahmsweise keinen einzigen Gast vor. Der Hausherr selbst ging auch gegen seine Gewohnheit nicht auf und nieder, sondern saß in einem Lehnstuhl; er fühlte sich nicht ganz wohl. So oft er sich anschickte zu sprechen, brach er jedesmal plötzlich wieder ab. Er begrüßte daher den eintretenden Wjasownin mit einem freundlichen Kopfnicken, deutete zuerst auf den Tisch hin, auf dem wie gewöhnlich ein kaltes Frühstück vorbereitet stand, dann auf Wjerotschka, und schloß die Augen. Wjasownin hatte das nur abgewartet. Er setzte sich gleich neben Wjerotschka und knüpfte ein halbblautes Gespräch mit ihr an. Es hatte zuerst die Gesundheit Stepan Petrowitsch's zum Gegenstande.

— Es wird mir so unheimlich — sagte Wjerotschka flüsternd — jedesmal, wenn er sich unwohl fühlt. Er ist nun einmal so: nie wird er klagen, nie nach etwas verlangen. Es ist fast unmöglich, ein Wort aus ihm herauszupressen. Ist er krank, so sagt er es nicht.

— Und Sie lieben ihn sehr? — fragte sie Wjasownin.

— Wen? Meinen Vater? . . . Ueber Alles in der Welt! Behüte der Himmel, daß ihm Etwas zustoße! Mir ist, als könnte ich dann nicht mehr leben.

— Also wäre es für Sie unmöglich, sich von ihm zu trennen?

— Zu trennen? Und weshalb denn von ihm trennen? Boris Andrejitsch blickte zu ihr auf.

— Nun, ein Mädchen darf doch nicht ewig im elterlichen Hause bleiben.

— Ach! das meinten Sie! Nun in dieser Hinsicht bin ich ganz ruhig . . . Wer sollte mich denn heirathen.

„Ich“ hätte Boris Andrejitsch beinahe herausgeplatzt; doch er hielt an sich.

— Was macht Sie so nachdenkend? — fragte sie, indem sie ihn mit ihrem gewöhnlichen Lächeln ansah.

— Ich denke — erwiderte er — ich denke, daß . . .

Er änderte plötzlich den Ton und fragte sie, ob sie Karantjeff schon lange kenne.

— Ich kann mich wahrlich nicht besinnen. Es kommen ja so viele Herren zu meinem Vater. Ich glaube, er war im vorigen Jahre zum ersten Male bei uns.

— Gefällt er Ihnen?

— Nein! — antwortete Wjerotjtscha nach einigem Besinnen.

— Und weshalb nicht?

— Er ist so unreinlich — erwiderte sie naiv. — Uebrigens scheint er ein guter Mensch zu sein, er singt so schön — er bewegt mir jedesmal das Herz, wenn er singt.

— So! — gab Wjasownin zurück, und nach einer Pause fügte er hinzu: — Wer gefällt Ihnen denn?

— Es gefallen mir Viele . . . Sie gefallen mir auch.

— Wir sind ja Freunde. Gefällt Ihnen aber Niemand besonders?

— Aber was Sie doch neugierig sind!

— Und Sie sind kalt.

— Wieso? — fragte Wjerotschka unschuldig.

— Hören Sie mich an! — begann Wjasownin.

— Aber in diesem Augenblicke drehte sich Stepan Petrowitsch im Sessel herum. — Hören Sie — fuhr er kaum hörbar fort, während ihm das Blut zu Kopfe schoß. — Ich muß Ihnen Etwas mittheilen, etwas sehr Wichtiges . . . aber nicht hier.

— Wo denn?

— Meinetwegen in dem angrenzenden Zimmer.

— Um was handelt es sich — fragte Wjerotschka, sich erhebend. — Ein Geheimniß?

— Jawohl, ein Geheimniß.

— Ein Geheimniß . . . — wiederholte Wjerotschka verwundert und trat zum Zimmer hinaus. Wjasownin folgte ihr; er war wie im Fieber.

— Nun, um was handelt es sich? — fragte sie neugierig.

Boris Andrejitsch wollte etwas weit ausholen. Als er aber in das junge Gesicht, welches von dem lichten, ihm so sympathischen Lächeln belebt wurde, in diese klaren, weichen Augen schaute, verlor er sich, und fast wider seinen Willen fragte er sie ohne jede Einleitung:

— Wjera Stepanowna, würden Sie einwilligen, meine Frau zu werden?

— Wie? — fragte Wjerotſchka, und wurde feuerroth.

— Wollen Sie meine Frau werden? — wiederholte Wjasownin mechanisch.

— Ich . . . ich weiß nicht . . . ich habe nicht erwartet . . . es war so . . . stotterte Wjera, mit ihrer Hand das Fensterkreuz fassend, um nicht umzufallen. Dann, auf einmal stürzte sie aus dem Zimmer in ihr Schlafgemach.

Boris Andrejitsch blieb noch eine Weile stehen und kehrte dann verwirrt in das Kabinet zurück. Auf dem Tische lag eine Nummer der „Moskauer Nachrichten.“ Er nahm die Zeitung in die Hand, setzte sich und starrte auf die Zeilen. Er wußte nicht, was mit ihm vorging, geschweige daß er sich hätte Rechenschaft geben können, was dort stand. Etwa eine halbe Stunde brachte er in dieser Stellung zu. Da vernahm er ein leichtes Geräusch hinter sich; ohne sich umzusehen, wußte er, daß Wjera eingetreten war.

Es vergingen noch einige Augenblicke. Er ließ den Blick etwas von den „Nachrichten“ abgleiten. Sie saß am Fenster mit abgewendeten Augen und war blaß. Endlich nahm er sich zusammen, ging auf sie zu und ließ sich auf einem Stuhl neben ihr nieder.

Stepan Petrowitsch bewegte sich nicht; er saß mit rückwärts gelehntem Kopfe im Sessel.

— Entschuldigen Sie mich, Wjera Stepanowna! —

begann Wjasownin mit einer gewissen Anstrengung. — Ich bin wirklich schuldig. Ich hätte Sie nicht so erschrecken sollen, nicht so auf einmal . . . und dabei . . . ich hatte keinen Grund . . .

Wjerotschka schwieg.

— Da es aber einmal geschehen ist, — fuhr er fort — so möchte ich doch wenigstens wissen, welche Antwort . . .

Wjerotschka senkte die Augen; ihre Wangen rötheten sich von Neuem.

— Wjera Stepanowna, nur ein Wort . . .

— Ich weiß wahrlich nicht — begann sie — Boris Andrejitsch . . . es hängt Alles vom Vater ab.

— Was? Unwohl? — erscholl plötzlich die Stimme Stepan Petrowitsch's.

Wjerotschka fuhr zusammen und hob rasch den Kopf. Die Augen Stepan Petrowitsch's waren grade auf sie gerichtet und sahen sehr unruhig aus. Sie ging sofort auf ihn zu.

— Rufen Sie mich, Vater?

— Unwohl? — wiederholte er.

— Wer? Ich? Aber nein! Wie kommen Sie darauf?

Er sah sie scharf an.

— Wirklich gesund?

— Freilich. Wie ist Ihnen?

— Brau, brau! — antwortete er leise und schloß wieder die Augen.

Wjerotschka begab sich zur Thür; Boris Andrejitsch hielt sie an.

— Sagen Sie mir wenigstens, ob Sie mir gestatten, mit Ihrem Vater zu sprechen.

— Wie es Ihnen beliebt — sagte sie leise. — Aber, Boris Andrejitsch, ich glaube, ich passe nicht für Sie.

Boris Andrejitsch wollte sie an der Hand fassen; sie wich aber aus und verließ das Zimmer.

— Wunderbar! — dachte er bei sich. — Sie sagt dasselbe wie Krupizin.

Als er nun ganz allein mit Stepan Petrowitsch im Zimmer war, gab er sich das Wort, ihm Alles klar auseinander zu setzen und zu dem unerwarteten Antrage ihn nach Möglichkeit vorzubereiten. Das erwies sich aber hier in Wirklichkeit noch schwieriger, als bei Wjerotschka. Stepan Petrowitsch fieberte etwas; bald verfiel er in Nachdenken, bald schlummerte er ein, und auf die an ihn gerichteten Fragen und Bemerkungen, durch welche Boris Andrejitsch zum eigentlichen Gegenstande des Gesprächs übergehen zu können glaubte, antwortete er unwillig und immer erst nach einiger Zeit. Boris Andrejitsch sah schließlich ein, daß seine Winke ihre Wirkung verfehlten, und mußte sich daher entschließen, direkt zur Sache zu schreiten.

Er holte einige Male tief Athem, als ob er sprechen wollte, blieb aber lange stumm und brachte kein Wort heraus.

— Stepan Petrowitsch, — begann er endlich, — ich

habe die Absicht, Ihnen einen Antrag zu machen, von dem ich glaube, daß er Sie nicht wenig überraschen wird.

— Brau, brau! — erwiederte ruhig Stepan Petrowitsch.

— Einen Antrag, den Sie gar nicht erwartet haben. Stepan Petrowitsch sperrte die Augen auf.

— Ich . . . ich erlaube mir, um die Hand ihrer Tochter Wjera Stepanowna anzuhalten.

Stepan Petrowitsch sprang in die Höhe.

— Wie? — fragte er mit derselben Stimme und demselben Ausdruck im Gesichte, wie vordem Wjerotschka.

Boris Andrejitsch mußte seinen Antrag wiederholen.

Stepan Petrowitsch ließ sein Auge auf ihm ruhen und sah ihn längere Zeit schweigend an, sodaß es Boris Andrejitsch zuletzt ordentlich unheimlich wurde.

— Weiß Wjera davon? fragte Stepan Petrowitsch.

— Ich habe mich Wjera Stepanowna erklärt, und sie gab mir die Erlaubniß, mich an Sie zu wenden.

— Soeben haben Sie sich erklärt?

— Soeben!

— Warten Sie! — versetzte Stepan Petrowitsch und trat aus dem Zimmer.

Boris Andrejitsch blieb allein zurück. Nengstlich starrte er bald an die Wände, bald nach dem Boden — als sich plötzlich Pferdegetrappel vernehmen ließ. Die Thür des Vorzimmers bewegte sich in ihren Angeln, und eine tiefe Stimme fragte: „Zu Hause?“ Es wurden Schritte hör-



bar und in's Kabinet herein drängte sich der uns bekannte Mischej Mischejtsch.

Boris Andrejtsch konnte vor Aerger gar nicht zu sich kommen.

— Ist das hier eine Hitze! — rief Mischej Mischejtsch aus, indem er sich auf das Sopha warf. — Ah, guten Morgen! Wo ist aber Stepan Petrowitsch?

— Er ist hinausgegangen; wird bald kommen.

— Heut' ist es sehr kalt — bemerkte Mischej Mischejtsch, indem er sich ein Gläschen einschenkte.

Und ehe er es noch recht hinunter geschluckt hatte, sprach er schon wieder mit Lebhaftigkeit.

— Ich komme ja wieder aus der Stadt.

— Aus der Stadt? — erwiderte Boris Andrejtsch, der seine Aufregung kaum bemeistern konnte.

— Aus der Stadt — wiederholte Mischej Mischejtsch.

— Und Alles nur Dank diesem Räuber Dnuffri. Stellen Sie sich vor: er schwatzte mir einen Teufelsack voll tausend Geschichten vor, sodaß man sich Wunder was Gutes dabei denken konnte. Ein Geschäft, — sagte er — ein Geschäft habe ich für Sie ausfindig gemacht, aber ein Geschäft, wie es sich noch Niemandem in der ganzen Welt dargeboten hat. Mit einem Worte, jeder einzelne Rubel sollte nach ihm ganze Hundertrubel-Scheine einbringen. Das Ende vom Liede war, daß er mich noch mit 25 Rubel anpumpt, ich aber mußte mich umsonst in der Stadt abquälen und die Pferde fast zu Tode fahren.

— Was Sie sagen! — murmelte Wjasownin.

— Ich sage Ihnen, das ist ein Räuber, ein wahrer Räuber. Er sollte auf der Landstraße mit einer Wurffugel herumstrolchen. Ich begreife gar nicht, wie die Polizei so Etwas ruhig mit ansehen kann. Es steht Einem ja bevor, an den Bettelstab zu kommen.

Stepan Petrowitsch trat ein.

Und Michej Michejitsch fing nochmals an, von seinem Abenteuer mit Dnuffri zu erzählen.

— Ich begreife nicht, weshalb ihn Niemand durchhaut! — rief er zuletzt aus.

— Durchhaut — wiederholte Stepan Petrowitsch — und brach plötzlich in das convulsivische Lachen aus.

Michej Michejitsch ahmte ihm nach und wiederholte:

— Ja wohl, er müßte durchgehauen werden!

Als aber Stepan Petrowitsch im Anfalle des Lachkrampfes endlich auf dem Sopha zusammenbrach, wandte sich Michej Michejitsch an Boris Andrejitsch und sagte achselzuckend:

— So ist es immer mit ihm. Auf einmal fängt er an zu lachen, Gott weiß weshalb! Es ist so seine Gewohnheit.

Wjerotschka kam herein; sie schien aufgeregt, ihre Augen waren geröthet.

— Der Vater ist heute nicht ganz wohl — bemerkte sie leise zu Michej Michejitsch. Er nickte mit dem Kopfe und schob ein Stück Käse in den Mund. Endlich hielt Stepan Petrowitsch ein, ruhte etwas aus und begann im Zimmer auf und abzugehen. Boris Andrejitsch wick seinen Blick aus und saß wie auf Nadeln. Michej

Nischejtsch fing von Neuem an, sich über Dnuffri Luft zu machen.

Man ging zu Tisch. Während der Mahlzeit sprach nur Mischej Nischejtsch. Endlich, schon gegen Abend, nahm Stepan Petrowitsch Wjasownin bei der Hand und führte ihn schweigend in das Nebenzimmer.

— Sind Sie ein guter Mensch? — fragte er, ihm in's Gesicht sehend.

— Ich bin ein ehrlicher Mann, Stepan Petrowitsch. Das kann ich frei von mir behaupten — und ich liebe Ihre Tochter.

— Sie lieben sie? Ehrlich?

— Ich liebe sie und werde mir Mühe geben, auch ihrer Liebe würdig zu sein.

— Wird sie Ihnen nicht lästig werden? — fragte Stepan Petrowitsch.

— Niemals!

Das Antlitz Stepan Petrowitsch's verzog sich seltsam.

— Nun sehen Sie . . . sie zu lieben . . . ich bin einverstanden.

Boris Andrejtsch war schon bereit, ihn zu umarmen, aber er wies ihn ab.

— Später . . . Schon gut!

Er wendete sich gegen die Wand, Boris Andrejtsch konnte sehen, daß er weinte.

Stepan Petrowitsch trocknete die Augen, ohne sich umzuwenden; dann ging er vor Boris Andrejtsch vorbei

ins Kabinet zurück und sagte ihm mit seinem gewöhnlichen Lächeln ohne ihn anzusehen:

— Heute nicht mehr davon, ich bitte Sie . . . Morgen Alles . . . was nöthig . . .

— Schon gut, schon gut! — erwiderte hastig Boris Andrejitsch und folgte ihm in's Kabinet, wobei er mit Wjerotschka einen Blick austauschte.

In seinem Herzen war er heiter und unruhig zu gleicher Zeit.

Er vermochte nicht lange in Gesellschaft von Michaj Michajitsch bei Stepan Petrowitsch zu bleiben. Er bedurfte der Einsamkeit. Dabei zog es ihn zu Peter Waffiljewitsch. Er entfernte sich mit dem Versprechen, den andern Tag wiederzukommen. Als er im Vorzimmer von Wjerotschka Abschied nahm, drückte er ihr einen Kuß auf die Hand; sie sah ihn verwundert an.

— Bis morgen! — sagte er zu ihr.

— Adieu! erwiderte sie leise.

— Weißt Du, Peter Waffiljewitsch — sagte Boris Andrejitsch, nachdem er seinen Bericht geendet hatte, im Schlafzimmer auf und ab spazierend — weißt Du, was mir jetzt einfällt? Woher kommt es, daß mancher junge Mann nicht heirathet? Daher, daß er Furcht hat, sein Leben in die Knechtschaft zu verkaufen! Er denkt sich: wozu soll ich mich beeilen? Ich habe noch Zeit, und vielleicht trifft sich inzwischen etwas Besseres. Die Geschichte endigt dann gewöhnlich damit, daß er entweder sein ganzes Leben Junggeselle bleibt, oder aber die Erste, Beste hei-

rathet. Das ist Alles nichts weiter, als Egoismus und Stolz. Schickt Dir der liebe Gott ein liebes und gutes Mädchen in den Weg, so veräume nicht die Gelegenheit — sei glücklich und nicht allzu wählerisch. Eine bessere Frau als Wjerotschka finde ich wirklich nicht für mich; und wenn sich auch manche Lücken in ihrer Erziehung vorfinden, so wird es meine Aufgabe sein, an ihr das Nöthige nachzuholen. Sie ist etwas phlegmatisch — aber das hat nichts zu sagen. Im Gegentheil . . . das eben ist die Veranlassung, daß ich meinen Entschluß so schnell gefaßt habe. Du hattest mir ja außerdem zugeredet, zu heirathen . . . Sollte ich mich aber getäuscht haben — fügte er hinzu, indem er sinnend stehen blieb — nun, so ist das Unglück nicht so groß! Aus meinem Leben wäre ohnedies nicht viel geworden.

Peter Wassiljewitsch hörte seinem Freunde schweigend zu, indem er nicht versäumte, von Zeit zu Zeit aus einem gesprungenen Glase den Thee zu schlürfen, den ihm die eifrige Macedonia zubereitet hatte.

— Nun, was schweigst Du? — fragte endlich Boris Andrejitsch, und stellte sich abwartend vor ihn hin. — Nicht wahr, ich urtheile doch richtig? Du bist doch mit mir einverstanden?

— Der Antrag ist gemacht — erwiederte Peter Wassiljewitsch mit Zwischenpausen — der Vater hat seinen Segen gegeben, die Tochter hat nicht nein gesagt, also ist es nicht mehr an der Zeit, Betrachtungen anzustellen. Vielleicht führt auch Alles zum Guten. Jetzt muß an die

Hochzeit gedacht werden. Morgenstund' hat Gold im Mund' . . . Wir wollen also morgen früh Alles besprechen, wie es sich gebührt. Heda! — rief er darauf nach der Dienerschaft — wer da ist, mag Boris Andrejitsch begleiten.

— Umarme mich doch wenigstens! Beglückwünsche mich! versetzte Boris Andrejitsch. — Was bist Du aber für ein Mensch!

— Umarmen will ich Dich schon, und von Herzen gern.

Und er drückte Boris Andrejitsch an seine Brust.

— Gebe Dir Gott hienieden alles Beste!

Die Freunde gingen aus einander. —

„Alles kommt daher — sagte Peter Wassiljewitsch laut vor sich hin, wobei er sich, nachdem er lange still gelegen, im Bette stürmisch auf die andere Seite warf — Alles kommt daher, daß er nicht beim Militair gedient hat. Er ist gewohnt seinen Neigungen zu leben und kennt keine Raison.“

---

Einen Monat später feierte Wjasownin seine Hochzeit. Er selbst bestand darauf, daß die Trauung nicht länger aufgeschoben werde. Peter Wassiljewitsch war Trauführer. Im Laufe dieses ganzen Monats besuchte er Stepan Petrowitsch tagtäglich, jedoch war in seinem Benehmen gegen Wjerotschka und umgekehrt keine Veränderung zu bemerken. Sie wurde vielleicht noch schüchterner — das war Alles. Er brachte ihr „Furi Miroslawsky“ und las ihr selbst einige Kapitel vor. Dieser Sagoškin'sche Roman gefiel

ihr zwar; als sie aber mit ihm zu Ende war, verlangt sie kein Buch mehr. Karantjeff kam einmal extra angefahren, um Wjerotschka als Braut eines Andern zu sehen. Er hatte etwas im Kopfe und wendete seine Augen nicht von ihr ab, gleich als wollte er ihr etwas sagen — er sagte aber Nichts. Man forderte ihn auf, Etwas vorzusingen. Er stimmte ein melancholisches Lied an, ging dann auf ein Bravourlied über, warf die Guitarre auf den Divan, verabschiedete sich von Allen, und, nachdem er im Schlitten Platz genommen hatte, warf er sich mit der Brust auf das unten ausgebreitete Stroh und brach in Schluchzen aus. — Eine Viertelstunde später schlief er den Schlaf eines Todten.

Am Tage der Trauung war Wjerotschka sehr in sich gefehrt. Stepan Petrowitsch war ebenfalls niedergeschlagen. Er hatte gehofft, daß Boris Andrejitsch einwilligen würde, zu ihm, in sein Haus überzufiedeln, aber dieser verrieth durchaus keine Neigung dazu, sondern machte im Gegentheil Stepan Petrowitsch den Antrag, auf einige Zeit sich in Wjasowna niederzulassen. Der Alte schlug es aus mitzufahren: er war sein Kabinet zu sehr gewöhnt. Wjerotschka gab ihm das Versprechen, ihn wenigstens einmal in der Woche zu besuchen. Wie muthlos antwortete ihr darauf der Vater sein „brau, brau!“

Und so begann Boris Andrejitsch ein eheliches Leben. In der ersten Zeit ging alles prächtig. Wjerotschka, die sich als eine ausgezeichnete Wirthin erwies, brachte sein Haus in Ordnung. Er beobachtete ihr gelassenes, sorg-

James Schaffen mit Wohlgefallen, ergözte sich an ihrem unveränderlich klaren und sanften Gemüthe, nannte sie seine „kleine Holländerin“ und wiederholte Peter Wassiljewitsch beständig, daß er erst jetzt eigentlich verstehe, was das Glück sei. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Peter Wassiljewitsch seit Boris Andrejitsch's Verheirathung nicht mehr so oft bei diesem zu sehen war; und wenn er einmal kam, so pflegte er nicht lange zu bleiben, obwohl ihn Boris Andrejitsch mit der früheren Gastfreundlichkeit empfing und Wjerotschka ihm aufrichtig gewogen war.

— Dein Leben ist nicht mehr, was es früher war — so pflegte er zu Wasownin zu sagen, der ihm freundschaftliche Vorwürfe machte, daß er kalt gegen ihn geworden sei. — Du bist jetzt ein verheiratheter Mann, ich bin ein Junggeselle. Ich könnte Euch stören.

Anfangs pflegte ihm Wasownin nicht zu widersprechen. Allmählich aber machte er ihm bemerklich, daß es ihm allein zu Hause langweilig sei. Seine Frau war durchaus nicht die Ursache davon; im Gegentheil, manchmal vermißte er ihre Gesellschaft gar nicht und wechselte während des ganzen Vormittags kein einziges Wort mit ihr, obwohl er immer mit Vergnügen und Zärtlichkeit ihr Gesicht beobachtete, und jedesmal, wenn sie mit ihrem leichten Schritt an ihm vorüberging, ihre Hand auffing und küßte, was dann wieder ein Lächeln auf ihren Lippen hervorrief. Dieses Lächeln war immer dasselbe, das er so liebte. Genügt uns denn aber ein Lächeln allein?



Es war so wenig Gemeinschaftliches in ihnen, und er fing an, dies endlich gewöhnt zu werden.

— Meine Frau scheint nicht viel esprit zu haben — so dachte Boris Andrejitsch eines Tages, mit gekreuzten Armen auf dem Divan sitzend.

Die Worte Wjerotschka's, die sie am Tage seiner Erklärung hervorgepreßt: „Ich passe nicht für Sie“, sie hallten jetzt oft in seinem Innern wieder.

„Wäre ich irgend ein Deutscher oder ein Gelehrter — fuhr er in seinem Sinne fort — oder hätte ich wenigstens eine beständige Beschäftigung, welche den größten Theil meiner Zeit in Anspruch nähme, so wäre solch eine Frau ein wahrer Schatz. Aber wie es jetzt ist . . . wäre es möglich, daß ich mich getäuscht hätte?“ — Dieser Gedanke war für ihn peinlicher, als er einst erwartet hatte.

Als ihm an demselben Tage Peter Wassiljewitsch von Neuem wiederholte, daß er es nicht über sich bringen könne, das Ehepaar zu stören, konnte sich Boris Andrejitsch nicht des Ausrufes enthalten:

„Mit Nichten! Du störst uns nicht im Geringsten. Im Gegentheil, es ist für uns Beide angenehmer“ . . . — er hätte beinahe gesagt: leichter, wenn Du zugegen bist. — Und es war auch wirklich so.

Boris Andrejitsch unterhielt sich gern mit Peter Wassiljewitsch, grade so wie vor der Hochzeit. Zu ihm konnte auch Wjerotschka sprechen, während sie ihren Gemahl für ihre Reden zu hoch hielt und bei all ihrer zweifellosen

Anhänglichkeit nicht wußte, wie sie ihn zu unterhalten hätte.

Außerdem bemerkte sie, daß ihn die Gegenwart Peter Wassiljewitsch's jedesmal aufheiterte. Es endigte kurzweg damit, daß Peter Wassiljewitsch im Hause unentbehrlich wurde. Wjerotschka gewann er lieb wie eine Tochter; es war aber auch unmöglich, dieses gutmüthige Wesen nicht zu lieben. Wenn ihm Boris Andrejitsch einmal aus menschlicher Schwäche als seinem Freunde alle seine geheimen Gedanken klagte und anvertraute, so pflegte ihm Peter Wassiljewitsch energisch seine Undankbarkeit vorzuhaltten und alle guten Seiten Wjerotschka's aufzuzählen. Als sich sogar eines Tages Boris Andrejitsch äußerte, daß ja auch Peter Wassiljewitsch früher die Ansicht ausgesprochen habe, Wjerotschka und er seien nicht für einander geschaffen, antwortete ihm Jener, daß er Wjerotschka's nicht werth sei, wobei seine aufrichtige Verehrung für die junge Frau durchklang.

— Ich habe an ihr Nichts, nicht das, was ich voraussetzte, gefunden — murmelte Boris Andrejitsch.

— Wie, Nichts gefunden? Hatteft Du denn etwas Außerordentliches erwartet? Du hast an ihr ein ausgezeichnetes Weib gefunden. Das ist es!

— Es ist wahr! — beeilte sich Wasownin zu entgegenen.

Im Hause Wasownin's ging Alles her wie zuvor — Alles war friedlich und still; denn mit Wjerotschka wäre es nicht nur unmöglich gewesen zu zanken, es konnten

fogar keine Mißverständnisse zwischen ihr und ihrem Manne entstehen. Die innere Kluft gab sich aber an Allem kund. Ungefähr in derselben Weise, wie sich auch beim einzelnen Menschen eine innere, unsichtbare Wunde durch ihre Wirkung äußerlich verräth. Wjerotschka hatte nicht die Gewohnheit, zu klagen; dabei fiel es ihr auch nie ein, Wasownin Etwas vorzuwerfen. Und so konnte es geschehen, daß ihm nicht beikam, auch ihr möchte dieses Leben nicht leicht sein. Nur zwei Menschen gab es, die ihre Lage klar auffaßten: das waren der alte Vater und Peter Wassiljewitsch. Stepan Petrowitsch pflegte sie jedesmal, wenn sie ihn besuchte, mit einer rührenden Inbrunst zu lieblosen und ihr in die Augen zu schauen. Er richtete keine Fragen an sie; dafür aber ächzte er öfter, wenn er das Zimmer durchmaß, und sein „brau, brau“ klang nicht mehr so unerschütterlich seelenruhig wie früher, es tönte nicht mehr der Friede heraus, der das Irdische überbreitet und von ihm nicht angefochten wird. Getrennt von seiner Tochter, schien er blässer und magerer zu werden. — Für Peter Wassiljewitsch war es auch kein Geheimniß, was in der Seele Wjerotschka's vorging. Wjerotschka verlangte keineswegs, daß ihr Mann sich mehr mit ihr beschäftige oder sie unterhalte; sie quälte vielmehr der Gedanke, daß sie ihm zur Last sei. Peter Wassiljewitsch fand sie einmal unbeweglich stehend, mit dem Gesicht an die Wand gelehnt. Wie ihr Vater, dem sie noch in vieler Beziehung ähnelte, zeigte sie nicht gerne ihre Thränen; sie wandte sich ab, sobald ihr das Weinen ankam, mochte sie auch ganz allein im Zimmer sein.

Peter Wassiljewitsch ging leise an ihr vorüber und hütete sich, sie auch nur durch einen Wink auf den Gedanken zu bringen, daß es ihm klar sei, weshalb sie ihr Gesicht an die Wand gelehnt habe. Dafür aber ließ er Wasownin keine Ruhe. Freilich, er brachte nie jene verletzenden, unnützen und selbstgefälligen Worte über die Lippen: „hab' ich's Dir nicht gleich gesagt?“ — jene Worte, die, beiläufig bemerkt, auch die allerbeste Frau im wärmsten Augenblicke der Theilnahme nicht zurückzuhalten vermag. Er machte ihm vielmehr die herzlichsten Vorwürfe wegen seiner Gleichgiltigkeit gegen Wjerotschka, wegen Hypochondrie, und brachte ihn einmal so weit, daß er zu Wjerotschka hinlief und sie mit Unruhe zu betrachten und zu befragen anfing. Sie sah ihn mit einer solchen Milde an, antwortete mit solcher Ruhe, daß er sie, im Innern über die Vorwürfe Peter Wassiljewitsch's, mit denen er ihn quälte, aufgebracht, verließ, und sich damit beruhigte, daß doch wenigstens Wjerotschka von Allem keine Ahnung habe . . . so verging der Winter.

Boris Andrejitsch wurde nicht reizbar und despotisch, wie es oft der Fall bei Menschen ist, die sich im Unrecht fühlen. Er erlaubte sich auch nicht jenes wohlfeile und brutale Vergnügen, das auch kluge Leute oft nicht unterlassen können, sich über Dinge, die sie nicht genannt hören mögen, durch Spötteln und Aufziehen hinwegzuhelfen. Er verfiel auch nicht in Melancholie. Es begann ihn einfach der Gedanke zu beschäftigen: auf welche Weise kannst Du gut eine Reise bewerkstelligen — freilich, nur auf kurze Zeit.

— Eine Reise! — wiederholte er sich jeden Morgen beim Erwachen — eine Reise! — flüsterte er vor dem Schlafengehen. Und in diesem Worte schien ihm, je öfter er es wiederholte, ein um so größerer Reiz zu liegen. Er machte eine kleine Probe und fuhr zur Zerstreuung zu Sofia Kirillowna; aber ihre Schönrederei, ihre Unnatürlichkeit, ihr Lächeln, ihre Geberden erschienen ihm doch allzu abgeschmackt. „Welcher Vergleich mit Wjerotschka!“ dachte er bei sich und betrachtete mit einer gewissen Geringschätzung die gepußte Wittwe. Und nichtsdestoweniger wollte ihn der Gedanke, sich von dieser nämlichen Wjerotschka loszumachen, nicht verlassen . . .

Der Odem des in's Land gezogenen Frühlings, jener Jahreszeit, die sogar die Vögel aus der Ferne zieht und lockt, zerstreute seine letzten Zweifel und verdrehte ihm gänzlich den Kopf. Er fuhr nach Petersburg — unter dem Vorwande eines wichtigen und keinen Aufschub duldenden Geschäftes, von welchem bisher noch niemals die Rede gewesen war . . . Als er von Wjerotschka Abschied nahm, fühlte er, wie sich sein Herz zusammenzog, wie es beinahe verblutete: es war Mitleid, was er fühlte, mit seiner sanften, guten Gattin. Die Thränen strömten ihm aus den Augen und netzten ihre blasse Stirn, die er soeben mit seinen Lippen berührt hatte. — Ich komme bald, recht bald wieder, mein Herz, und werde auch schreiben — wiederholte er ein paar Mal. Nachdem er sie noch der Freundschaft und Fürsorge Peter Wassiljewitsch's empfohlen, stieg er in den Wagen — gerührt und voll Trauer . . .

Seine Schwermuth verschwand aber augenblicklich beim Anblick der Weiden, deren erstes, zartes Grün die Landstraße begleitete, welche sich zwei Werst entlang von seinem Dorfe hinzog. Ein unerklärliches, fast jugendliches Entzücken machte sein Herz pochen; seine Brust dehnte sich aus und er senkte mit einer sehnsüchtigen Gier seinen Blick in die Ferne.

— Nein! — rief er aus — ich sehe, daß:

„Ein Renner und ein Reh am Wagen  
Dem Kutscher nimmermehr behagen.“

Aber was war er für ein Renner?

Wjera blieb nun allein. Aber erstens besuchte sie Peter Wassiljewitsch oft, und zweitens — woran ihr am meisten lag — der Vater willigte endlich ein, sich von seiner geliebten Behausung zu trennen und zu seiner Tochter zu ziehen. Alle drei begannen nun ein glückliches Leben. Ihre Urtheile, ihre Gewohnheiten stimmten ja so sehr überein! Dabei aber wurde Wasownin nicht nur nicht vergessen; im Gegentheil, er war das unsichtbare, geistige Band, welches sie unter einander verknüpfte. Sie unterhielten sich beständig von ihm, von seinem Verstande, von seiner Güte, seiner Bildung und Einfachheit im Betragen. Die Liebe zu Boris Andrejitsch schien in seiner Abwesenheit zu wachsen. Es stellte sich prächtiges Wetter ein. Die Tage flogen nicht in eiliger Hast dahin; sie verstrichen friedlich und heiter, gleich hohen, hellen Wolken an dem blauen, heitern Himmel. Wasownin ließ von Zeit zu Zeit von sich hören. Seine Briefe wurden gelesen und aber-

mals gelesen, mit innigem Vergnügen. In jedem seiner Briefe gedachte er seiner baldigen Rückkehr . . . Da, eines schönen Tages, erhielt Peter Wassiljewitsch von ihm nachstehende Zeilen:

„Lieber Freund! Mein guter Peter Wassiljewitsch! Ich habe lange nachgedacht, wie ich diesen Brief anfangen solle; es schien mir aber schließlich das Beste zu sein, Dir kurzweg zu sagen: ich gehe in's Ausland. Diese Nachricht — ich weiß es im Voraus — wird Dich überraschen, wird Dich erzürnen; Du könntest dies am wenigsten erwarten. Und Du wirst auch ganz Recht haben, mich einen lieberlichen und leichtsinnigen Menschen zu schelten. Ich habe nicht die Absicht, mich zu vertheidigen, ich fühle in diesem Augenblicke sogar, daß ich erröthe. Aber höre mich mit etwas Nachsicht an. Erstens verreise ich auf eine kurze Zeit, dabei in Gesellschaft und unter so vorthellhaften Bedingungen, wie Du es Dir kaum vorstellen kannst. Zweitens bin ich fest überzeugt, daß, nachdem ich zum letzten Male ausgelassen gewesen sein werde, nachdem ich zum letzten Male meine Leidenschaft befriedigt haben werde, Alles zu kennen und zu erproben — daß ich dann sicherlich ein guter Gatte, ein Familienvater und häuslicher Charakter sein werde. Ich werde dann auch beweisen, daß ich die von der Vorsehung an mir geübte Gnade, der ich ein soches Weib wie Wjerotschka zu verdanken habe, zu schätzen weiß. Ich bitte Dich, suche sie hiervon zu überzeugen und zeige ihr diesen Brief. Ich selbst schreibe ihr heute nicht; es fehlt mir der Muth dazu. Aber sie erhält

unbedingt einen Brief aus Stettin, wohin sich der Dampfer direkt begiebt. Einstweilen sage ihr, daß ich mich vor ihr auf die Knie werfe und sie demüthig ansehe, ihrem thörichten Gatten zu verzeihen. Da ich ihr engelhaftes Gemüth kenne, bin ich überzeugt, sie wird mir nicht zürnen. Ich aber schwöre bei Allem in der Welt, daß ich in drei Monaten, und nimmermehr später, nach Wjasowna zurückkehre, und daß alsdann keine Macht der Erde mehr im Stande sein wird, mich bis zum Ende meines Lebens noch einmal von dort fortzulocken. Lebe wohl — oder richtiger auf baldiges Wiedersehen! Ich umarme Dich und küsse die zierlichen Händchen meiner Wjerotschka. Von Stettin aus werde ich Euch mein Adresse angeben. Sollte sich inzwischen etwas Unvorhergesehenes ereignen, so rechne ich auf Dich — wie überhaupt in allen Angelegenheiten, die mein Haus betreffen — wie auf eine Wand von Fels.

Dein

Boris Wjasownin.

P. S. Zum Herbst bitte ich mein Cabinet mit frischen Tapeten bekleiden zu lassen . . . hörst Du? . . . aber unbedingt!“

Leider war es den von Boris Andrejitsch in diesem Briefe ausgesprochenen Hoffnungen nicht beschieden sich zu verwirklichen. In Stettin kam er, wegen der vielen Laufereien und der neuen Eindrücke nicht dazu, an Wjerotschka zu schreiben. Er schickte ihr aber aus Hamburg einen Brief, in welchem er ihr seine Absicht mittheilte — „zu dem Zwecke, einige industrielle Anstalten in Rugenschein zu



nehmen und diese und jene für ihn wichtige Vorlesung an der Universität zu hören,“ — Paris besuchen zu wollen, wohin er sich auch ausbat, ihm bis auf Weiteres, poste restante, etwaige Briefe zu schicken. Wasownin kam eines Morgens früh in Paris an. Nachdem er im Laufe des Tages die Boulevards, den Tuilleries-Garten, die Place de la Concorde, das Palais-Royal durchlaufen und sogar die Vendôme-Säule bestiegen hatte, begab er sich zu Vefour, wo er in dem Tone eines Habitué sein Mittagessen bestellte, besuchte das Château de fleurs und sah sich schließlich mit dem Ernste des Beobachters an, was denn eigentlich der Cancan bedeute und wie die wahren Pariser diesen Tanz ausführen. Der Tanz an sich gefiel ihm zwar nicht, dafür aber fand er Wohlgefallen an einer demoiselle, die eben den Cancan tanzte, einer lebhaften, schlanken Brünette mit einem Stumpfnäschen und feurigen Augen. Er stellte sich öfter und öfter ihr gegenüber, wechselte zuerst Blicke mit ihr, dann ein Lächeln, endlich Worte . . . eine halbe Stunde später ging sie schon Arm in Arm mit ihm, nannte ihm ihren „petit nom:“ Julie! und machte Andeutungen, daß sie hungrig sei, und daß es nichts Besseres gebe als ein Abendbrot „à la Maison d'or, dans un petit cabinet particulier.“ Boris Andrejitsch für seinen Theil spürte zwar keinen Hunger; auch war er auf ein Souper in Gesellschaft von demoiselle Julie nicht vorbereitet. Indessen — dachte er — wenn die Sitte einmal so ist, muß man sie mitmachen. — Partout! — sagte er laut — aber in diesem Augen-

blick trat ihm Jemand heftig auf den Fuß. Er schrie auf, wandte sich um und sah einen Herrn in mittleren Jahren vor sich, untersezt und breitschulterig, mit steifem Halskragen, in einem bis oben hin zugeknöpften Civilrocke und breiten, militärisch zugeschnittenen Hosen. Den Hut bis auf die Nase, unter der wie in zwei kleinen Cascaden ein gefärbter Schnurrbart herablief, in's Gesicht gedrückt, die Hosentaschen mit den Daumen seiner behaarten Hände auseinanderdehnend, richtete dieser Herr — allem Anschein nach ein Offizier von der Infanterie — einen festen Blick auf Wjasownin. Der Ausdruck seiner gelben Augen, seiner widerwärtig gerötheten glatten Wangen, seiner bläulichen hervorstehenden Backenknochen, seines ganzen Gesichtes überhaupt war frech und herausfordernd.

— Waren Sie es, der mich auf den Fuß getreten? — sprach ihn Wjasownin an.

— Oui, monsieur.

— Aber in solchen Fällen pflegt man doch um Verzeihung zu bitten.

— Und wenn ich mich bei Ihnen nicht entschuldigen will, monsieur le Moscovite?

Die Pariser erkennen einen Russen sofort.

— Sie scheinen mich also beleidigen zu wollen? — fragte Wjasownin.

— Oui, monsieur! Die Form ihrer Nase gefällt mir nicht!

Fi! le gros jaloux! — äußerte sich mademoiselle

Julie, für die der Infanterieoffizier durchaus kein Fremder zu sein schien.

— In diesem Falle . . . — begann Wjasownin unentschlossen

— Sie wollen sagen — fiel ihm der Offizier ein — daß wir uns in diesem Falle schlagen müssen? Nun freilich! Ganz recht! Da haben Sie meine Karte.

— Da ist die meinige — erwiderte Wjasownin, der noch immer nicht zu sich kommen konnte, und kitzelte pochenden Herzens, wie im Traume, auf das glacirte Papier seiner Visitenkarte mit dem im Laufe des Tages als Breloque an seine Uhrkette gekauften goldenen Stifte die Worte: „Hôtel des trois Monarques, No. 46.“

Der Offizier nickte und erklärte, er werde sich die Ehre geben, seinen Sekundanten zu „Monsieur . . . monsieur (er näherte die Karte Wjasownins seinem rechten Auge) monsieur de Vazavononin“ zu schicken — undkehrte Boris Andrejitsch den Rücken, der auf der Stelle das Château de fleurs verließ. Mademoiselle Julie wollte ihn zurückhalten, aber er sah sie sehr kalt an . . . Sie wandte sich sofort von ihm ab, entfernte sich und war lange damit beschäftigt, dem mürrischen Offizier anscheinend Etwas auseinanderzusetzen, der übrigens seine Hände in den Hosentaschen behielt, den Schnurrbart ab und zu bewegte und seine unfreundliche Miene nicht veränderte.

Als Wjasownin auf die Straße trat, überlaß er unter der ersten Laterne, auf die er stieß, zwei Mal hintereinander aufmerksam die ihm eingehändigte Visitenkarte. Es

stand darauf: „Alexandre Leboeuf, capitaine en second au 83<sup>m</sup>e de ligne.“

— Soll das denn wirklich ernste Folgen nach sich ziehen? — dachte er bei sich, indem er in's Hotel zurückkehrte. — Werde ich mich wirklich schlagen müssen und weshalb denn eigentlich? Und das — schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Paris! Wie dumm! — Er begann an Wjerotschka, an Peter Wassiljewitsch zu schreiben, zerriß aber jedesmal den Brief und warf die angefangenen Bogen zur Seite. — Unsinn! Alles Schauspiel! — murmelte er wiederholt vor sich hin und legte sich in's Bett.

Seine Gedanken nahmen aber eine andere Richtung, als sich am andern Morgen, während er frühstückte, zwei Herren bei ihm anmeldeten, die nur etwas jünger waren als Monsieur Leboeuf, ihm aber sonst sehr ähnlich sahen (alle französischen Infanterieoffiziere sind aus einem Guß), und ihm ihre Namen nannten — der Eine hieß Monsieur Becoq, der Andere Monsieur Pinochet, beide dienten als Lieutenants „en 83<sup>m</sup>e de ligne.“ Sie stellten sich Boris Andrejtsch als Sekundanten „de notre ami Leboeuf“ vor, der sie geschickt hätte, die nöthigen Anstalten zu treffen — da nämlich ihr Freund, Monsieur Leboeuf, ihnen nicht erlaubt habe, die Sache beizulegen. Wasowin war seinerseits genöthigt, den Herren Offizieren und Freunden des Monsieur Leboeuf zu erklären, daß er, da er in Paris vollkommen fremd sei, noch nicht habe Gelegenheit nehmen können sich umzusehen und einen Sekundanten aufzufinden

(„Einer wird doch genügen?“ fügte er hinzu. „Vollkommen!“ bestätigte Monsieur Pinochet) und daß er daher die Herren Offiziere bitten müsse, ihm noch gegen vier Stunden Zeit zu lassen. Die Herren sahen einander an, zuckten mit den Achseln, gaben jedoch ihre Zustimmung und erhoben sich von ihren Plätzen.

— Si monsieur le désire — sagte unerwartet Pinochet, indem er in der Thür sich wieder wendete und stehen blieb, (von den beiden Sekundanten war dieser augenscheinlich der beredteste, weshalb ihm auch die Unterhandlungen übertragen worden waren; Monsieur Lecocq begnügte sich damit, seine Zustimmung durch eigenthümliche Töne zu erkennen zu geben) — Si monsieur le désire — wiederholte er (bei dieser Gelegenheit kam Wasownin sein Moskauer Coiffeur, Monsieur Galicis, in den Sinn, der diese Phrase oft gebraucht hatte) — so können wir Ihnen Einen der Offiziere unseres Regimentes empfehlen „le lieutenant Barbichon, un garçon très dévoué,“ der sicherlich bereit sein wird, „à un gentleman“ (Herr Pinochet sprach dieses Wort auf französische Weise aus, nämlich „geantlemen“), einen Dienst zu erweisen, um Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen. Er wird sich als Ihr Sekundant schon Ihr Interesse zu Herzen nehmen — prendre à coeur vos intérêts.“

Wasownin war im ersten Augenblick von diesem Antrage überrascht. Nachdem er aber überlegt, daß er doch in Paris keine Bekannten habe, dankte er Herrn Pinochet für sein Anerbieten und erklärte sich bereit, Herrn Barbi-

chon zu erwarten. Letzterer versäumte auch nicht zu erscheinen. Dieser „garçon très dévoué“ erwies sich als eine überaus hurtige und thätige Persönlichkeit. Nachdem er die Erklärung abgegeben, daß „cet animal de Leboeuf n'en fait jamais d'entres . . . C'est un Othello, monsieur, un véritable Othello — fragte er Wasownin: — N'est ce pas, vous désirez, que l'affaire soit sérieuse? und, ohne eine Antwort abzuwarten, rief er schon wieder aus: C'est tout ce que je désirais savoir. Laissez-moi faire! — Und in der That, er leitete die ganze Angelegenheit mit einer solchen Lebhaftigkeit, nahm so warm die Interessen Wasownins sich zu Herzen, daß der arme Boris Andrejitsch, der bisher nie etwas von Fechten gewußt, schon zwei Stunden später in der Mitte einer kleinen, grünen Lichtung im Vincenne'schen Walde stand — mit einem Säbel in der Hand, mit aufgestreiften Hemdsärmeln und entblößter Brust, in einer Entfernung von zehn Schritten Angesichts seines Gegners, der ebenfalls den Rock abgeworfen hatte. Ein heiterer Himmel beleuchtete die Scene. Wasownin konnte sich noch kaum Rechenschaft geben, wie er an diesen Ort gekommen war. Er hörte nicht auf sich zu wiederholen: „Wie dumm ist das! Wie dumm ist das!“ und das Gewissen plagte ihn, wie wenn er sich an einem albernen Jugendstreiche betheiligte. Mit einer Art Leichtfinn belächelte er aus seiner Seele heraus den Vorgang, und seine Augen konnten sich von der niedrigen Stirn und den kurz geschnittenen, schwarzen Haaren des vor ihm stehenden Franzosen nicht abwenden.

— Tout est prêt — erscholl eine schnarrende Stimme  
 — Allez! — wisperte eine zweite nach.

Das Gesicht des Herrn Leboeuf nahm einen mehr blutgerigen, als erzürnten Ausdruck an; Wasownin schwang den Säbel . . . (Binochet hatte ihm versichert, daß die Unkenntniß der Fechtkunst ihm große Vortheile biete — „de grands avantages!“) . . . da widerfuhr ihm plötzlich etwas ganz Seltsames. Ein Stoß, ein Aufstampfen — ein Funken — und Wasownin empfand in der rechten Seite der Brust etwas wie einen kalten, langen Stock . . . Er wollte ihn von sich reißen, er wollte rufen: „Weg mit ihm!“ — aber schon lag er auf dem Rücken, und ein wunderliches, fast komisches Gefühl überwältigte ihn: es kam ihm vor, als ob man ihm durch den ganzen Körper einen Zahn herausreißen wollte . . . Dann fing die Erde an, vor ihm zu schwinden . . . die erste Stimme fragte: „Tout c'est passé dans les règles, n'est ce pas, messieurs?“ . . . die zweite erwiderte: „Oui, parfaitement!“ — und . . . frach! . . . Alles rund herum fing an zu fliehen und zusammenzustürzen . . . Wjerotschka! — hatte er kaum noch Zeit, voll Wehmuth auszurufen . . .

Des Abends brachte ihn „le garçon dévoué“ in das Hôtel des trois Monarques“ — und in der Nacht verchied er. Wasownin ging in jenes Reich, aus dem noch kein einziger Reisender zurückgekehrt“ . . . Er blieb bis zum letzten Augenblicke ohne Bewußtsein, und nur zwei Mal flüsterte er: „Ich komme bald zurück . . . Das ist Nichts . . . jeht auf's Land! . . . Der russische Geist-

liche, den der Hötelwirth hatte holen lassen, berichtete Alles an die Gesandtschaft — und zwei Tage später war „das Unglück eines zugereisten Russen“ in allen Zeitungen zu lesen . . .

Schwer und bitter war es für Peter Wassiljewitsch gewesen, den Brief Wasownin's der Frau desselben mitzutheilen. Als ihn aber die Kunde von dem Tode seines Freundes erreichte, da gerieth er vollkommen außer sich. Der Erste, der die Nachricht in den Zeitungen gelesen hatte, war Michej Michejitsch. Er kam sofort zu Peter Wassiljewitsch gelaufen, in Gesellschaft Dnuffri Kljitsch's, mit dem er inzwischen wieder Frieden geschlossen hatte. Wie man sich denken kann, rief er schon im Vorzimmer aus: „Denken Sie sich, welches Unglück!“ u. s. w. Peter Wassiljewitsch wollte ihm lange nicht glauben. Als es ihm aber nicht mehr möglich war, an der Wahrheit des Hinterbrachten zu zweifeln, wartete er noch einen ganzen Tag; erst am nächsten begab er sich zu Wjerotschka. Er war wie vernichtet, und sein zerstörtes Aussehen erschreckte sie so, daß sie sich kaum auf den Beinen erhalten konnte. Er wollte sie auf die verhängnißvolle Nachricht vorbereiten, aber die Kräfte versagten ihm — er fiel auf einen Stuhl und kispelte unter Thränen:

— Er ist todt — todt . . .

---

Es verging ein Jahr. Aus den Wurzeln eines gefällten Baumes sprossen neue Zweige, die allertiefste Wunde heilt mit der Zeit, das Leben löst den Tod ab, wie der



Tod das Leben — und das Herz Wjerotschka's hatte etwas ausgeruht und erholte sich allmählich.

Und — zudem gehörte Wjasownin weder in die Kategorie der unersehbaren Menschen (gibt es deren überhaupt?), noch war Wjerotschka fähig, für die Dauer ihres Lebens einem einzigen Gefühle nachzuhängen (gibt es überhaupt solche Gefühle?). Sie hatte Wjasownin ohne Zwang geheirathet, aber auch ohne Entzücken, sie war ihm treu und unterthan gewesen, ohne sich ihm jedoch ganz hingeben zu können, sie betrauerte ihn aufrichtig, aber ohne den Verstand zu verlieren. Was sollte man denn noch mehr verlangen? — Peter Wassiljewitsch hörte nicht auf, sie zu besuchen. Er blieb auch weiterhin ihr nächster Freund, und ist es daher nicht zu verwundern, daß er ihr eines Tages, als sie allein mit ihm im Zimmer war, in's Gesicht sah und ruhigen Ernstes den Antrag machte, seine Frau zu werden? . . . Sie antwortete ihm mit einem Lächeln und reichte ihm die Hand. Ihr Leben ging nach der Hochzeit seine alten Geleise: es war Nichts an ihm zu ändern. —

Seit jener Zeit sind schon zehn Jahre hinabgerollt. Der alte Barssukow wohnt bei seinen Kindern. Er trennt sich nicht von ihnen und ihren Kindern — er zählt der letzteren schon drei, ein Mädchen und zwei Knaben — und wird mit jedem Jahre jünger. Mit seinen Enkeln unterhält er sich sogar, besonders mit seinem Liebling, einem lockigen, schwarzäugigen Jungen, der ihm zu Ehren auch den Namen Stepan trägt. Der kleine Schelm weiß

nur zu gut, daß der Großvater ihn über die Maßen liebt, und erlaubt sich daher schon, ihm nachzuahmen, wie er im Zimmer auf und abgeht und das „Brau, Brau!“ vor sich hinbrummt. Dieser muthwillige Trieb erregt jedesmal große Heiterkeit im ganzen Hause. Der arme Wjasownin ist bis jetzt noch nicht vergessen. Peter Wassiljewitsch ehrt sein Andenken, erwähnt seiner stets mit einem besonderen Gefühle, und sobald sich eine Gelegenheit darbietet, verfehlt er nie zu bemerken, daß der Verstorbene z. B. dies geliebt habe, oder daß er diese und jene Gewohnheit hatte. Peter Wassiljewitsch, seine Frau und Alle, die zum Hause gehören, verbringen ihre Tage einformig — friedlich und still. Sie sind glücklich . . . ein anderes Glück giebt es nicht auf Erden.



Fict. — Russian

# Eine seltsame Geschichte.

Eine Erzählung.

(Baden-Baden, 1869.)

Vor ungefähr fünfzehn Jahren — so begann Herr X. . . . — nöthigten mich dienstliche Angelegenheiten, einige Tage in der Gouvernements-Hauptstadt L. . . . zuzubringen. Ich kehrte in einem comfortablen Gasthause ein, das vor einem halben Jahre von einem reich gewordenen Schneider jüdischer Abkunft dort errichtet worden war. Man behauptet, es habe sich nicht lange halten können, wie ja das bei uns gewöhnlich der Fall ist. Ich aber traf es noch im vollsten Glanze an. Die neuen Möbel pläzten und knackten in der Nacht wie Pelotonfeuer; die Bettwäsche, die Tischtücher und Servietten rochen nach Seife, während der gestrichene Fußboden einen stechenden Firnißgeruch ausströmte, der nach der Ansicht des Kellners, eines sonst eleganten, aber nicht ganz reinlichen Subjekts, die Vermehrung des Ungeziefers verhindern soll. Dieser Kellner, vormalig Kammerdiener des Fürsten G. . . ., zeichnete sich durch sein ungezwungenes Benehmen wie durch eine gewisse Selbstgefälligkeit aus. Er trug beständig einen Frack, der nicht für ihn genäht zu sein schien, und Schuhe, die nach dem Kramladen ausfahen. Eine Serviette unter dem Arm und Hitzblüthchen im Gesicht, pflegte er ungenirt mit seinen schweißigen Händen um sich herumzuarbeiten

und kurze, lakonische Bemerkungen zu machen. Er behandelte mich mit einer Art Wohlwollen, als einen Menschen, der doch endlich einmal befähigt sei, seine Bildung und Weltkenntniß zu würdigen. Sein eigenes Schicksal sah er mit den Gefühlen der Enttäuschung an.

— Es ist ja bekannt — sagte er eines Tages zu mir — wie es heutzutage mit Unserem bestellt ist: ohne erst viel Worte zu machen, packt man uns beim Kragen und wirft uns bis zur Sonne hinauf.

Sein Name war Urdalion.

Ich mußte einige Besuche in städtischen Beamtenkreisen machen. Derselbe Urdalion schaffte mir einen Wagen herbei mit einem Lakaien — Beide gleich abgenutzt und schäbig. Dafür aber trug der Lakai eine Livrée, und die Wagenthüren schmückte ein Wappen. Nachdem ich mit den officiellen Besuchen fertig geworden, begab ich mich noch zu einem Gutsbesitzer, einem alten Bekannten meines Vaters, der seit vielen Jahren schon in L. . . . anässig war. Ich hatte ihn seit 20 Jahren nicht gesehen. Er hatte sich inzwischen verheirathet und erfreute sich einer ziemlich zahlreichen Nachkommenschaft. Seine Frau hatte er durch den Tod verloren, indeß ein nicht unbedeutendes Vermögen zusammen geschlagen. Er beschäftigte sich damit, daß er gegen hohe Zinsen Kapitalien an die Unternehmer verlieh, die mit der Krone in geschäftlichen Beziehungen standen. „Frisch gewagt, ist halb gewonnen.“ In diesem Falle war übrigens das Risiko

nicht so groß, wie es scheinen mochte. — Im Laufe unserer Unterhaltung trat ein etwa 17 jähriges, zartes, schwächtiges Mädchen mit unentschlossenen, leichten Schritten auf den Bebenspißen in das Zimmer ein.

Das ist meine älteste Tochter Sophie — eröffnete mir mein Bekannter; ich empfehle sie Ihrem Wohlwollen. Sie vertritt hier im Hause die Stelle meiner seligen Frau, sie versteht die Wirthschaft und pflegt ihre Geschwister.

Ich begrüßte die Eingetretene zum zweiten Mal (sie ließ sich unterdessen schweigend auf einen Stuhl nieder und sagte mir, die hat doch wenig Aehnlichkeit mit einer Hausverwalterin und Erzieherin. Ihr Gesicht war noch ganz kindlich — rund, mit unbedeutenden aber angenehmen, jedoch unbeweglichen Zügen. Kleine, blaue Augen, die unter hohen, ebenfalls unbeweglichen, ungleichmäßigen Brauen ruhten, schauten mit Aufmerksamkeit und einer Art Staunen um sich, als ob sie etwas Unerwartetes erblickten. Der kleine, weiche Mund mit den schwellenden Lippen lächelte nicht nur nicht, er schien an Lachen überhaupt nicht gewöhnt zu sein. Die zarten Wangen waren von einer bleibenden Röthe bedeckt; man konnte auf ihnen die feinen, rothen Adern durchschimmern sehen. Ihr dichtes, blondes Haar hing zu beiden Seiten des Köpfchens in leichten Flechten herab. Ihre Brust hob sich regelmäßig, während sich die Hände fest und etwas ungeschickt an die feine Taille stemmten. Das blaue Kleid fiel wie bei einem Kinde ohne Falten auf ihre kleinen Füße herab. Der

ganze Eindruck, den das Mädchen machte, war der eines kränklichen, oder vielmehr eines räthselhaften Geschöpfes. Nicht als ob ich ein gewöhnliches Fräulein aus der Provinz vor mir gesehen hätte; es war ein Geschöpf von einem für mich ganz unleserlichem Gepräge. Sie zog mich weder an, noch stieß sie mich ab. Ich war überhaupt unfähig, sie aufzufassen und fühlte nur das Eine — daß ich noch keiner aufrichtigeren Seele im Leben begegnet war. Mitleid — ja Mitleid war es, das dieses junge, ernste, empfindsame Wesen — Gott weiß warum — in mir hervorrief. — Das ist kein Mensch der irdischen Körperwelt — dachte ich bei mir — obwohl in dem Ausdruck ihres Gesichtes nichts Geistiges zu entdecken war, und obwohl „mademoiselle Sophie“ augenscheinlich im Gastzimmer erschienen war, um die Pflichten einer Wirthin zu erfüllen, auf die ihr Vater hingedeutet hatte.

---

Dieser begann von den socialen Verhältnissen in T. . . . zu sprechen, von gesellschaftlichen Vergnügungen und ihren Annehmlichkeiten.

— Bei uns geht es ziemlich still zu. Der Gouverneur ist ein Melancholiker, der Adelsmarschall ein Junggeselle. Doch ist grade zufälligerweise für übermorgen ein großer Ball im Adelsklub angesagt. Ich rathe Ihnen hinzukommen. An hübschen Damen fehlt es hier nicht. Sie werden bei dieser Gelegenheit auch unsere „Intelligenz“ kennen lernen.

Mein Bekannter, der einst die Universität besucht hatte,

liebte bei Gelegenheit auch „gelehrte“ Ausdrücke zu gebrauchen. Er betonte sie mit einer gewissen Ironie, oft jedoch sprach er sie nicht ohne Ehrerbietung aus. Bekanntlich hatten zur damaligen Zeit die Lieferungs-geschäfte mit der Krone außer einer Art von äußerlicher Solidität auch eine merkwürdige Entwicklung des Scharfsinns bei Allen zur Folge, die sich an diesen Geschäften betheiligten.

— Werden Sie auch auf dem Ball erscheinen? — fragte ich die Tochter des Hauses. Ich war nur neugierig auf den Klang ihrer Stimme.

— Papa hat die Absicht hinzufahren — antwortete sie — und da wird er mich wohl mitnehmen.

Sie sprach leise und langsam. Aus jedem ihrer Worte tönte Unentschlossenheit und Zweifel.

— In diesem Falle erlaube ich mir Sie für die erste Quadrille zu engagiren.

Sie neigte den Kopf zum Zeichen der Einwilligung, brachte es aber auch jetzt nicht zu einem Lächeln.

Ich entfernte mich bald. Beim Abschied brachten — wie ich mich noch jetzt entsinne — ihre auf mich gehefteten Augen einen derart seltsamen Eindruck bei mir hervor, daß ich über meine Schulter nach hinten blickte — ob nämlich nicht Jemand oder irgend etwas Auffälliges hinter mir vorhanden wäre.

---

Nachdem ich in's Hôtel zurückgekehrt und meine Mahlzeit, bestehend aus der unvermeidlichen Soupe Julion, aus Cotelette mit Erbsen und einem bis zum Verkohlen ge-



bratenen Hühnchen, eingenommen hatte, setzte ich mich auf den Divan und versank in Nachdenken. Der Gegenstand meiner Gedanken war Sophie, die räthselhafte Tochter meines Bekannten. Ardalion, der inzwischen beschäftigt war, den Tisch abzuräumen, hatte meine Nachdenklichkeit in einem ganz andern Sinne aufgefaßt. Er schrieb sie der Langeweile zu.

— Für die Herren Reisenden giebt es in unserer Stadt sehr wenig Zerstreuungen — sagte er mit der ihm eigenthümlichen frivolen Bonhomie, indem er zugleich mit seiner schmutzigen Serviette die Stühle abklopfte. Dieses Abklopfen ist bekanntlich nur der gebildeten Dienerschaft eigen. — Ja, sehr wenig — fügte er hinzu. Er schwieg alsdann, und es schien, als ob die große Wanduhr mit der Ila Rose auf dem Zifferblatt durch ihr einförmiges, schnarrendes Ticken seine letzten Worte zu bestätigen bemüht wäre. We — nig, we — nig, tickte sie in einem fort.

— Weder Concerte noch Theater giebt es hier — hob Ardalion von Neuem an (Ardalion hatte in früherer Zeit seinen Herrn in's Ausland begleitet und war mit ihm sogar bis Paris vorgebrungen; er wußte daher schon, daß nur die Bauern statt Theater — Kiater sagen). — Weder Tanzabende noch Versammlungen sind bei der hiesigen hohen Honoration üblich. — (Er hielt einen Augenblick inne, wahrscheinlich um mir Zeit zu lassen, zum Bewußtsein der Gewähltheit seiner Sprache zu kommen.) — Die Leute sehen sich hier sogar selten; Jeder zieht es vor,

seine Klause zu hüten. Und so kommt es, daß die zugereisten Gäste nicht recht wissen, was sie anfangen sollen.

Urbalion warf mir bei diesen Worten einen Seitenblick zu.

— Doch, vielleicht könnte Ihnen gedient werden — fuhr er gelehrt fort. — Sollten Sie Lust haben . . .

Er warf mir einen zweiten Blick zu, lächelte sogar hold, schien aber doch die fragliche Lust in meinem Gesicht nicht wahrgenommen zu haben.

Der elegante Bediente suchte schon die Thür, kehrte aber nach einigem Zaudern bedächtig wieder um, neigte sich meinem Ohre zu und sagte mit einem graziösen Lächeln:

— Hätten Sie vielleicht Lust — Todte zu sehen?

Ich sah ihn erstaunt an.

— Ja, ja — fuhr er schon geheimnißvoll fort. — Wir haben hier so einen Menschen . . . er stammt aus dem Kleinbürgerstande, ist sogar unwissend, übt aber ganz wunderbare Dinge aus. Wenn Sie sich zum Beispiel bei ihm melden und den Wunsch äußern, irgend einen ihrer verstorbenen Bekannten zu sehen, so zeigt er Ihnen denselben unbedingt.

— Auf welche Weise?

— Das ist freilich sein Geheimniß. Denn wenn er auch ein ganz unwissender Mensch ist, so zu sagen ein wortloses Geschöpf — in der Geisterwelt ist er stark. Die Kaufmannschaft zollt ihm große Ehrerbietung.

— Weiß man hier überhaupt von ihm?

— Wer seiner bedarf, der kennt ihn. Freilich vor der Polizei ist man auf der Hut. Denn sehen Sie, wenn dabei wirklich nichts Besonderes geschieht, so ist doch jedenfalls etwas Derartiges bei uns verboten — auf den gemeinen Mann könnte es übrigens auch von verderblichem Einflusse sein. Der gemeine Mensch, der Böbel, der überlegt ja bekanntlich nicht viel: der greift bald zur Faust.

— Hat er auch Ihnen Todte vorgeführt? — fragte ich bei Ardalion an. Einen so gebildeten Sterblichen wie ihn konnte ich mich nicht entschließen zu dußen.

Ardalion nickte mit den Kopfe.

— Ja wohl, auch mir hat er Verstorbene gezeigt. Meinen Vater besonders hat er mir wie er lebte und lebte, vor Augen gestellt.

Sch sah Ardalion aufmerksam an. Er lächelte und beschäftigte sich mit seiner Serviette, dabei aber betrachtete er mich festen Blickes mit einer Art — Nachsicht.

— Das scheint interessant zu sein — sagte ich endlich. — Kann ich die Bekanntschaft dieses Kleinbürgers machen?

— Direkt geht das nicht. Man muß es mit der Mutter anstellen. Es ist eine achtbare Frau; sie handelt mit Äpfeln an der Brücke. Wenn Sie befehlen, so werde ich bei ihr anfragen?

— Es sollte mir lieb sein.

Ardalion hustete in die hohle Hand.

— Es versteht sich von selbst — sagte er — daß

ich ihr . . . dieser alten Frau nämlich . . . eine Vergütung nach Ihrem Ermessen, eine freilich nicht große überbringen muß. Ich werde ihr meinerseits aber schon auseinandersetzen, daß sie sich vor Ihnen nicht in Acht zu nehmen braucht, daß Sie ein zugereifter Herr sind, ein Herr — also ein Mann, der selbstverständlich begreife, wie es sich hier um ein Geheimniß handle, und daß sie keinerlei Unannehmlichkeiten zu fürchten habe.

Urdalion nahm die Tablette in die Hand und entfernte sich, sie graziös balancirend.

— Also darf ich auf Sie rechnen? — rief ich ihm nach.

— Seien Sie unbesorgt! — erscholl seine feste Stimme zurück. — Ich werde schon mit der Alten sprechen und Ihnen ihre Antwort prompt hinterbringen.

---

Ich werde hier nicht auseinandersetzen, welche Gedanken diese seltsame Mittheilung in mir hervorgerufen hatte. Gestehe ich indessen, daß ich die versprochene Antwort mit Ungeduld erwartete. Spät am Abend trat Urdalion bei mir ein und theilte mir mit: zu seinem Vergerniß wäre es ihm nicht möglich gewesen, die Alte aufzusuchen. Nichtsdestoweniger fand ich es, um ihn anzuspornen, für nöthig, ihm einen Drei-Rubelschein in die Hand zu drücken. Den andern Morgen erschien er wieder in meinem Zimmer, diesmal aber freudestrahlenden Gesichtes: die Alte hatte eingewilligt.

— Heda! Bursche! — rief er zum Corridor hinaus

— Du, Arbeitsthierchen! Komm einmal her!

Ein Kind von etwa sechs Jahren, über und über mit Ruß bedeckt und kurzhaarig wie ein junges Käzchen, kam in einem abgerissenen langen Kittel aus gestreiftem Zeuge und großen Gummischuhen auf den nackten Füßen herbei.

— Führe den Herrn, Du weißt schon wohin! — sagte Ardalion, indem er mich mit dem Finger an das „Arbeitsthierchen“ wies. — Und Sie, mein Herr, fragen, wenn Sie angekommen sind, nur nach Mastribia Karpowna.

Der Knabe brachte einen heiseren Laut hervor und wir gingen.

---

Wir wanderten ziemlich lange durch die ungepflasterten Straßen der Stadt L . . . . Endlich blieb mein kleiner Führer vor einem alten, zweistöckigen Holzhaufe in einer der abgelegensten und düstersten Gassen stehen und sagte, indem er sich mit dem über die Hand hängenden Ärmel die Nase wischte:

— Hier ist es; rechts.

Ich stieg eine kleine Treppe hinan, trat in die Hausflur und ging nach rechts. Eine niedrige Thür knarrte in ihren verrosteten Angeln, und ein stämmiges altes Weib in einer zimmetfarbenen, mit Hasenfell besetzten Jacke und einem bunten Tuche um den Kopf kam zum Vorschein.

— Mastribia Karpowna? — fragte ich.

— Zu dienen! — antwortete wispernd die Alte. — Bitte einzutreten. Wollen Sie sich nicht auf einen Sessel niederlassen?

Die Stube, in welche mich die Alte hereingenöthigt hatte, war derart mit allerhand Gerümpel — Kleidungsstücken, Kissen, Federbetten, Säcken und dergleichen — vollgestopft, daß es fast unmöglich war, einen Schritt weiter zu thun. Das Licht der Sonne selbst konnte nur mit Mühe durch zwei bestäubte Fenster dringen. In einem Winkel winselte und stöhnte unter einem Haufen aufgestapelter Schachteln, aber kaum hörbar — man wußte nicht was hervor; es konnte sowohl ein krankes Kind als ein Hündchen sein. Ich ließ mich auf einen Stuhl nieder; die Alte stellte sich vor mich hin. Sie hatte eine gelbe, wächserne Hautfarbe; ihre Lippen waren derart eingesunken, daß sie zu den unzähligen Furchen des Gesichtes eine tiefe Quersfurche eingruben; ein Büschel weißer Haare lugte unter dem Kopftuch hervor. Entzündete graue Augen blickten flug und lebhaft unter der überragenden Stirn heraus, während die wie eine Ahle zugespitzte Nase witternd in die Luft ragte. — Ich bin ein Piffikus! — schien ihr Gesicht ausdrücken zu wollen. — Nun, dumm könnte man dich wohl nicht nennen, dachte ich bei mir. Zu alledem noch sie nach Schnaps.

Ich setzte ihr den Zweck meines Besuches auseinander, der ihr, wie ich hinzufügte, übrigens wohl schon bekannt sei. Sie hörte mich unter lebhaften Augenzwinkern an, und ihre Nase schien sich noch weiter auszulegen, als wollte sie irgend wo einhacken.

— So, so! — sagte sie endlich. — Urbalion Matweitsch hat uns bereits vorbereitet. Sie bedürfen also

der Kunst meines Söhnchens Wassinka . . . Ich zweifle aber gnädiger Herr . . .

— Weshalb denn? — fragte ich sie. Sie können in Hinsicht auf mich vollkommen ruhig sein, ich bin kein Verräther.

— Ach, Väterchen — unterbrach sie mich hastig — wo denken Sie hin? Wer würde es wagen von Thro Gnaden so zu denken? Und was sollte man übrigens von uns verrathen? Begehen wir denn Etwas wider die Gesetze? Mein Söhnchen ist nicht der Mensch, Väterchen, der Etwas Unsauberes zu begehen im Stande wäre . . . Behüte uns der Himmel und auch du, allerheiligste Mutter Gottes! (Bei diesen Worten machte die Alte dreimal hintereinander das Kreuz.) Er beobachtet in der ganzen Gegend am eifrigsten die Fasttage, er ist der erste Kirchengänger — ja, der erste, mein Väterchen! Wahr ist es schon, es ist eine große Gnade über ihn gekommen. Denn das ist ja nicht von ihm, das kommt von oben, Väterchen!

— Also sind Sie einverstanden? — fragte ich. — Wann kann ich Ihren Sohn sehen?

Die Alte fing wieder an mit den Augen zu zwinkern und schob zweimal hintereinander ihr zusammengerolltes Sacktuch aus dem einen Armel in den andern.

— Ach, mein Herr, ich muß leider zweifeln . . .

— Erlauben Sie, Mastridia Karpowna, daß ich Ihnen das Gebührende einhändige — dabei reichte ich ihr eine Zehn-Rubelnote hin.

Die Alte griff mit ihren fetten krummen Fingern, die an die fleischigen Krallen der Gule erinnerten, nach der Banknote, versteckte sie gewandt in den Ärmel, dachte etwas nach, und wie wenn sie plötzlich einen Entschluß gefaßt hätte, schlug sie sich mit beiden Händen auf die Schenkel.

— Komm heut Abend, in der achten Stunde! — sagte Sie, nicht mit ihrer gewöhnlichen Stimme, sondern wichtig und leise. — Aber nicht in dieses Zimmer, sondern bemühe Dich hinauf in den zweiten Stock. Dort wirst Du auf eine Thür stoßen, diese Thür sollst Du öffnen. Du wirst in ein leeres Zimmer eintreten, gnädiger Herr, und in ihm nur einen Stuhl erblicken. Auf diesem Stuhl sollst Du Dich niederlassen und das Weitere abwarten. Was Du auch schon magst — sprich kein Wort und thue Nichts! Auch mit meinem Söhnchen sollst Du nicht sprechen, weil er zu jung ist und außerdem an der Fallsucht leidet. Ihn zu erschrecken ist sehr leicht; er fängt dann an zu zittern, sich hin und her zu werfen, — eine wahre Pein!

Ich blickte ihr in's Gesicht.

— Sie sagen, er wäre jung? Wenn er aber Ihr Sohn ist . . .

— Dem Geiste nach, Väterchen! Dem Geiste nach! Ich habe viele Waisen um mich herum — fuhr sie fort, mit dem Kopfe nach dem Winkel deutend, aus dem das jämmerliche Gewinsel drang. — O, o! Beschütze uns der liebe Gott und die allerheiligste Mutter Gottes! . . . Und Du, mein Väterchen, ehe Du Dich hierher begiebst, denke



gut nach, wen von Deinen verstorbenen Bekannten oder Verwandten — Gott habe sie selig! — Du zu sehen wünschest. Bringe Dir alle die Abgeschiedenen in Erinnerung, und wenn Du Dir Einen von Ihnen ausgesucht hast, so behalte ihn im Gedächtniß, behalte ihn, bis mein Söhnchen zu Dir kommt.

— Darf ich Ihrem Sohne nicht sagen, wen eigentlich . . .

— Nein, nein, mein Väterchen! Sage ihm kein einziges Wort! . . . Er wird schon selbst aus Ihren Gedanken herauslesen, was er braucht. Behalten Sie nur Ihre verstorbenen Bekannten gut im Gedächtniß! Auch wäre es dienlich, wenn Sie zu Tisch etwas Wein zu sich nähmen — so etwa zwei, drei Gläschen. Wein schadet nie!

Die Alte lachte bei den letzten Worten auf, leckte ihre Lippen mit der Zunge und führte seufzend die Hand zum Munde.

— Also um halb Acht? — fragte ich, mich vom Stuhle erhebend.

— Um halb Acht, Väterchen! Um halb Acht! — erwiderte Mastribia Karpowna.

---

Ich verabschiedete mich von der Alten und kehrte in's Gasthaus zurück. Ich war nicht im Geringsten in Zweifel, daß man mich foppen würde — aber auf welche Weise: — Das war es, was zumeist meine Neugier erregte. Mit Ardalion wechselte ich bloß zwei, drei Worte. — Werden Sie zugelassen? — fragte er mich mit gerunzelten Brauen.

Und auf meine bejahende Antwort rief er aus: — Ein wahrer Diplomat, dieses Weib! — Auf Anrathen dieses „Diplomaten“ also machte ich mich nun daran, meine abgeschiedenen Bekannten im Gedächtniß zu durchmustern. Nach längerem Schwanken blieb ich endlich bei einem längst verstorbenen Alten stehen, einem Franzosen, der vor vielen Jahren mein Hofmeister gewesen war. Ich hatte ihn gewählt, nicht weil ich eine besondere Neigung zu ihm empfunden hätte; es lag vielmehr so viel Originalität in der Figur dieses Franzosen, die nicht die mindeste Ähnlichkeit mit den üblichen Figuren der Jetztzeit darbot, daß es vollkommen unmöglich sein mußte, ihn zu copiren. Er besaß einen großen Kopf, weiße, nach hinten gekämmte, buschige Haare, dichte, schwarze Augenbrauen, eine hakenförmig gekrümmte Nase und — zwei große, veilchenblaue Warzen auf der Mitte seiner Stirn. Er kleidete sich gewöhnlich in einen grünen Frack mit glatten, kupfernen Knöpfen, eine gestreifte Weste mit stehendem Kragen, und trug Busen- und Handkrausen. — Wird er mir meinen alten Dessert vorführen — dachte ich — nun, dann werde ich zugeben müssen, daß er in Wahrheit ein Herenmeister ist.

Bei Tisch ließ ich mir nach dem Rathe der Alten eine Flasche Laffite geben — „vom Allerbesten“, wie Urbalion versicherte, der aber an den Geschmack von gebranntem Kork erinnerte und auf dem Boden eines jeden Gläschens einen Absatz von Sandelholz zurückließ.

---

Schlag acht Uhr stellte ich mich vor dem Hause ein, in welchem ich mit der „ehrwürdigen“ Mastridia Karpowna unterhandelt hatte. Alle Fensterläden waren geschlossen, nur die Thür stand offen. Ich trat in das Haus ein, stieg die wackelige Treppe zum zweiten Stock hinauf, und nachdem ich die Thür nach links geöffnet hatte, befand ich mich — wie die Alte gesagt — in einem vollkommen leeren, geräumigen Zimmer. Ein Talglicht, welches auf dem Fensterbrette aufgestellt war, beleuchtete spärlich das Zimmer. An der Wand der Thür gegenüber stand ein geflochtener Stuhl. Ich pußte das schon etwas herniedergebrannte Licht, ließ mich auf den Stuhl nieder und wartete.

Die ersten zehn Minuten verstrichen ziemlich rasch. Im Zimmer fand sich Nichts, das meine Aufmerksamkeit hätte fesseln können. Ich lauschte, jedes kleine Geräusch auffangend, und schaute aufmerksam zur geschlossenen Thüre hin . . . Mein Herz pochte . . . Nach den ersten zehn Minuten verstrichen neue zehn! es verstrich eine halbe Stunde, bald wurden daraus drei Viertelstunden — rund herum regte sich Nichts! Ich hustete einige Mal, um auf diese Weise meine Gegenwart anzuzeigen. Ich fing schon an, Langeweile zu empfinden, endlich ärgerlich zu werden — auf eine solche Weise gefoppt zu sein, das übertraf denn doch alle meine Erwartungen. Ich entschied mich endlich, den Stuhl zu verlassen und das Licht vom Fenster zu holen, um mir zum Rückzuge zu leuchten . . . Ich warf einen Blick auf das Licht; der geschmolzene Talg

war inzwischen wie ein Pilz angelaufen. Als ich aber nun den Blick vom Fenster zur Thür gleiten ließ, zuckte ich unwillkürlich zusammen. An die Thür gelehnt stand eine menschliche Gestalt. Dieselbe war so gewandt und geräuschlos eingetreten, daß ich Nichts davon wahrgenommen hatte.

---

Die Figur trug einen gewöhnlichen blauen Bauernrock, war von mittlerem Wuchse und ziemlich stark. Die Hände auf dem Rücken gefaltet und den Kopf vorn übergebengt, sah sie mich starr an. Die mangelhafte Beleuchtung erlaubte mir nicht, die Gesichtszüge zu studiren; ich sah bloß eine zottige Mähne verworrener Haare, die über die Stirn herabfielen, breite, zusammengezogene Lippen und das Weiße in den Augen. Ich wollte den Mann anreden, dachte aber an die Vorschrift von Frau Mastridia und biß mir auf die Lippen. Der Hereingetretene fuhr fort, mich anzustarren; ich sah auch ihn an. Und da empfand ich merkwürdiger Weise auf einmal eine Beängstigung; ich fing wie auf Kommando an, an meinen alten Hofmeister zu denken. Der Mann änderte seine Stellung immer noch nicht und athmete mit Anstrengung, als ob er einen Berg bestiege oder Lasten zu heben hätte. Seine Augen erweiterten sich — sie schienen auf mich zuzuwandeln — mir wurde unheimlich vor diesem consequenten, schweren, unbeweglichen Blicke. Zuweilen flammte es in ihm auf wie ein verderbendrohendes, inneres Feuer. Wie ich es etwa beim Windspiele beobachtet habe, wenn es mit seinen

Augen den gefassten Hasen verschlang. Gleich einem Windspiel verfolgte mich auch sein Blick jedesmal, wenn ich mich zu flüchten, daß heißt, meine Augen von den seinen abzuwenden suchte.

---

Dies dauerte, ich weiß nicht wie lange — vielleicht eine Minute, vielleicht auch eine Viertelstunde. Die Figur hielt mich immer noch im Banne ihrer Augen: mir wurde unbehaglich und wirklich ängstlich, ich dachte nur an meinen Franzosen. Einige Male versuchte ich mir zuzuraunen: — Welcher Unfinn! Was für eine Komödie! — ich suchte zu lächeln, mit den Achseln zu zucken — umsonst! Jeder Entschluß erlahmte in mir — anders weiß ich meinen damaligen Zustand nicht zu bezeichnen. Ich war durch und durch wie gelähmt. Plötzlich wurde ich inne, daß sich die Figur von der Thür abgetrennt, daß sie sich mir um ein, zwei Schritte genähert hatte. Und nun machte sie auf einmal einen Sprung mit beiden Beinen, und stand mir so noch näher . . . Dann wieder ein Sprung . . . und noch einer . . . Die strengen Augen hielten mich immer noch gepackt, die Hände blieben auf dem Rücken gefaltet, die breite Brust athmete mit Anstrengung. Die Sprünge kamen mir komisch vor; aber es wurde mir bei ihnen noch unheimlicher zu Muthe. Und was ich mir gar nicht erklären konnte, eine Schläfrigkeit fing an, mich zu überwältigen. Die Lider zogen sich immer mehr zusammen . . . die zottige Figur in dem blauen Bauernrocke mit den weißen Augen verwandelte sich in

ein Doppelbild — plötzlich war sie verschwunden . . . Ich bebt zusammen . . . Da stand sie wieder zwischen der Thür und mir, aber ganz in meiner Nähe . . . Dann verschwand sie von Neuem wie in einer Nebelwolke — war wieder da, verschwand abermals . . . erschien . . . und immer näher und näher vor mir. Ich fühlte ihren heißen Athem . . . Wiederum hüllte sie ein Nebel ein, und aus diesem Nebel tauchten plötzlich — die weißen Haare deutlich und deutlicher und schließlich der ganze Kopf des alten Dessert hervor! Ja wohl, Du bist's — da Deine dunkeln Brauen — da die veilchenblauen Warzen — Deine Hafennase! Da ist auch der grüne Frack mit den kupfernen Knöpfen und die gestreifte Weste — und der Sabot . . . Ich schrie auf — ich schnellte in die Höhe . . . der Alte verschwand, und auf der alten Stelle stand wieder die Gestalt in dem blauen Bauernrocke. Sie näherte sich schwankend der Mauer, stemmte sich mit Kopf und Händen an sie an, und keuchend wie ein wieherndes Pferd schrie sie mit heiserer Stimme: — Thee! — Da erschien plötzlich, wie aus der Erde gestampft, Mastridia. Sie sprang auf den Ermatteten zu, und mit den Rufen: — Wassinka, Wassinka! machte sie sich daran, ihm den Schweiß abzutrocknen, der von Haar und Gesicht heruntertropfte. Ich wollte mich der Alten nähern; aber sie schrie mir mit einer so dringlichen und herzerreißenden Stimme zu: — Ihro Gnaden, erbarmungsvolles Väterchen, machen Sie uns nicht unglücklich, um des Himmels willen, entfernen Sie sich! —, daß ich

ihren Worten Folge leistete. Sie aber wandte sich wieder ihrem Söhnchen zu.

— Du mein Ernährer, mein Täubchen! — beruhigte sie ihn. — Du bekommst gleich Thee, gleich, gleich, mein Wassinka! — Auch Sie, mein Väterchen, thäten gut, zu Hause etwas Thee zu sich zu nehmen — rief sie mir noch nach.

---

Zu Hause angekommen that ich, wie mir Mastridia angerathen — ich bestellte Thee. Ich war müde, sogar entkräftet.

— Nun, wie war's? — fragte mich Ardalion. — Sind Sie dort gewesen? Haben Sie gesehen . . . ?

— Er hat mir wirklich etwas vor Augen geführt . . . was ich, ich gestehe es, nicht erwartet hatte — antwortete ich ihm.

— Ein Mann von großer Weisheit! — bemerkte Ardalion, den Samowar aus dem Zimmer tragend. — Die Kaufmannschaft zollt ihm große Verehrung.

Ich ging zu Bett und sann über das Erlebte nach. Ich glaubte schließlich eine Erklärung für den räthselhaften Vorgang gefunden zu haben: der Akteur war unzweifelhaft mit einer bedeutenden magnetischen Kraft begabt. Indem er diese auf eine freilich unerklärliche Weise auf meine Nerven einwirken ließ, brachte er es schließlich dahin, daß in mir das Bild des Alten, das bereits meine Gedanken beschäftigte, mit einer solchen Klarheit und Bestimmtheit wach wurde, daß ich zuletzt die Empfindung hatte, ihn

leibhaftig vor Augen zu sehen . . . Der Wissenschaft sind solche Wandlungen wohlbekannt. Doch, auch angenommen, es verhielte sich so — die Kraft, die solche Wirkungen hervorzubringen im Stande war, blieb dennoch eine wunderbare und geheimnißvolle.

— Man mag sagen, was man will; — dachte ich bei mir — aber ich habe ihn gesehen, mit meinen eigenen Augen habe ich meinen verstorbenen Hofmeister gesehen.

---

Tags darauf fand im Adelsklub der besagte Ball statt. Sophiens Vater suchte mich auf und erinnerte mich an meine Verpflichtungen. Im ersten Viertel der zehnten Stunde stand ich schon neben ihr in dem von vielen kupfernen Leuchtern erhellten Saale und war bereit, die ja nicht grade schwer faßlichen Pas der französischen Quadrille unter dem markerschütternden Getöse des Militair-Orchesters des Städtchens auszuführen. Eine Unmasse von Gästen hatte sich eingefunden. Besonders waren viele Damen, und darunter wirklich sehr hübsche erschienen. Unter Allen aber würde gewiß die zierliche Schönheit meiner Dame den Preis davongetragen haben, wenn nicht der Eindruck, den sie im Allgemeinen machte, durch ihren seltsamen, sogar etwas wilden Blick abgeschwächt worden wäre. Selbst der unzweifelhafte Ausdruck von Offenherzigkeit, der sich in ihren Augen widerspiegelte, vermochte nicht das Außergewöhnliche, das in ihnen lag, zu verwischen. Die Augen schienen immer offen, keine Spur von einem Bewegen der Lider. Ihre Gestalt aber war



hinreißend schön, und nicht minder ihre schüchternen, graziösen Bewegungen. Wenn sie Walzer tanzte und dabei ihre Taille etwas nach hinten bog und den feinen Hals auf die rechte Schulter neigte, als ob sie sich von ihrem Tänzer etwas entfernen wollte, so konnte man sich nichts Reizenderes, nichts Jugendlich-Schöneres vorstellen. Sie war weiß gekleidet und trug am Halse an schwarzem Bande ein Kreuz aus Türkisen.

Ich engagirte sie auch zur Mazurka und bemühte mich, sie gesprächig zu machen. Sie gab aber wenig Antwort und sprach überhaupt ungern, obwohl sie mir mit demselben Ausdrücke des gedankenvollen Staunens, der mir bei Gelegenheit meines ersten Besuches schon an ihr aufgefallen war, aufmerksam zuhörte. Kein Gedanke von dem in ihren Jahren so natürlichen Kokettiren, kein Gedanke eines Lächelns, und dazu diese Augen, die sich unverwandt und starr in die Augen ihres Gesellschafters bohrten — diese Augen, die den Eindruck machten, als ob sie zu gleicher Zeit etwas Anderes sähen, mit etwas Anderem beschäftigt wären . . . was für ein seltsames Wesen! Da alle meine Bemühungen sie aufzuheitern fehlschlügen, so kam ich endlich auf den Gedanken, ihr mein gestriges Abenteuer zu erzählen.

---

Sie hörte mir bis zuletzt mit merklichem Interesse zu; was mich aber bestrebete — meine Erzählung rief bei ihr nicht die mindeste Verwunderung hervor. Sie fragte mich

blos, ob der Betreffende nicht Wassily heiße. Ich besann mich, daß die Alte ihn Wassinka genannt hatte.

— Sowohl, sein Name ist Wassily. Kennen Sie ihn denn auch?

— Hier hält sich ein gottgefälliger Mensch auf, der den Namen Wassily führt — antwortete sie. — Es kam mir in den Sinn, er möchte der Nämliche sein.

— Mit der Gottgefälligkeit hat es hier allerdings Nichts zu schaffen — bemerkte ich. — Es ist eine gewöhnliche Wirkung der magnetischen Kraft — eine Thatsache, die für Naturforscher und Aerzte von großem Interesse ist.

Ich begann nun meine Anschauungen über die eigenthümliche Kraft, die als Magnetismus bezeichnet wird, auseinanderzusetzen, über die Möglichkeit, den Willen eines Menschen dem eines andern zu unterwerfen u. s. w. Meine freilich zusammenhangslosen Entwicklungen schienen jedoch auf meine Zuhörerin keinen Eindruck zu machen. Sophie hörte, die um den Fächer gefalteten Hände im Schooße, unbeweglich zu. Sie spielte weder mit dem Fächer, noch bewegte sie die Finger überhaupt, so daß ich fühlte, wie alle meine Worte von ihr zurückprallten wie von einer steinernen Wand. Sie begriff entschieden, aber sie besaß ihre eigenen festen und unerschütterlichen Ueberzeugungen.

— Sie werden doch am Ende kein Wunder zugeben? — rief ich aus.

— Gewiß gebe ich solche zu — antwortete sie ruhig. — Und wie sollte man nicht? Steht denn nicht im Evan-

gelium gefchrieben, daß wer vom Glauben nur fo viel wie ein Senfkorn in fich hat, die Kraft hat, Berge zu verfeßen? Man muß nur den Glauben befißen — die Wunder gefchehen dann von felbft.

— Wie eß den Anfchein hat, ift also heutzutage wenig Glauben vorhanden — erwiederte ich — denn man hört gar nichts mehr von Wundern.

— Und fie gefchehen doch. Sie haben ja felbft die Erfahrung gemacht. Nein, der Glaube hat noch nicht aufgehört zu eriftiren; die Grundlage deß Glaubens aber . . .

— Die Grundlage einer jeden Weisheit ift Gottesfurcht — unterbrach ich fie.

— Die Grundlage deß Glaubens — fuhr Sophie unverwirrt fort — ift Selbstverleugnung, Demuth!

— Demuth?

— Ja. Der menschliche Stolz, der Hochmuth — der follte mit der Wurzel ausgerottet werden. Sie erwähnten den Willen . . . ihn lerne man beugen!

Ich warf einen erftaunten Blick auf das junge Mädchen, das folche Worte über feine Lippen bringen konnte. — Doch diefes Kind fpaft nicht! — dachte ich bei mir. Ich jah mich nach unferen Nachbarn in der Mazurka um; fie fchauten mich Alle an, und eß kam mir vor, als ob fie mein Erftaunen amüfire. Der Eine lächelte mir fogar verständnißvoll zu, als ob er fagen wollte: — Nicht wahr, ein fonderbares Mädchen? Sie ift als folche schon bekannt.

— Sie haben fich schon Mühe gegeben, ihren

Willen zu unterwerfen? — wandte ich mich wieder an Sophie.

— Jeder soll thun, was ihm als recht erscheint — antwortete sie mit fast dogmatischer Sicherheit.

— Gestatten Sie noch eine Frage — begann ich nach kurzer Pause. — Glauben Sie, daß man Todte auferwecken kann?

Sophie schüttelte ruhig den Kopf.

— Es giebt keine Todten.

— Wieso nicht?

— Todte Seelen giebt es nicht. Sie sind unsterblich und können erscheinen, wann Sie wollen. Sie umgeben uns beständig.

— Wie? Sie glauben zum Beispiel, daß in diesem Augenblicke jenen Major aus Ihrer Garnison mit der rothen Nase eine unsterbliche Seele umgiebt?

— Warum nicht? Das Sonnenlicht bescheint auch seine Nase — und kommt nicht das Licht von Gott? Was kommt es überhaupt auf das Aeußere an? Dem Reinen ist Alles rein . . . Wenn ich nur einen Lehrer, einen Leiter finden könnte! . . .

— Aber entschuldigen Sie — unterbrach ich sie, ich muß gestehen, nicht ohne Schadenfreude — Sie sehnen sich nach einem Leiter — und denken nicht an Ihren Beichtvater?

Sophie sah mich kalt an.

— Sie wollen sich über mich lustig machen, wie es scheint . . . Mein Beichtvater sagt mir allerdings, was

ich zu thun habe. Ich aber brauche einen Lehrer, der mir durch die That zeigt, wie man sich opfert!

Sie hob die Augen zur Decke auf. Dieses kindliche Gesicht mit dem Ausdrucke unerschütterlicher Nachdenklichkeit und geheimer, fortdauernder Verückung brachte mir die Vor-Raphael'schen Madonnen in Erinnerung . . .

— Ich habe irgendwo gelesen — fuhr sie fort, ohne ihre Augen von der Decke abzuwenden und kaum merkbar die Lippen bewegend — daß einmal ein Edelmann befohlen hatte, ihn nach dem Tode in der Vorhalle der Kirche beizusetzen, damit ihn Alle, die durch die Vorhalle zur Kirche gingen, mit Füßen träten . . . So sollte man schon bei Lebzeiten thun . . .

Bum, bum! tra—ra—ra! — dröhnten von der Gallerie herab die Pauken und Trompeten. Ich muß gestehen, daß mir ein derartiges Gespräch nicht auf den Ballsaal zu gehören schien. Es erweckte in mir Gedanken, die — mit der Religion Nichts zu thun hatten. Ich folgte daher gern der Einladung meiner Dame zu einer der Mazurka-Figuren, schon um einer Fortsetzung unserer quasi theologischen Diskussion aus dem Wege zu gehen.

Eine Viertelstunde später führte mich Mademoiselle Sophie ihrem Vater zu, und zwei Tage nach diesem Balle verließ ich T . . . Das Bild des Mädchens mit der widerstrebenden, steinernen Seele und dem kindlichen Gesichte schwand sehr bald aus meinem Gedächtniß.

Es vergingen zwei Jahre — und dieses Bild sollte in mir wieder lebendig werden. Ich unterhielt mich nämlich eines Tages mit einem Kollegen, der soeben von einer Reise im südlichen Rußland zurückgekehrt war. Er hatte sich einige Zeit in T . . . . aufgehalten und hatte mir so Manches aus der dortigen Gesellschaft zu erzählen.

— A propos! — rief er zuletzt aus. — Wenn ich nicht irre, bist Du sehr gut mit W. B. C. bekannt?

— Ja.

— Kennst Du auch seine Tochter Sophie?

— Ich habe sie zweimal gesehen.

— Stelle Dir vor — sie ist entlaufen.

— Was Du sagst!

— Nun denke! Drei Monate schon ist sie spurlos verschwunden. Und was am merkwürdigsten ist! Nicht die mindeste Vermuthung, nicht der geringste Verdacht läßt sich aufwerfen. Sie gab jedem Freier einen Korb und war in ihrem Betragen immer sehr bescheiden. Ja, so sind sie nun einmal Alle, diese stillen Betschwestern! . . . In der ganzen Gegend hat dieser Skandal eine wahre Sensation hervorgerufen. B . . . ist verzweifelt, denn, was konnte sie denn fortreiben! Er kam ja allen ihren Wünschen entgegen. Was aber die Sache noch unerklärlicher macht — alle dortigen Galans befinden sich an Ort und Stelle; kein Einziger wird vermißt.

— Hat man noch nicht nach ihr gesucht?

— Ich sage Dir ja, sie ist spurlos verschwunden . . .

als ob sie in's Wasser gefallen wäre! Schade nur, daß es jetzt eine reiche Braut weniger auf der Erde giebt!

Diese Mittheilung hatte mich ungemein überrascht. Sie stand gar nicht im Einklang mit den Erinnerungen, die ich von Sophie B . . . mitgenommen hatte. Was sich nicht Alles in der Welt ereignen kann! . . .

---

Im Herbst desselben Jahres warf mich das Schicksal, wiederum in dienstlichen Angelegenheiten, in das dem T . . .-Gouvernement benachbarte Gouvernement S . . . Das Wetter war regnerisch und kalt. Die abgeplagten Postpferde schleppten den leichten Tarantafß mühsam auf der schmutzigen, aufgeweichten Landstraße dahin. Ein Tag, erinnere ich mich, gab uns besonders ungünstiges Wetter; etwa dreimal blieben wir buchstäblich bis über die Achsen im Sumpfe stecken. Der Fuhrmann suchte sich damit zu helfen, daß er das eine Geleise verließ und unter Gebrüll und Fluchen in ein anderes hinüberkamm; indessen, auch in diesem erging es uns nicht besser. Kurz, gegen Abend war ich so ermüdet, daß ich mich, nachdem wir mit der größten Mühe die erste beste Station erreicht hatten, entschloß, in der einzigen vorhandenen Herberge zu übernachten. Man wies mir ein kleines Zimmer mit eingeffenem Sopha, krumm geworfenen Dielen und von den Wänden herunterhängenden Papierseßen an. Die Atmosphäre der Stube war von Kwaß, fauligem Stroh, von Zwiebeln und sogar von Terpentin erfüllt, während in allen Ecken schaarenweise die Fliegen saßen. Doch mochte

dem sein wie ihm wollte, ich war doch wenigstens vor dem Unwetter geschützt; denn der Regen goß unaufhörlich herunter. Ich bestellte den Samowar, setzte mich auf den Divan und überließ mich jenen unerquicklichen Betrachtungen, die allen in Rußland Reisenden so gut bekannt sind.

Meine Gedanken wurden durch ein schwerfälliges Poltern aufgestört, das aus der allgemeinen Stube, die von der meinen durch einen hölzernen Verschlag abgetrennt war, hereindrang. Es war von einem oft unterbrochenen, schallenden Klirren, dem Kettengeklirre ähnlich, begleitet. Plötzlich vernahm ich das Kreischen einer derben Männerstimme.

— Hilf, o Gott, Allen, die zum Hause gehören! Hilf Gott! Hilf Gott! Amen! Amen! Der böse Geist weiche von hinnen! — zeterte die Stimme in einer Folge, aber ziemlich unverständlich und die letzte Silbe eines jeden Wortes wild in die Länge ziehend.

Es folgte ein tiefer Seufzer; ein schwerer Körper ließ sich unter dem nämlichen Geklirre auf eine Bank nieder.

— Akulina, Knecht des Herrn, komm hierher! — ließ sich die Stimme von Neuem vernehmen. — Sieh' mich an! ich bin nackt und doch zufrieden . . . Ha, ha, ha! Herr, Du mein Herr! Allmächtiger Gott im Himmel! — klang die Stimme, dumpf wie der Chor in der Kirche. — Allmächtiger Gott! Gebieter meines Leibes, schau' herab auf mein fluchwürdiges Dasein! . . . O wehe mir! Wehe! . . . Ha, ha! . . . Diesem Hause aber widerfahre Segen in der siebenten Stunde!



— Wer ist das? — fragte ich die Wirthin, als sie mir den Samowar brachte.

— Väterchen, das ist — erwiderte sie hastig und leise — ein Gottesmensch. In dieser Gegend hält er sich erst seit Kurzem auf, und da hat er auch uns besucht — in diesem schrecklichen Wetter! das Wasser trieft in Strömen von ihm herunter! Aber Sie sollten erst seine Ketten sehen — schrecklich schwer sind sie!

— Gottes Segen über uns! Gottes Segen über uns! — ließ sich wieder die Stimme vernehmen. — Akulina, Akulinuschka — Freund! . . . Und wo ist unser Paradies? Unser herrliches Paradies? Unser Paradies ist in der Wüste . . . Diesem Hause aber Freude . . . — Die Stimme fing an, ganz unverständlich zu murmeln. Dann folgte ein gedehntes Gähnen, dann wieder das kreischende Gelächter. Dieses Gelächter schien sich jedesmal unwillkürlich hervorzudrängen, und bald nachher folgte immer ein Unwille ausdrückendes Spucken.

— Wie schade, daß mein Stepanitsch nicht zu Hause ist! — murmelte die Wirthin, die mit allen Anzeichen der ehrfurchtvollsten Aufmerksamkeit an der Thür gehorcht hatte, vor sich hin. — Aus seinem Munde kommen erlösende Worte; doch was verstehe ich davon, ich dumme Frau?

Sie entfernte sich hastig.

---

Ich merkte in dem Verschlage eine Ritze; ich legte mein Auge daran. Der betreffende Mann saß mit dem Rücken gegen mich gekehrt auf einer Bank. Ich konnte

nur seinen ungeheuern, einem Bierbottich ähnlichen, zottigen Kopf und seine breiten, massiven Schultern sehen, die in geflickte und durchnähte Lumpen eingenäht waren. Vor ihm auf dem Estrich kniete eine abgemagerte Weibsperson in einem ebenfalls durchnähten Wamms, das Gesicht bis an die Augen von einem dunkeln Lüchelchen verhüllt. Sie strengte sich an, von einem Fuße des Mannes den Stiefel herabzuziehen; ihre Finger glitschten aber immer an dem mit Schmutz bedeckten, glatten Leder ab. Die Wirthin stand mit über der Brust gekreuzten Armen neben ihr und betrachtete ehrerbietig den „Gottesmenschen.“ Er selbst fuhr fort, unverständliche Worte vor sich hinzumurmeln.

Endlich gelang es dem Weibsbilde im Wamms, den Stiefel herunterzubekommen. Sie fiel dabei fast auf den Rücken, hielt sich aber zusammen und machte sich jetzt daran, ihm die Fußlappen loszuwickeln. An seinem Fuße kam eine Wunde zum Vorschein . . . ich wendete mich ab.

— Darf man Dir vielleicht mit Thee aufwarten? — fragte unterthänig die Wirthin.

— Was fällt Dir ein, Weib! — gab die Männerstimme zur Antwort. — Den sündigen Leib zu tätscheln! . . . Alle Knochen sollte man sich abtöbten — und Du kommst mir noch mit Deinem Thee! O weh, Du Alte! Der Teufel besißt Dich noch stark. Weder Hunger, noch Kälte, noch die Schloßen des Himmels und die durchdringende Kälte könnten ihn Dir wohl vertreiben. Doch denke an den Tag des jüngsten Gerichts! Dort wartet die Vergeltung auf Dich! . . .

Die Wirthin stieß einen leichten Schrei der Bestürzung aus.

— Höre zu, was ich Dir sagen werde! Alles sollst Du von Dir geben, den Kopf, das Hemd sollst Du dahingeben. Auch wenn es Niemand von Dir fordert, so gib es doch von Dir! Gott sieht Alles! — Denn ist es ihm schwer, Dein Haus zu zerstören? Gab Dir aber der Erbarmungsvolle Brot, so nimm es an und stell' es in den Ofen. Er aber sieht Alles, Alles sieht Er! . . . Wessen Auge stiert da aus dem Kopfsende des Bildes hervor? . . . Sag' . . . wessen Auge ist das?

Die Wirthin machte heimlich unter ihrem Kopftuche das Zeichen des Kreuzes.

— Unser alter Feind, der Satan ist es! . . . Der Sa—tan, der Geier verfolgt sein Wild! — wiederholte er einige Male mit den Zähnen knirschend. — Die uralte Schlange, sie ist unser Feind . . . Es möge sich der Herr erheben und seine Feinde zerstreuen! Ich rufe alle Todten heran und packe den Feind . . . ha, ha, ha! Pfui!

Das letzte Wort diente ihm jedenfalls als Beschwörungsformel.

— Haben Sie nicht etwas Del? — sprach eine andere, kaum vernehmbare Stimme. — Geben Sie ein wenig, auf die Wunde aufzulegen . . . Einen reinen Lappen habe ich schon.

Ich schaute nochmals durch die Ritze. Die Frau im Wammis war noch immer mit dem Fuß beschäftigt. — Eine Magdalene! — dachte ich.

— Sofort, sofort, mein Täubchen — erwiderte die Wirthin.

Sie trat zu mir in's Zimmer und holte mit einem Löffelchen etwas Del von der kleinen Lampe, die unter dem Heiligenbilde brannte.

— Wer ist denn das, der ihn bedient? — fragte ich die Wirthin.

— Ich weiß es nicht genau zu sagen, Väterchen. Auch wohl Eine, die ihre Seele retten will und hier für ihre Sünden Buße thut. Aber er — was ist er doch für ein heiliger Mann!

— Akulinuschka, mein liebes Kind, meine theure Tochter! — rief unterdessen der Mann . . . und zerfloß in Thränen.

Die Frau, die vor ihm auf den Knien lag, hob ihre Augen zu ihm auf . . . Aber, Du mein lieber Gott . . . wo habe ich denn diese Augen schon gesehen? . . .

Die Wirthin trat mit dem Del an sie heran. Die Frau wurde mit der Operation fertig, erhob sich vom Estrich und fragte, ob es nicht im Hause ein reines Kämmerchen gebe und etwas Heu. — Wassily Nikitisch schläft gern auf Heu — fügte sie hinzu.

— Freilich, freilich — erwiderte die Wirthin. — Komm doch, Väterchen — wandte sie sich an den Mann. — Trockne Dich ab und ruhe aus!

Der Mann ächzte, hob sich von der Bank — seine Ketten klirrten. Er drehte sein Gesicht nach meiner Rich-

tung, suchte mit den Augen das Heiligenbild auf und bekreuzte sich.

Ich hatte ihn sofort wiedererkannt: es war der nämliche Kleinbürger Wassily, der mir früher einmal meinen seligen Hofmeister vor Augen geführt hatte.

Seine Züge hatten sich seitdem wenig verändert. Nur das Unheimliche in ihnen war inzwischen noch unheimlicher geworden. Der untere Theil des unförmlichen Gesichtes war von einem struppigen Barte umrahmt. In Lumpen gekleidet, schmutzig, verwildert wie er war, erregte er in mir mehr Ekel, als Furcht. Er hörte endlich auf sich zu bekreuzen, fuhr aber fort mit seinem irren Blicke in den Winkeln und auf dem Boden herumzuschweifen, als ob er auf Etwas wartete.

— Wassily Nikitisch, bitte, kommen Sie! — sagte mit einer Verbeugung die Frau im Wamms. Er hob hastig den Kopf auf und drehte sich um, verlor aber das Gleichgewicht und schwankte — seine Begleiterin eilte herbei und stützte ihn unter der Achsel. Nach der Stimme und der Taille zu urtheilen, schien sie wirklich eine junge Frau zu sein. Ihr Gesicht konnte man durchaus nicht sehen.

— Akulinuschka, meine Freundin! — sagte nochmals der Mann mit erschütternder Stimme. Und indem er den Mund weit aufmachte und sich mit der Faust auf die Brust schlug, wand sich ein dumpfes Stöhnen aus der Tiefe seiner Seele los. Beide verließen in Begleitung der Wirthin das Zimmer.

Ich legte mich auf den harten Divan und dachte lange über das nach, was ich gesehen hatte. Mein Magnetiseur schien ganz und gar in Blödsinn verfallen zu sein. Also dahin hatte es diese Kraft, die man ihm jedenfalls nicht absprechen konnte, bei ihm gebracht! . . .

---

Den andern Morgen wollte ich weiterfahren. Der Regen goß zwar immer noch vom Himmel herunter, aber ich durfte mich nicht länger aufhalten. Auf dem Gesichte meines Dieners, der mir das Waschgeschirr brachte, spielte ein eigenthümliches, zurückhaltend-ironisches Lächeln. Ich wußte dieses Lächeln nur zu gut zu deuten: es sollte so viel heißen, als daß er etwas Auffallendes oder Ungeziemendes betreffs meiner Nachbarn erfahren habe und vor Ungeduld brenne, mir davon Mittheilung zu machen.

— Nun, was hast Du? — fragte ich, um ihn zu erlösen.

— Sie haben doch wohl gestern den Mann gesehen? rapportirte er sofort.

— Ja. Und weiter?

— Haben Sie auch seine Begleiterin gesehen?

— Auch die.

— Sie ist ein Fräulein aus adeliger Familie.

— So?

— Ich theile Ihnen die reine Wahrheit mit. Es kamen heute einige Kaufleute aus L. . . . hier vorbei gefahren, und die haben sie sofort erkannt. Sogar ihren

Namen haben sie genannt, aber ich habe ihn nicht behalten.

Mir ging plötzlich ein Licht auf.

— Ist der Mann noch hier? Oder ist er schon fort?  
— fragte ich.

— Ich denke, er ist noch hier. Soeben saß er noch vor dem Hofthore und führte sich so eigenthümlich auf, daß Einem sein Betragen vollkommen unbegreiflich war. Vor lauter Ueberfättigung weiß er wohl nicht mehr, was er anfangen soll. Selbstverständlich handelt er aus Berechnung.

Mein Diener gehörte zu jener Klasse von „gebildeten“ Dienern, zu denen auch Ardalion zu rechnen war.

— Und ist das Fräulein bei ihm.

— Sawohl! Sie bleibt ihm immer an der Seite.

Ich ging über die Hausflur hinaus und wurde unsern Mann gewahr. Er saß noch auf dem Bänkehen vor dem Hofthore. Die beiden Handflächen gegen die Bank gestemmt, drehte er seinen gebeugten Kopf nach rechts und links, wie ein wildes Thier im Käfig. Dichte Wogen seines krausen Haares hingen über seine Augen und schwankten mit hin und her, ebenso wie die schlaff herunterhängenden Lippen. Ein seltsames, fast unmenschliches Murren rieselte über sie hervor. Seine Begleiterin hatte sich eben aus einem auf einer Stange aufgehängtem Krüge gewaschen. Sie hatte noch keine Zeit gehabt, das Kopftuch umzuwinden und schritt grade langsam auf dem

schmalen Brett, das über die schwarzen Pfützen des mistigen Hofes gelegt war, zum Thore zurück. Als mein Blick auf ihr freies, unbedecktes Gesicht fiel, schlug ich vor Ueberraschung unwillkürlich in die Hände: vor mir stand Sophie B . . .

Sie drehte sich rasch um und richtete ihre blauen, immer noch so eigenthümlich starren Augen auf mich. Sie war sehr abgemagert, ihre Haut war rauh und von der Sonne braun gebrannt. Die Nase war spitzer geworden — und ihre Lippen traten schärfer hervor. Bei alledem aber hatte ihre Schönheit nichts verloren; nur daß sich zu dem früheren, nachdenklich-staunenden Ausdruck ihrer Züge noch ein anderer gesellt hatte: der Ausdruck der Entschlossenheit, in einem kühnen, in sich gewandten, eraltirten Zuge. Das Kindliche ihres Gesichtes war spurlos verschwunden.

Ich näherte mich ihr.

— Sofia Wladimirowna! — rief ich aus. — Sind Sie es? In dieser Bekleidung . . . und in dieser Gesellschaft?

Sie zuckte zusammen, sah mich noch aufmerksamer an, als ob sie sich Aufschluß verschaffen wollte, wer sie da angesprochen, antwortete aber mit keiner Silbe und warf sich zu ihrem Gefährten.

— Akulinuschka! — lallte Jener, tief aufathmend.  
— Unsere Sünden, die Sünden . . .

— Wassily Nikitisch, entfernen wir uns sofort! Hören Sie? Sofort! Sofort müssen wir gehen! — sagte sie,



mit der einen Hand eifrig das Tuch über die Stirn ziehend und mit der andern ihren Gefährten unter den Arm fassend. — Kommen Sie, Wassily Nikitisch; hier droht Gefahr.

— Ich geh' schon, Kindchen, ich geh' schon — antwortete der Mann bereitwillig. Er erhob sich langsam und unter Vorwärtsbeugung seines Oberkörpers von der Bank. — Ich will nur noch das Kettchen unterbinden.

Ich ging nochmals auf Sophie zu, nannte meinen Namen, beschwor sie, mich anzuhören und mir nur ein einziges Wort zu sagen. Ich wies auf den Regen hin, der wie aus Gießkannen herabströmte, bat sie, ihre eigene Gesundheit, wie die Gesundheit ihres Gefährten zu schonen, erwähnte ihren Vater — aber in einem Zustande erbitterter, unwiderruflicher Begeisterung preßte sie, ohne mich nur im Geringsten zu beachten, die Zähne zusammen und trieb, mit Anstrengung athmend und sprechend, in sanften, aber entschiedenen Worten ihren inzwischen verwirrt gewordenen Gefährten an, ihr zu folgen. Sie umgürtete ihn, band ihm die Ketten unter, drückte ihm eine Kindermütze mit gespaltenem Schirm in's Haar, gab ihm einen Stab in die Hand, warf sich selbst ein Säckchen über die Schulter und ging mit ihm aus dem Hofthore auf die Straße hinaus. Sie zurückzuhalten hatte ich kein Recht; übrigens würde dies auch zu Nichts geführt haben. Auf meine letzten, verzweifelten Worte, die ich ihr nachrief, wandte sie sich nicht einmal um. Den „Gottesmenschen“ unter den Arm gefaßt, schritt sie ruhig durch den schwarzen Roth

der Straße . . . Es vergingen einige Minuten, und die beiden Figuren tauchten zum letzten Male durch die Dunkelheit des nebeligen Morgens und das dicke Netz des herabfallenden Regens vor mir auf . . . Sie lenkten seitwärts von der Herberge ab und verschwanden auf ewig . . .

---

Ich kehrte in mein Zimmer zurück und verfiel in Nachdenken. Ich konnte mir von dem Erlebten keine Rechenschaft ablegen; ich war unfähig zu begreifen, wie ein so guterzogenes, junges und wohlhabendes Mädchen sich hatte entschließen können, Alles und Alle, ihr Haus, ihre Angehörigen und Bekannten zu verlassen, ihre Gewohnheiten, den Comfort, in welchem sie aufgewachsen war, daranzugeben — und um was? Um einem halb verrückten, umherziehenden Menschen zu folgen und sich zu seiner Magd zu erniedrigen! Ich konnte unmöglich auch nur einen Augenblick bei dem Gedanken verweilen, daß die Veranlassung zu einem solchen Entschluß eine wenn auch ausgeartete Herzensneigung, ein Gefühl der Liebe, der Leidenschaft gewesen sein sollte. Man brauchte nur die widerliche Figur dieses „Gottesmenschen“ anzusehen, um sofort von diesem Gedanken geheilt zu sein. Nein, Sophie war rein geblieben, und, wie sie sich einst ausgedrückt: es gab für sie nichts Unreines. Ich konnte mir ihre Handlungsweise nicht erklären, aber ich verurtheilte sie nicht, wie ich späterhin noch viele andere Mädchen nicht verurtheilte, die sich ebenfalls geopfert hatten — dem zulieb, was sie selbst für Wahrheit erkannt, worin sie selbst ihren Beruf gefunden

zu haben glaubten. Ich bedauerte es freilich, daß Sophie eben diesen Weg eingeschlagen hatte: ihr aber meine Bewunderung, ja meine Achtung zu versagen — das war ich nicht im Stande. Nicht obenhin hatte sie mir einst von Selbstaufopferung, von Demuth gesprochen, bei ihr standen Wort und That in keinem Widerspruch. Sie suchte einen Lehrer, einen Leiter; sie fand ihn . . . Aber, o Du mein Gott, in Wem? . . . Ja, sie wollte es — mit Füßen getreten sein!

Nach einiger Zeit kam mir zu Ohren, daß es der Familie gelungen sei, das verirrte Schaf zu finden und wieder heimzuführen. Aber zu Hause hielt sie es nicht lange aus; sie starb bald, ohne je ihr Schweigen gebrochen zu haben.

Friede Deiner Asche, Du armes, räthselhaftes Wesen! . . .

Wassily Nikitsch wandert wahrscheinlich noch jetzt umher. Die Gesundheit dieser Art Leute setzt wahrhaftig in Erstaunen . . . Vielleicht aber hat die Epilepsie ihm schon ein Ende gemacht.



Fict.—Russian

Jakow Passinkoff.

—  
(1855.)

## I.

Es war in Petersburg. Und zwar noch im Winter, am ersten Karnevalstage. Ein Schulfreund, der in seiner Jugend für einen überaus schüchternen Menschen gegolten, später aber nichts weniger als bescheiden genannt werden konnte, hatte mich zu Mittag geladen. Er ist jetzt todt, wie die meisten meiner Jugendgenossen. Außer mir hatten noch ein gewisser Konstantin Alexandrowitsch Assanoff und eine litterarische Berühmtheit jener Zeit zugesagt. Letztere hatte lange auf sich warten lassen und zuguterlezt angezeigt, daß sie der Einladung nicht Folge leisten könne. Statt der Berühmtheit erschien jedoch ein kleiner, blonder Herr — einer von den ungerufenen Gästen, die Petersburg in Unzahl aufzuweisen hat.

Das Mittagsmahl dehnte sich lange hin. Der Gastgeber sparte keinen Wein, und unsere Köpfe erhitzten sich nach und nach. Alles, was ein Jeder auf seinem Herzen trug, — und wer von uns hätte Nichts zu tragen? — kam jetzt unverhohlen zu Tage. Das Gesicht des Gastgebers verlor auf einmal seinen schamhaften und zurückhaltenden Ausdruck; seine Augen funkelten arrogant, ein

plattes Lächeln zerrte an seinen Lippen. Der blonde Herr lachte ebenfalls ganz widerlich und begleitete sein jedesmaliges Auflachen mit einem faden Gekreisch. Affanoff aber setzte mich zu allermeist in Erstaunen. Dieser Mann, der sich sonst durch sein artiges Betragen auszeichnete, fuchtelte hier in auffallender Weise mit den Händen um die Stirn, benahm sich überhaupt wie ein Pöffenreißer, schwappte in einem Zuge von seinen Verbindungen und hörte besonders nicht auf, sich mit seinem Onkel — einer nach seiner Aussage sehr hochgestellten Persönlichkeit — zu brüsten. Es war mir vollkommen unmöglich, ihn wiederzuerkennen. Augenscheinlich machte er sich lustig über uns. Jedenfalls benahm er sich so, als ob ihm unsere Gesellschaft nicht angenehm sei. Sein freches Benehmen empörte mich zuletzt.

— Hören Sie! — sagte ich zu ihm — Wenn wir in Wirklichkeit in Ihren Augen so nichts sagend erscheinen, wie Sie uns anzusehen belieben, so gehen Sie doch zu Ihrem vornehmen Onkel! Doch vielleicht läßt der Sie gar nicht über seine Schwelle?

Affanoff antwortete Nichts und fuchtelte weiter.

— Was sind denn das für Menschen! — schwappte er. — Sie zeigen sich in keiner anständigen Gesellschaft, können unter ihren Bekannten keine einzige feine Frau aufweisen, während ich — rief er aus, indem er mit Lebhaftigkeit aus seiner Seitentasche ein Portefeuille hervorzog und mit der Hand darauf klopfte — im Besitze einer ganzen Sammlung von Briefen bin, die von einem

Mädchen herkommen, wie es in der Welt wohl kein zweites giebt!

Der Wirth sowohl, wie der blonde Herr beachteten diese letzte Brählerei Assjanoff's nicht; sie hielten sich gegenseitig an den Knöpfen ihrer Röcke und waren in ein Gespräch vertieft. Ich aber spitzte die Ohren.

— Eine neue Aufschneiderei, Herr Neffe des vornehmen Onkels! — sagte ich, indem ich näher rückte. — Briefe werden Sie wohl nicht haben . . .

— So? Meinen Sie? — erwiderte er, mich von oben herab ansehend. — Nun, was ist denn das? — Er hatte sein Portefeuille geöffnet und zeigte mir gegen zehn Briefe, die seine Adresse trugen.

— Eine bekannte Handschrift — dachte ich bei mir . . . ! — — —

Ich fühle, wie die Schamröthe jetzt auf meinen Wangen brennt. Mein Selbstgefühl leidet fürchterlich. Wem könnte es angenehm sein, eine von ihm verübte unwürdige Handlung offen zu gestehen? . . . Aber es läßt sich nicht mehr ändern. Ich habe die Erzählung begonnen und mußte doch im Voraus, daß ich bis an die Ohren erröthen würde. Ich fasse also meinen Muth zusammen und bekenne, daß . . .

Die Sache verlief nämlich folgendermaßen. Ich benützte, als Assjanoff in seiner Trunkenheit die erwähnten Briefe nachlässig auf die mit Champagner begossene Tischdecke warf, die Gelegenheit (in meinem Kopfe rauschte es

auch schon durcheinander), einen derselben in Eile zu überlesen.

Mein Herz zog sich krampfhaft zusammen . . . Ich Unglückseliger war in jenes Mädchen, welches an Assanoff geschrieben hatte, selbst verliebt; ich durfte jetzt nicht mehr zweifeln, daß sie ihm zugethan sei. Der Brief, in französischer Sprache abgefaßt, athmete Zärtlichkeit und Hingebung von Anfang bis zu Ende. „Mon cher ami Constantin“ — so begann der Brief . . . und endigte mit den Worten: „Seien Sie vorsichtig wie bisher, und ich werde Niemandem gehören, als Ihnen.“

Wie vom Blitz getroffen, blieb ich einige Augenblicke ohne Bewegung sitzen. Endlich kam ich zu mir — ich sprang auf und stürzte aus dem Zimmer.

Eine Viertelstunde später war ich schon in meiner Wohnung.

---

Die Familie Slotniky gehörte zu den Ersten, deren Bekanntschaft ich nach meiner Uebersiedelung aus Moskau in Petersburg gemacht hatte. Dieselbe bestand aus den beiden Alten, zwei Töchtern und einem Sohne. Der Vater, ein grauköpfiger aber noch rüstiger Herr, der einst im Heere gedient hatte, hatte einen ziemlich hohen Posten. Des Morgens war er im Amt, Nachmittags schlief er, und Abends spielte er im Club Karten. Zu Hause war er sehr selten zu sehen. Er sprach wenig und ungern und wendete dabei seinen eher mürrischen als gleichgültigen Blick in die Höhe. Außer Reisebeschreibungen und Schil-



derungen aus dem Gebiete der Geographie pflegte er Nichts zu lesen. Erkrankte er, so schloß er sein Kabinet hinter sich ab und beschäftigte sich mit Malerei, oder neckte den alten grauen Papagei „Popka“. Seine Ehehälfte, eine kränkliche Frau mit schwarzen, eingesunkenen Augen und spitzer Nase, brachte ganze Tage auf dem Divan zu und stückte Rissen auf Canvas. So weit es mir schien, hegte sie vor ihrem Gemahl eine Art Furcht, als ob sie sich ihm gegenüber einer Schuld bewußt wäre. Die ältere Tochter, Warwara, eine volle, rothwangige, etwa 18 jährige Blondine, saß beständig am Fenster und beobachtete die Vorübergehenden. Das Söhnchen war in einer kaiserlichen Anstalt untergebracht, wo er seine Erziehung genoß. Er kam nur manchmal des Sonntags nach Hause und that auch nie umsonst den Mund auf. Die jüngere Tochter, Sophie — in welche ich mich eben verliebt hatte — auch sie war von schweigsamer Natur. Im Slotnißky'schen Hause herrschte beständiges Schweigen, das nur von dem durchdringenden Geschrei Popka's unterbrochen wurde. Die Gäste gewöhnten sich aber bald an diese Töne und empfanden alsdann von Neuem den Druck und die Last dieser ewigen, beängstigenden Stille. Uebrigens erschienen nur äußerst selten Gäste bei Slotnißky's: es war dort zu langweilig. Selbst die Meubel, die rothen, gelbgestreiften Tapeten im Gastzimmer, die große Anzahl geflochtener Stühle im Speisezimmer, die kameelgarnenen, verschossenen Rissen, die auf den Divans umherlagen und noch Zeichnungen von Mädchen- oder Hundefiguren erkennen ließen, die hörne rverzieren

Vampfen, die düsteren Bilder an den Wänden — kurz, Alles trug das herbstliche Gepräge der Kälte, des Verblühten. — Nach meiner Ankunft in Petersburg hielt ich es für meine Pflicht, der Familie Slotnißky, mit der ich von Seiten meiner Mutter verwandt war, baldigst meine Aufwartung zu machen. Mit Noth und Mühe hielt ich es eine Stunde aus, und kam nachher lange nicht mehr dorthin. Nach und nach aber fingen meine Visiten an häufiger zu werden. Was mich hinlockte, war Sophie, die Anfangs gar keinen Eindruck auf mich gemacht hatte, und in die ich mich schließlich verliebte.

Sie war von kleinem Wuchs, schlank, fast mager, blaß von Gesicht, hatte dichtes, schwarzes Haar und große, braune, halbgeschlossene Augen. Ihre strengen und scharfen Züge, besonders aber ihre zusammengepreßten Lippen ließen Charakterfestigkeit und Willenskraft vermuthen. Im Hause galt sie auch für ein Mädchen von festem Charakter. — Sie ist ganz nach ihrer älteren Schwester Katharina — sagte mir einst Frau Slotnißky, als sie einmal mit mir allein im Zimmer war. (In Gegenwart ihres Gemahls durfte sie dieser Katharina nicht erwähnen.) — Sie kennen sie nicht, — fuhr sie fort. — Sie lebt mit ihrem Mann im Kaukasus. Denken Sie sich! Als 13 jähriges Mädchen verliebte sie sich in ihren jetzigen Gemahl und erklärte uns schon damals, daß sie keinen Andern heirathen werde. Was wir auch dagegen anstrebten — es half Nichts! Sie harrte bis zu ihrem 23. Jahre, brachte den Vater gegen sich auf und heirathete schließlich doch keinen Andern, als

ihren Abgott. Wie leicht könnte sich etwas Aehnliches mit Sonitschka ereignen! Behüte sie der Himmel vor einer solchen Starrköpfigkeit! Ich bin in Bezug auf sie nicht ganz ruhig. Sie hat kaum erst ihr 16. Jahr zurückgelegt, und jetzt schon ist sie eine Natur, die sich nicht bezwingen läßt. — Herr Slotniky trat in's Zimmer; seine Frau brach ab.

Eigentlich hatte ich Sophie nicht wegen ihrer Willensstärke liebgewonnen — nein! Bei all ihrer Trockenheit, trotzdem es ihr an Lebhaftigkeit und Phantasie fehlte, besaß sie doch einen eigenthümlichen Reiz: den Reiz der Offenherzigkeit, der ehrlichen Aufrichtigkeit und Klarheit der Seele. Es war ebenso Achtung als Liebe, die ich für sie empfand . . . Sie schien auch mir gewogen zu sein; mich in ihrer Reigung getäuscht zu sehen und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie einen Andern liebe — das war für mich ein großer Schmerz.

Die unerwartete Entdeckung, die ich gemacht hatte, mußte mich um so mehr überraschen, da Assanoff die Familie Slotniky viel seltener besuchte als ich, und Sonitschka gegenüber kein besonderes Interesse an den Tag legte. Er selbst war brünett und hübsch, hatte ausdrucksvolle, wenn auch etwas schwerfällige Gesichtszüge, glänzende, hervortretende Augen, eine große, weiße Stirn, und unter feinem feinen Schnurrbart zeigten sich weiche rothe Lippen. In seinem Auftreten war er bescheiden und ernst; er sprach und urtheilte mit Ueberzeugung und schwieg mit Würde. Man sah es ihm an, daß er eine hohe Meinung

von sich hatte. Er lachte nur selten; und wenn dies der Fall war, so lachte er durch die Zähne. Er tanzte nie. Sein Körperbau war tölpelhaft. In seinen jüngeren Jahren hatte er im . . . 'schen Regiment gedient und für einen tüchtigen Offizier gegolten.

— Sonderbar! — dachte ich bei mir, als ich mich auf den Divan geworfen hatte. — Wie konnte es kommen, daß ich bisher Nichts bemerkte? — . . . „Seien Sie vorsichtig wie bisher:“ diese Worte Sophie's kamen mir plötzlich in's Gedächtniß. — So! — dachte ich weiter — also das ist's! So machst Du es, Du pffiffiges Weib! . . . Und ich hielt sie noch für aufrichtig und ehrlich! . . . Aber wartet nur, ich werde Euch schon zeigen . . . —

Aber hier fing ich, soweit ich mich noch erinnere, bitterlich zu weinen an und blieb schlaflos bis zum Morgen.

---

Um andern Tage, gegen 2 Uhr Nachmittags, begab ich mich zu Slotnik's. Der Alte war nicht zu Hause; auch Frau Slotnik's fand ich nicht auf ihrem gewöhnlichen Platze. Sie litt nach den gestrigen Blini\*) an Kopfschmerzen und verblieb in ihrem Boudoir. Warwara lehnte mit der Schulter am Fenster und schaute auf die Straße hinaus. Sophie ging mit gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab. Und Popka schrie aus Leibeskräften.

— Ah, guten Morgen! — begrüßte mich träge Warwara. Bald darauf knüpfte sie die Bemerkung an: —

---

\*) Besonders zubereitete Pfannkuchen.

Da geht ein Bauer mit einer Mulde auf dem Kopfe. — Sie hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit im Selbstgespräch Beobachtungen über die Vorübergehenden anzustellen.

— Guten Morgen! — antwortete ich. — Guten Morgen Sofia Nikolajewna! Aber wo ist Tatjana Wassiljewna?

— Sie ist auf ihrem Zimmer, — erwiderte Sophie und setzte ihren Auf- und Niedergang fort.

— Wir hatten gestern Blini — bemerkte, ohne sich vom Fenster abzuwenden, Warwara. — Warum waren Sie denn nicht bei uns? . . . Aber wohin geht denn dieser Schreiber?

— Ich hatte keine Zeit. — „Prä—sen—tir“ kreischte laut der Papagei hinzu. — Ihr Popka schreit ja aber heute ganz unausstehlich.

— Er schreit immer so — entgegnete Sophie.

Wir schwiegen.

— Jetzt ist er zum Thor herein — plauderte Warwara, setzte sich plötzlich auf das Fensterbrett und öffnete das Pförtchen in einem der Flügel.

— Was machst Du denn da? — fragte Sophie.

— Ein Bettler! — erwiderte Warwara, hückte sich ein wenig vor, langte vom Fensterbrett eine kupferne Münze, auf der sich noch das rückständige Thürmchen Asche eines Räucherkerzchens befand und warf sie auf die Straße. Dann klappte sie das Pförtchen wieder zu und sprang schwerfällig auf den Fußboden.

— Ich habe den gestrigen Abend in ausgezeichnete

Weise zugebracht — begann ich und nahm auf einem Lehnstuhl Platz. — Ich speiste bei einem Freunde. Konstantin Andrejewitsch war auch dort. — (Ich schaute nach Sophien; sie veränderte nicht im mindesten ihre Miene.)

— Ich muß gestehen, — fuhr ich fort: — gekneipt haben wir tüchtig. Wir haben zu Bieren acht Flaschen geleert!

— Wirklich? — bemerkte ruhig Sophie, und schüttelte den Kopf.

— Ja wohl! — erwiderte ich, durch den Anschein von Gleichgiltigkeit, den sie sich zu geben schien, ein wenig verlezt. — Und wissen Sie noch Etwas, Sofia Nikolajewna? . . . Das bekannte Sprichwort: in vino veritas — es ist wahr!

— In wie fern?

— Konstantin Andrejewitsch hat uns Alle zum Lachen gebracht. Stellen Sie sich vor: auf einmal fängt er an mit der Hand über die Stirn zu fahren und ruft fortwährend: „Seht mich nur an, welch famoser Kerl ich bin! Ich habe einen Onkel und der ist ein hochgestellter Herr!“

— Ha, ha, ha! — erscholl ein kurzes abgebrochenes Auflachen Warwara's.

— Popka, Popka, Popka! — trompetete der Papagei zur Begleitung.

Sophie blieb vor mir stehen und sah mir in's Gesicht.

— Und Sie? Was haben Sie gesprochen? — fragte sie. — Können Sie sich noch erinnern?

Ich erröthete unwillkürlich.

— Das weiß ich nicht mehr. Doch ich glaube, auch

ich hatte schwer geladen . . . Ja, es ist wirklich so, — fügte ich gedehnt hinzu — Wein trinken ist gefährlich. Es entschlüpft einem manches Wörtchen, das man nachher besser verschwiegen haben möchte. Man bereut dann seine Schwachhaftigkeit, aber natürlich zu spät.

— Haben Sie sich denn verschnappt? — fragte Sophie.

— Nun, ich rede jetzt nicht gerade von mir.

Sophie wendete sich ab und machte sich von Neuem daran, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich schaute hinter ihr drein und war recht ärgerlich.

— Da sehe Einer! — dachte ich. — Wer hielte sie nicht noch für ein Kind? Aber wie versteht sie es schon sich zu beherrschen! Wie ein Fels so starr . . . Doch, wir wollen Dich schon . . .

— Sofia Nikolajewna! — sagte ich laut.

Sie hielt inne.

— Was giebt's?

— Wollen Sie mir nicht Etwas auf dem Clavier vorspielen? . . . A propos, ich hätte Ihnen etwas zu sagen — fügte ich leise hinzu.

Sie erwiderte kein Wort und begab sich in den Salon. Ich folgte ihr. Sie blieb am Clavier stehen.

— Nun, was soll ich Ihnen vorspielen?

— Was Sie wollen . . . Eine Nocturne von Chopin.

Sophie schlug eine Nocturne auf. Sie spielte ziemlich unfertig, doch mit Gefühl. Ihre Schwester spielte nur Polka's und Walzer, und auch noch selten. Mit dem ihr eigenthümlichen, trägen Schritt pflegte sie auf eine Auf-

forderung an's Clavier zu gehen, ihren Burnus von den Schultern bis auf die Ellenbogen herabzulassen (ohne Burnus habe ich sie nie gesehen), irgend eine Polka laut anzustimmen, in der Mitte abzubrechen, eine andere anzufangen und dann auf einmal einen Seufzer auszustossen, sich vom Plaze zu erheben und an das Fenster zurückzukehren. Ein seltsames Geschöpf diese Warwara!

Ich setzte mich neben Sophie.

— Sofia Nikolajewna — flüsterte ich ihr zu, sie von der Seite fixirend. — Ich muß Ihnen eine mir sehr peinliche Mittheilung machen.

— Eine Mittheilung? Und was denn?

— Das, Sofia: ich habe mich bisher in Ihnen getäuscht, bitter getäuscht.

— In welcher Beziehung? — fragte sie, ohne das Spiel zu unterbrechen, und die Augen von den Fingern zu lassen.

— Ich habe immer geglaubt, Sie seien aufrichtig; Sie verstünden nicht zu flügeln, Ihre Gefühle zu verbergen — daß ich es sage: sich zu verstellen . . .

Sophie näherte ihren Kopf den Noten.

— Ich verstehe Sie nicht.

— O, noch mehr! — fuhr ich fort. — Ich hätte es mir nie vorstellen können, daß Sie, in Ihrem Alter, fähig wären, mit einer solchen Meisterschaft eine Rolle zu spielen . . .

Ein leichtes Zittern durchzuckte ihre Hände, die jedoch nicht aufhörten über die Tasten zu gleiten.



— Was erzählen Sie da für Geschichten? — immer noch die Augen von mir abwendend. — Ich soll eine Rolle spielen?

— Ja, Sie! — Sie lächelte. Ich wurde ärgerlich. — Sie stellen sich gegen einen gewissen Herrn gleichgiltig, und . . . schreiben ihm zu gleicher Zeit Briefe . . .

Ihre Wangen färbten sich; aber sie drehte sich nicht um, sondern spielte die Nocturne bis zu Ende, stand auf und schlug den Deckel des Claviers zu.

— Wohin denn? — fragte ich verblüfft. — Sie antworten mir nicht?

— Was soll ich Ihnen antworten? Ich weiß nicht einmal wovon Sie sprechen . . . Mich zu verstellen, bin ich jedoch nicht fähig.

Sie brachte ihre Noten in Ordnung.

Das Blut stieg mir zu Kopfe.

— O, Sie werden wohl wissen, um was es sich handelt! — sagte ich, mich ebenfalls erhebend. — Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen sogar Ihre eigenen Ausdrücke aus einem gewissen Briefe wiederholen: „Seien Sie vorsichtig wie bisher“. . .

Sophie fuhr zusammen.

— Ich hätte Derartiges von Ihnen nicht erwartet — ließ sie sich endlich vernehmen.

— Und ich hätte nicht erwartet, — fiel ich ein — daß Sie — Sie, Sofia Nikolajewna, im Stande wären, einen Menschen Ihrer Gunst zu würdigen, der . . .

Sophie drehte sich rasch um. Ich mußte unwillkürlich

einen Schritt zurücktreten. Ihre Augen, sonst halbgeschlossen, erweiterten sich plötzlich zu ungewöhnlicher Größe und funkelten zornig unter den Brauen hervor.

— Ah, wenn dem so ist, — sagte sie — nun, so mögen Sie erfahren: ja, ich liebe diesen Menschen! Und es ist mir sehr gleichgültig, welche Meinung Sie von ihm und meiner Liebe haben. Was hat Sie überhaupt berechtigt, hiervon zu sprechen! Wenn ich einen Entschluß gefaßt habe, so . . .

Sie brach plötzlich ab und verließ rasch das Zimmer.

Ich blieb zurück. Es wurde mir unheimlich; ich fühlte mich so beschämt, daß ich das Gesicht mit den Händen bedeckte. Die Anstandslosigkeit und das Ungebührlische meiner Handlungsweise wurde mir im Nu klar; vor Scham und Reue kaum aufathmend, stand ich da wie beschimpft. — Gott, mein Gott! — dachte ich. — Was hast Du hier angerichtet!

— Anton Nikitisch! — vernahm ich plötzlich die Stimme des Stubenmädchens aus dem Vorzimmer — Schnell ein Glas Wasser für Sofia Nikolajewna!

— Was ist geschehen? — fragte der Diener.

— Das Fräulein scheint ja zu weinen.

Ich zuckte zusammen und begab mich in das Empfangszimmer, um meinen Hut zu holen.

— Worüber haben Sie sich mit Sonitschka unterhalten? — fragte mich gleichgültig Warwara, und setzte nach einer Pause halblaut hinzu: — Da kommt wieder der Schreiber!

Ich verabschiedete mich.

— Wohin denn? Warten Sie doch? Die Mutter wird ja bald kommen.

— Ich bitte um Entschuldigung, ich habe Eile. Ich komme bald wieder.

In diesem Augenblicke trat Sophie zu meinem Schrecken — ich betone es: zu meinem Schrecken — mit festen Schritten in das Zimmer. Ihr Gesicht war blässer wie gewöhnlich, die Augenlider waren schwach geröthet. Mich sah sie nicht an.

— Sieh' nur 'mal her, Sonja — sagte Warwara; — da ist ein Schreiber, der fortwährend an unserem Fenster vorbeispaziert.

— Wohl irgend ein Spion — bemerkte kalt und verächtlich Sophie.

Das war aber doch zuviel! Ich entfernte mich, und weiß wahrlich nicht, wie ich mich damals nach Hause geschleppt habe.

Es war mir sehr schwer zu Muth, so schwer und bitter, daß ich nicht im Stande wäre, meinen Zustand zu schildern. An einem Tage zwei solch herbe Schläge hintereinander! Zuerst die Bestätigung zu erhalten, daß Sophie einen Andern liebt, dann sich für immer ihrer Achtung beraubt zu sehen . . . Ich fühlte mich derart vernichtet und erniedrigt, daß ich sogar unfähig war, mir selbst Vorwürfe zu machen. Auf dem Divan hingestreckt und das Gesicht gegen die Wand gekehrt, ergab ich mich mit der

Lust eines Asceten dem ersten Andrang des Schmerzes und der Verzweiflung . . .

Plötzlich vernahm ich Schritte im Zimmer. Ich richtete den Kopf in die Höhe und erblickte einen meiner innigsten Freunde, Jakow Passinkoff. Es hätte wohl in meiner Stimmung gelegen, durch das Erscheinen eines Fremden in meinem Zimmer ernstlich aufgeregt zu werden; doch Passinkoff veranlaßte nichts dergleichen. Im Gegentheil! ungeachtet des tiefen Schmerzes, der mein Inneres durchwühlte, war ich über seinen Besuch sogar erfreut und nickte ihm mit dem Kopfe zu. Er ging, wie gewöhnlich, zwei Mal im Zimmer auf und ab, stellte sich schweigend vor mich hin und setzte sich dann ebenso schweigend in eine Ecke nieder.

Ich kannte Passinkoff seit langer Zeit, fast seit meiner Kindheit. Er hatte seine Erziehung in derselben Pension eines Deutschen, Winterkeller, genossen, bei welchem auch ich drei Jahre zugebracht. Jakow's Vater, ein armer, verabschiedeter Major, ein durchaus braver, aber geistig etwas zerrütteter Mann, brachte ihn als 7 jährigen Knaben zu dem genannten Deutschen, bezahlte die Pension auf ein Jahr voraus, fuhr dann aus Moskau ab und verschwand für immer. Von Zeit zu Zeit tauchten dunkle und sonderbare Gerüchte über ihn auf. Erst acht Jahre später erfuhr man mit Bestimmtheit, daß er bei einer Ueberfahrt über den grade mächtig angeschwellenen Irtsich ertrunken sei. Was ihn nach Sibirien getrieben hatte — das wußte wohl allein der liebe Gott zu sagen . . . Jakow

hatte sonst keine Verwandten; seine Mutter war schon längst todt. Und so blieb er in den Händen Winterkellers. Eine entfernte Verwandte von ihm, er nannte sie Tante, existirte zwar noch; dieselbe war aber so arm, daß sie sich sogar scheute, ihren Neffen zu besuchen, aus Angst, man möchte ihr denselben aufdringen. Ihre Furcht war jedoch unbegründet: der gutmüthige Deutsche behielt Jakow bei sich, gestattete ihm, mit den übrigen Zöglingen am Unterricht Theil zu nehmen, gab ihm zu essen (an den Wochentagen jedoch pflegte man ihn bei Tisch mit dem Dessert zu übergehen), und kleidete ihn mit den abgetragenen, für ihn zugeschnittenen und ungenähten camelottenen Capoten seiner Mutter (die meisten waren tabaksfarben), einer alten, aber noch äußerst rührigen und thätigen Livländerin. In Folge aller dieser Verhältnisse und der Zurücksetzung, die Jakow denn doch in der Pension erfuhr, zeigten sich die Commilitonen geringschätzig gegen ihn, benahmten sich stolz und nannten ihn bald „Frauencapote“, bald „Neffe der Haube“ (seine Tante trug nämlich eine ganz auffällige Haube, welche wunderbar mit gelben Bändern wie zu einer Artischoke aufgebauscht war); bald wieder nannten sie ihn „Zermaf“ — in Anspielung auf den Tod seines Vaters im Irtisch. Aber ungeachtet aller dieser Beinamen, ungeachtet seiner komischen Kleidung, seiner äußersten Armut, hatten ihn Alle lieb. Es war jedoch auch ganz unmöglich, ihn nicht zu lieben — eine gutmüthigere, edlere Seele gab es nicht. Dabei lernte er auch sehr fleißig.

Als ich ihn zum ersten Male sah, zählte er etwa

16 Jahre; ich selbst hatte kaum das 13. Jahr erreicht. Ich war ein sehr eigenwilliger, verzärtelter Knabe und kam aus einem reichen Hause. Sobald ich in die Pension eingetreten war, gab ich mir Mühe, mich an ein Fürstensöhnchen, den Gegenstand der besonderen Fürsorge des Herrn Winterkeller, und noch zwei andere kleine Aristokraten zu attachiren, während ich den andern Böglingen gegenüber die Nase hoch trug. Passinkoff würdigte ich nicht der mindesten Aufmerksamkeit. Dieser lange und linkische Junge in seiner unansehnlichen Jacke und den kurzen Beinkleidern, unter denen die dicken Zwirnsocken hervortraten, kam mir nicht anders, als wie ein Hausknecht, wie der Sohn eines Kleinbürgers vor. Passinkoff war gegen Alle sehr höflich und sanft, obwohl er Niemandem schmeichelte. Stieß man ihn von sich weg, so zeigte er nie, daß er sich erniedrigt fühle, und trug Niemandem Groll nach, sondern hielt sich still bei Seite wie ein halb mitleidiger Zuschauer. So verfuhr er auch mit mir. Und ehe sich mein Hochmuth legte, mußten erst zwei Monate verstreichen . . . An einem klaren Sommertage, als ich nach einem stürmischen Ballspiel aus dem Hofe in den Garten trat, bemerkte ich Passinkoff auf einer Bank, die von einem hohen Fliederstrauche überschattet wurde. Er las in einem Buche. Ich warf im Vorbeigehen einen Blick auf den Einband und entzifferte auf seinem Rücken in Golddruck: „Schiller's Werke.“ Ich blieb stehen.

— Verstehen Sie denn Deutsch? — fragte ich.

Ich kann noch jetzt nicht ohne Erröthen daran denken,

wieviel Geringschätzung ich damals in den Ton meiner Stimme legte.

Passinkoff schlug langsam seine kleinen, aber ausdrucksvollen Augen auf und antwortete:

— Ich? O ja! . . . Und Sie?

— Selbstverständlich! — erwiderte ich, beinahe beleidigt. Ich wollte mich schon entfernen, aber eine mir selbst unerklärliche Neigung hielt mich zurück.

— Und was lesen Sie von Schiller? — fragte ich mit demselben Hochmuth.

— Jetzt lese ich „Resignation“. Ein wunderbar schönes Gedicht. Wollen Sie, so lese ich es Ihnen vor? Setzen Sie sich neben mich auf die Bank?

Ich zauderte ein wenig, setzte mich aber doch nieder. Passinkoff fing an zu lesen. Er verstand das Deutsche besser als ich. Er war genöthigt, mir den Sinn einzelner Verse zu erklären. Ich aber schämte mich schon nicht mehr, weder meiner Unkenntniß, noch seiner Ueberlegenheit . . . Von diesem Tage an, seit dieser gemeinschaftlichen Lektüre im Garten unter dem Schatten des Fliederstrauches, gewann ich Passinkoff lieb; ich näherte mich ihm und ergab mich ihm bald mit ganzer Seele.

Ich erinnere mich noch lebhaft, seiner damaligen Figur. Uebrigens veränderte er sich im Laufe der Jahre fast nicht. Er war von schlankem Wuchse, mager und ziemlich tölpelhaft. Die schmalen Schultern und die eingefallene Brust verliehen ihm ein kränkliches Aussehen, obwohl er sich über seine Gesundheit nicht beklagen konnte. Sein großer,

runder Kopf hing immer nach einer Seite; seine weichen, blonden Haare fielen schlicht und dünn um seinen schwächlichen Hals herab. Sein Gesicht war nicht hübsch; es wurde durch seine lange, aufgebunsene Nase, die über die breiten, formlosen Lippen hing, sogar komisch. Dafür aber war seine offene Stirn wunderschön, und wenn er lachte, so leuchteten seine kleinen grauen Augen in einer sanften und freundlichen Herzlichkeit; man durfte sie nur ansehen, um selbst von einem warmen und freudigen Gefühle befeelt zu werden. Ich denke noch an seine sanfte und gelassene Stimme; sie tönte eigenthümlich heiser, aber durchaus angenehm. Er sprach im Allgemeinen wenig und für gewöhnlich mit merklicher Anstrengung. Greiferte er sich aber, so floß seine Rede frei und leicht. Seine Stimme wurde dabei wunderbarer Weise leiser und leiser, sein Blick schien in's Innere zurückzutreten und zu vergehen, während die Wangen flammten. Die Worte: „Das Gute“, „das Wahre“, „Leben“, „Wissenschaft“, „Liebe“, — mochten sie auch mit Pathos ausgesprochen sein — von Passinkoff's Lippen tönten sie wahr und ohne Falsch. Ohne Anstrengung, ohne Zwang pflegte er das Reich des Ideales zu betreten; seine keusche Seele war jederzeit bereit, in dem „Heiligthum des Schönen“ zu wandeln; sie wartete nur auf den entsiegelnden Kuß, auf die leise Berührung einer andern Seele. . . Passinkoff war Romantiker, einer der letzten Romantiker, denen ich Gelegenheit hatte zu begegnen. Die Romantiker sind heutzutage bekanntlich ausgestorben; wenigstens sind sie unter der jetzigen Jugend



nicht mehr anzutreffen. Und das ist schlimm für die jetzige Jugend.

Gegen drei Jahre blieb ich nun mit Passinkoff verbunden; wir waren ein Herz und eine Seele. Er machte mich auch zum Vertrauten seiner ersten Liebe. Mit welcher lauterer Aufmerksamkeit und Theilnahme hörte ich seinen Bekenntnissen zu! Der Gegenstand seiner Liebe war die Nichte des Herrn Winterkeller, ein hellblondes, niedliches Mädchen, mit einem runden, fast kindlichen Gesichtchen und traulichen, sanften, blauen Augen. Sie war herzensgut und gemüthvoll, liebte Matthison, Schiller und Uhland, deren Verse sie anmuthig und mit schüchternen, klangvoller Stimme deklamirte. Passinkoff's Liebe war eine rein platonische. Er sah seine Geliebte nur des Sonntags (sie spielte an diesen Tagen mit den Winterkeller'schen Kindern Pfänderspiele) und konnte sich nur wenig mit ihr unterhalten. Als sie ihn eines Tages „mein lieber, lieber Jakob“ anredete, konnte er vor Seligkeit die ganze folgende Nacht kein Auge schließen. Es kam ihm nicht einmal in den Sinn, daß sie doch die Gewohnheit habe, alle seine Commilitonen: „mein lieber . . .“ zu nennen. Ich erinnere mich noch seines Schmerzes, seiner Wehmuth, als sich plötzlich die Neuigkeit verbreitete, Fräulein Friederike habe sich mit einem gewissen Herrn Knistuß, dem Inhaber einer blühenden Fleischwaarenhandlung, einem hübschen und sogar gebildeten Manne, verheirathet, und zwar nicht nur, um dem Willen ihrer Eltern nachzukommen, sondern noch mehr aus wirklicher Liebe zu ihm. Sein Herz wurde

grenzenlos schwer. Besonders aber litt er an dem Tage, an welchem die Neuvermählten dem Onkel ihren ersten Besuch abstatteten. Die jetzige „Frau“ Friederike stellte ihn ihrem Gemahl als den alten „lieben Herrn Jakob“ vor. An jenem glänzte Alles: die Augen, das à la coq frisirte schwarze Haar, die Stirn, die Zähne, die Knöpfe an seinem Frack, die Kette über der Weste und sogar die Stiefel, die seine großen, auseinandergespreizten Füße bekleideten. Passinkoff drückte Herrn Knistfuß die Hand und wünschte ihm — ich bin überzeugt, aus vollem Herzen ein reiches und dauerndes Glück. Das vollzog sich in meiner Gegenwart. Ich erinnere mich, mit welcher Theilnahme und Bewunderung ich damals Jakob ansah. Er kam mir wie ein Held vor . . . Und welch' düstere Unterredung pflogen wir nachher! — Suche Trost in der Kunst! — sagte ich ihm. — Ja wohl — antwortete er — die Poesie soll mich trösten. — Und auch die Freundschaft — wiederholte er . . . O ihr glücklichen Tage! . . .

Es war mir weh zu Muth, daß ich mich von Passinkoff trennen mußte. Kurz vor meiner Abreise gelang es ihm noch mit vieler Mühe und Sorge und nach einer höchst komischen officiellen Correspondenz, die nöthigen Papiere zu erlangen, welche seinen Eintritt in die Universität ermöglichten. Er wurde wie zuvor von Winterkeller unterhalten. Statt der camelottenen Jacken und Beinkleider bekam er aber nunmehr die gewohnte Kleidung, und zwar in Erkenntlichkeit des Unterrichtes, den er den

Zöglingen in diesem und jenem Fache erteilte. Bis zum letzten Augenblicke meiner Anwesenheit in der Pension hatte sich sein Benehmen gegen mich nicht im geringsten verändert, obwohl sich schon der Unterschied unserer Jahre fühlbar machte, so daß ich immerhin mit Neid auf seine Universitäts-Kameraden blickte. Der Einfluß, den er auf mich ausgeübt hatte, war ein überaus wohlthuernder gewesen. Leider währte er nicht lange genug. Ich will nur ein Beispiel anführen. In meiner Kindheit hatte ich mir angewöhnt zu lügen — in Jakow's Gegenwart war meine Zunge unfähig, sich zu einer Lüge zu bequemen. Aber besonders erquickend war es für mich, mit ihm zu zweit zu spazieren, oder an seiner Seite im Zimmer auf und abzugehen und zuzuhören, wie er ohne mich anzusehen mit seiner leisen, intensiven Stimme Gedichte las. Ich übertreibe nicht: ich schien mich mit ihm in solchen Minuten langsam von der Erde abzulösen und unbewußt nach einer hellstrahlenden, geheimnißvollen Gegend zu begeben. Ich denke noch an eine Nacht. Wir saßen unter dem bekannten Fliederstrauche; dieses Plätzchen war uns zum Lieblingsaufenthalt geworden. Alle unsere Kameraden schliefen schon. Wir erhoben uns sachte, kleideten uns, im Dunkeln tastend, an und schlüpfen verstoßen hinaus — um zu schwärmen. Draußen war es ziemlich warm, von Zeit zu Zeit nur wehte ein frisches Lüftchen und zwang uns, uns noch näher aneinander zu schmiegen. Wir redeten in einem Flusse, redeten viel und mit Begeisterung, so daß wir uns sogar manchmal gegenseitig unterbrachen, obwohl

wir uns nicht stritten. Das Heer der tausend Sterne funkelte am Himmel. Jakow richtete seinen Blick in die Höhe, drückte mir kräftig die Hand und brach voll Inbrunst in die Worte aus:

„Zu Häupten  
Kreisen die Gestirne,  
Und über ihnen ruht der Geist . . .“

Ein andachtsvoller Schauer durchfluthete meine Seele; ich war sprachlos und fiel ihm um den Hals . . . Das Herz lief mir über . . .

Wo weilst du, mein Entzückten jener Tage? — Leider tief dahinten, wo auch unsere Jugend weilt . . .

Schon acht Jahre waren verflossen, als ich Passinkoff zum ersten Male in Petersburg wiedersah. Ich hatte dort eben ein Amt angetreten. Auch er war durch Protektion zu irgend einer Stellung bei einer Verwaltungsbehörde gekommen. Unsere Begegnung war eine überaus freudige. Nie werde ich jenen Augenblick vergessen, als ich eines Tages im Vorzimmer seine Stimme vernahm. Welcher Schreck durchrieselte mich, mit welchem Herzklopfen sprang ich auf und warf mich ihm um den Hals, ohne ihm nur Zeit zu lassen, seinen Pelz abzulegen und das Tuch abzubinden! Mit welcher Gier betrachtete ich ihn durch die unwillkürlichen, hellen Thränen der Rührung! . . . Er schien doch etwas gealtert zu sein. Ganz feine Runzeln durchfurchten, wie die Spuren einer Nadel seine Stirn; die Wangen waren etwas eingefallen, das Haar lichter, aber der Bart nicht gewachsen — und auch das Lächeln

war dasselbe geblieben. Und sein Lachen, dieses ansprechende, tiefherzliche, mehr dem Keuchen ähnliche Lachen war auch unverändert.

Du mein Gott! Was haben wir an jenem Tage nicht Alles zusammengeredet! Wie viel Lieblingsgedichte hatten wir uns gegenseitig vorzulesen. Ich bat ihn, zu mir zu ziehen; doch er willigte nicht ein. Dafür versprach er aber mich täglich zu besuchen; und er hielt Wort.

Auch seine Seele hatte sich nicht verändert. Er erschien mir als derselbe Romantiker wieder, als den ich ihn früher gekannt hatte. Mochte auch die Kälte des Lebens, diese bittere Kälte der Erfahrungen, ihn umfrösteln — die zarte Blume, die frühzeitig im Herzen aufgeblüht war, erhielt sich in ihrer ganzen unberührten Pracht. Weder Gram noch Nachdenklichkeit konnte ich an ihm wahrnehmen; er war, wie immer, sanft und fröhlichen Herzens.

In Petersburg lebte er wie in einer Einöde, kümmerte sich nicht um die Zukunft und verkehrte fast mit Niemand. Ich führte ihn bei Slotniky's ein. Sie pflegte er dann ziemlich oft zu besuchen. Er war nicht eitel, aber auch nicht schüchtern; jedoch sprach er auch dort, wie überall, nur wenig. Trotzdem aber war er ein willkommener Gast. Sogar der sonst nicht eben gesellige Gemahl Tatjana Wassiljewna's kam ihm freundlich entgegen; die beiden schweigsamen Mädchen waren bald an ihn gewöhnt.

Und so kam er manchmal mit einem neuer erschienenen Buche in der Hintertasche seines Rockes. Längere Zeit kann er sich nicht entschließen zu lesen. Er streckt wie

ein Vogel den Hals nach allen Seiten aus und hält Umschau, ob es ihm die Gelegenheit nicht bald erlaube, sich nach einem Winkelchen zurückzuziehen. (Er saß überhaupt gern im Winkel.) Hat er endlich die passende Zeit erspäht, dann langt er das Buch hervor und macht sich an's Lesen. Zuerst liest er leise, dann erhebt er allmählich die Stimme, von Zeit zu Zeit sich selbst durch kurze Erörterungen und Ausrufe unterbrechend. Ich beobachtete, daß Warwara an seiner Lektüre mit mehr Neigung als die Andern theilnahm und ihm mit großer Bereitwilligkeit zuhörte, obwohl sie freilich nur wenig verstand. Die Litteratur hatte für sie überhaupt kein Interesse. Sie setzte sich Passinkoff gegenüber, stützte das Kinn in die Hand und schaute — nicht in seine Augen, sondern in's Blaue. Sie starrte musternd sein ganzes Gesicht durch, ohne dabei ein Lebenszeichen von sich zu geben; nur stieß sie manchmal plötzlich einen Seufzer aus. — Des Abends spielten wir zuweilen Pfänderspiele, besonders an den Sonn- oder Festtagen. Es gesellten sich dann noch zwei junge Damen zu uns, ein Geschwisterpaar, die mit Slotnik's entfernt verwandt waren — kleine, runde Mädchen von übergroßer Backlust. Außer ihnen betheiligten sich an dem Spiele auch einige Kadetten und Junker, sehr gutmüthige und ruhige Jünglinge. Passinkoff setzte sich gewöhnlich an die Seite Tatjana Wassiljewna's und dachte mit ihr die Strafen beim Ziehen der Pfänder aus.

Sophien waren all die Liebenswürdigkeiten und Küsse unlieb, mit welchen die Pfänder oft genug ausgelöst werden

mußten, während es Warwara immer übel nahm, wenn ihr auferlegt wurde, Etwas aufzusuchen oder zu errathen. Die beiden fremden Fräulein unterhielten eine beständige Sacksalve, wo sie nur all' den Sackstoff hernahmen! Ich wurde oftmals verdrößlich, wenn ich die beiden ansah, während Passinkoff nur vor sich hinlächelte und still den Kopf schüttelte. Der alte Slotnikky betheiligte sich nicht an unseren Spielen; er warf uns sogar durch die Thür seines Kabinetes unfreundliche Blicke zu. Nur ein einziges Mal trat er ganz unerwartet an uns heran und schlug vor, diejenige Person, deren Pfand an der Reihe wäre, solle einen Walzer mit ihm tanzen. Selbstverständlich willigten wir ein. Das Pfand gehörte Tatjana Wassiljewna. — Sie wurde feuerroth, gerieth in Verwirrung und wußte sich nicht zu helfen: grade wie ein 15 jähriges Mädchen. Ihr Gemahl jedoch kommandirte schon Sophieen, sich sofort ans Clavier zu setzen; dann ging er auf seine Frau zu und machte mit ihr nach alter Mode im Dreiviertel-Takt zwei Touren. Ich sehe noch sein galliges und mürrisches Gesicht mit den niemals lächelnden Augen bald zum Vorschein kommen, bald verschwinden, sich jedesmal umbdrehen, ohne seinen strengen Ausdruck zu verlieren. Er machte weite Schritte und hüpfte jedesmal auf; seine Frau trippelte ihm rasch nach und schmiegte wie aus Angst das Gesicht an seine Brust. Er brachte sie nach dem Tanze auf ihren Platz, machte eine Verbeugung, ging auf sein Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab. Sophie wollte nun aufstehen, aber Warwara bat sie fortzuspielen.

Sie ging auf Passinkoff zu, reichte ihm die Hand und fragte mit einem linksischen Lächeln: ist's gefällig? Passinkoff stuzte, stand indessen auf — er zeichnete sich überhaupt durch gefällige Höflichkeit aus — nahm Warwara bei der Taille, glitt aber schon beim ersten Schritt aus und fiel, rasch seine Dame loslassend, grade gegen das kleine Fußgestell, auf welchem der Papagei in seinem Käfig stand. Der Käfig stürzte herunter, der Vogel erschrak und schrie auf: „Prä—sen—tir!“ Ein allgemeines Gelächtererscholl — Elotniky erschien auf der Schwelle seines Kabinetes, blickte mürrisch um sich und schlug dann die Thür wieder hinter sich zu. Nach diesem Vorfalle durfte man an ihn in Gegenwart Warwara's nur erinnern, und sie fing sofort an zu lachen und Passinkoff anzusehen, als ob sie ihm sagen wollte: da hast Du einmal ein kluges Stückchen vollbracht, was seines Gleichen sucht.

Passinkoff war ein schwärmerischer Verehrer der Musik. Er forderte Sophie oft auf, ihm Etwas vorzuspielen, setzte sich dann in einen Winkel und hörte ihr, dann und wann leise mitsingend, zu. Besonders liebte er ein den gestirnten Himmel behandelndes Lied (СОЗГВѢЗДИЕ) von Schubert. Er versicherte, jedesmal wenn er dieses Lied höre, habe er Visionen; es sei ihm zu Muth, als ob sich mit jedem Tone ein langer blauer Strahl aus der Höhe in seine Brust ergösse. Noch jetzt denke ich manchmal, wenn ich den wolkenlosen Nachthimmel mit den langsam kreisenden Sternen über mir sehe, an die Schubert'sche Melodie und an Passinkoff . . . Da kommt mir grade



noch ein Spaziergang in den Sinn, den wir einst außerhalb der Stadt unternahmen. Wir fuhren in Gesellschaft auf zwei vierfüßigen Wagen nach Pargolowo. Es ist mir noch erinnerlich, daß wir die Wagen an der Wladimirskaja mietheten, daß sie alt und blau angestrichen waren, auf alten Federn ruhten und einen breiten Kutscherbock hatten — im Innern lagen Heubüschel umhergestreut. Dunkelbraune, schwachbeinige Pferde, deren jedes auf einem andern Beine hinkte, hatten uns in schwerfälligem Trabe an's Ziel geschleppt. Wir spazierten lange in den Fichtenhainen umher, welche Pargolowo umgaben. Unterwegs tranken wir Milch aus thönernen Krügen und aßen Erdbeeren mit Zucker. Das Wetter war wunderschön. Warwara war keine andauernde Fußgängerin, sie ermüdete leicht; diesmal jedoch blieb sie uns nicht nach. Sie nahm ihren Hut ab, wickelte ihr Haar auf, die trägen Züge bekamen Leben und ihre Wangen überzogen sich mit einer feinen Röthe. Gegen Ende des Spazierganges begegneten wir plötzlich zwei Bauermädchen im Walde. Warwara setzte sich plötzlich zur Erde, rief die beiden Mädchen zu sich heran und forderte sie, ohne ihnen aber sonst eine Freundlichkeit zu sagen, auf, sich neben sie zu setzen. Sophie sah die Mädchen nur aus der Entfernung mit einem kalten Lächeln an und bekümmerte sich nicht um sie. Sie spazierte mit Assanoff. Als Slotniky herangekommen war, konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, Warwara sei eine wahre Bruthenne. Darauf erhob sie sich und ging wieder weiter. Während des Spazierganges hatte sie sich

einige Mal Passinkoff genähert und zu ihm gesagt: — Jakow Swanitsch, ich möchte Etwas mit Ihnen reden. — Was sie aber wollte — das blieb für uns ein Räthsel.

Es ist übrigens Zeit, daß ich meine Erzählung fortsetze.

Ich war sehr erfreut, Passinkoff bei mir zu sehen. Als ich mich aber an die Begebenheit des vergangenen Tages erinnerte, wurde mir qualvoll zu Muth, und ich wendete mein Gesicht wieder gegen die Wand. Passinkoff wartete ein wenig; als ich aber längere Zeit hindurch kein Lebenszeichen von mir gab, fragte er, ob ich unwohl sei.

— O nein! — antwortete ich halblaut. — Ich habe nur etwas Kopfschmerz.

Jakow schwieg und nahm ein Buch zur Hand. Es verging mehr als eine Stunde. Ich war schon auf dem Punkte, ihm Alles zu bekennen — da vernahm ich plötzlich die Glocke im Vorzimmer.

Die Thür auf der Haustreppe wurde geöffnet — ich lauschte — Assanoff fragte nach mir.

Passinkoff stand auf; er liebte Assanoff nicht. Er erklärte mir leise, daß er auf meinem Bette etwas ausruhen wolle, und begab sich in mein Schlafzimmer.

Eine Minute später trat Assanoff ein.

Ich errieth schon an seinem gerötheten Gesichte, an seinem kurzen und abgebrochenen Gruße, was ihn zu mir

geführt. — Was wird nun wohl kommen? — dachte ich bei mir.

— Mein Herr — begann er, sich hastig auf einen Sessel niederlassend — ich komme hierher in der Absicht, einen Zweifel von Ihnen aufgeklärt zu bekommen.

— Und um was handelt es sich?

— Es handelt sich darum: zu wissen, ob Sie ein ehrlicher Mann sind.

Ich fuhr auf.

— Was meinen Sie damit? — fragte ich.

— Ich meine — erwiderte er, jedes Wort betonend — ich meine damit Folgendes. Gestern hatte ich Ihnen mein Portefeuille mit Briefen von einer gewissen Dame gezeigt. Heute haben sie im Tone des Vorwurfs — beachten Sie: des Vorwurfs! — derselben Dame einzelne Stellen aus diesen Briefen hinterbracht, ohne dazu berechtigt zu sein. Ich möchte nun hören, welche Erklärung Sie darauf zu geben bereit wären.

— Und ich möchte wissen, welches Recht Sie hätten, mich in dieser Weise zu verhören — vor Wuth und Beschämung am ganzen Körper zitternd. — Wer hat Ihnen denn geheißt, mit Ihrem Onkel sowohl, als mit Ihrer Correspondenz zu paradiren? Uebrigens, was geht mich das Alles an! Ihre Briefe sind doch alle unverseht?

— Die Briefe sind allerdings alle unverseht; aber ich befand mich gestern in einem Zustande, der es Ihnen leicht machen konnte . . .

— Mit einem Worte, mein Herr — unterbrach ich

ihn absichtlich so laut als möglich — ich ersuche Sie, mich in Ruhe zu lassen? Hören Sie? Ich will von Nichts wissen und verweigere Ihnen jede Erklärung. Wenden Sie sich in Betreff dieser an die bewußte Dame! (Mir fing an vor den Augen zu schwindeln.)

Affanoff warf mir einen Blick zu, dem er sich augenscheinlich Mühe gab den Ausdruck von höhnischer Durchdringlichkeit zu verleihen. Er drehte seinen Schnurrbart und erhob sich gemessen.

— Jetzt weiß ich also, was ich zu denken habe, — sagte er. — Ihr Gesicht verräth Sie deutlich. Ich muß Ihnen aber bemerken, daß anständige Leute nicht in dieser Weise handeln. Verstohlener Weise einen Brief durchzulesen und dann zu einem achtbaren Fräulein hinzueilen, sie zu allarmiren . . .

Scheren Sie sich zum Teufel! — schrie ich auf und stampfte mit den Füßen. — Schicken Sie mir Ihren Sekundanten! Mit Ihnen selbst habe ich keine Lust zu verhandeln.

— Bitte mich nicht zu belehren — erwiderte Affanoff kalt. — Einen Sekundanten hatte ich selbst schon die Absicht Ihnen zuzuschicken.

Er ging weg. Ich sank auf den Divan zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen . . . Es rüttelte mich Jemand an der Schulter. Ich zog die Hände zurück — Passinkoff stand vor mir.

— Was geht hier vor? Ist's wahr? — fragte er mich. — Du hättest einen fremden Brief gelesen?

Ich war unfähig, ihm zu antworten, nickte aber mit dem Kopfe.

Passinkoff ging auf das Fenster zu und sagte langsam mit dem Rücken gegen mich gewendet:;

— Du hast also den Brief eines Mädchens an Assanoff gelesen? Wer ist denn dieses Mädchen?

— Sofia Slotnikaja — antwortete ich wie ein Unschuldiger vor dem Richter.

Passinkoff brachte längere Zeit kein Wort hervor.

— Nur die Leidenschaft könnte Dich in mancher Beziehung entschuldigen — hob er endlich an. — Liebst Du die Slotnikaja?

— Ja.

Passinkoff verstummte von Neuem.

— Ich dacht' es mir. Und Du bist also heute hingegangen und hast ihr vorgeworfen . . .

— Ja, ja und tausendmal ja! — schrie ich verzweifelt auf. — Du kannst mich jetzt verachten . . .

Passinkoff ging zweimal im Zimmer auf und ab.

— Liebt sie ihn? — fragte er.

— Sie liebt ihn . . .

Passinkoff schlug die Augen nieder und hielt sie lange auf den Boden geheftet.

— Nun, hier muß geholfen werden — sagte er endlich den Kopf erhebend. — Das kann nicht so bleiben.

Er griff nach seinem Hut.

— Wohin willst Du?

— Zu Assanoff.

Ich sprang auf.

— Aber ich erlaube es Dir nicht. Wo denkst Du hin! Was wird er von mir halten!

Passinkoff sah mich an.

— Also wäre es nach Deiner Ansicht besser, dieser dummen Geschichte ihren freien Lauf zu lassen, Dich selbst zu Grunde zu richten, ein Mädchen zu blamiren . . .

— Was willst Du Assanoff sagen?

— Ich werde mir Mühe geben, ihm Alles klar zu machen, und ihm sagen, daß Du ihn um Verzeihung bittest . . .

— Aber ich denke gar nicht daran, mich bei ihm zu entschuldigen!

— Du willst es nicht? Fühlst Du Dich etwa nicht schuldig?

Ich blickte zu ihm auf. Der ruhige, strenge Ausdruck seines Gesichtes, das ein edler Mißmuth überschattete, machte mich stußig. So hatte ich ihn noch nie gesehen. Ich antwortete Nichts und ging auf meinen Platz zurück.

Passinkoff verließ das Zimmer.

Mit welcher Ungeduld wartete ich auf seine Rückkehr! Mit welcher grausamen Langsamkeit schlich die Zeit dahin! Endlich, nach einer langen Weile, kam er zurück.

— Nun, wie steht's? — fragte ich schüchtern.

— Gott sei Dank! — antwortete er. — Alles ist in Ordnung.

— Du warst bei Assanoff?

— Jawohl.

— Nun, wie war es? Hat er Faren gemacht? — fragte ich mit Anstrengung.

— Das könnte ich nicht grade sagen. Ich hatte größere Schwierigkeiten erwartet . . . Er . . . er ist am Ende gar nicht so abstoßend, wie ich immer glaubte.

— Warst Du sonst nirgends? — fragte ich nach einer Weile.

— Ich war noch bei Slotniky's.

— Ah! . . . (Mein Herz fing heftig an zu arbeiten; ich wagte nicht, ihm in die Augen zu sehen.) — Was sagte sie?

— Sofia Nikolajewna ist ein überaus gescheites, liebes Mädchen . . . Ja, sie ist wirklich gut. Anfangs war es ihr etwas peinlich, später aber beruhigte sie sich. Unser Gespräch hat übrigens nicht über fünf Minuten gedauert.

— Und Du . . . sagtest ihr Alles von mir? . . . Alles?

— Ich sagte, was nöthig war.

— Jetzt wird es mir nicht mehr möglich sein, dort zu verkehren — bemerkte ich mißmuthig.

— Weshalb denn nicht? Dann und wann kannst Du schon hingehen. Im Gegentheil, Du mußt jetzt unbedingt hingehen, eben damit man keinen Verdacht schöpfe . . .

— Aber Jakow, Du wirst mich jetzt verachten! — rief ich aus. Ich konnte kaum die Thränen zurückhalten.

— Ich Dich verachten? — Seine gutmüthigen Augen flammten in Liebe auf. — Dich verachten! . . . Dummer

Mensch! War es Dir denn leicht auf dem Herzen? Bittest Du denn nicht?

Er reichte mir die Hand; ich warf mich ihm um den Hals und zerfloß in Thränen.

---

Einige Tage nach dieser Begebenheit, an denen sich bei Passinkoff eine gewisse üble Laune nicht verlieren wollte, entschloß ich mich endlich, der Familie Slotnißky einen Besuch zu machen. Was ich empfand, als ich das Empfangszimmer betrat — das wäre schwer mit Worten wiederzugeben. Ich weiß nur noch, daß ich Mühe hatte, die einzelnen Gesichter zu unterscheiden, daß meine Stimme jedesmal, wenn ich reden wollte, in der Brust beinahe erstarb. Sophieen erging es nicht besser. Man sah es ihr an, daß sie mich nicht ohne Ueberwindung ansprechen konnte. Ihre Blicke vermieden die meinen, so wie ich mich hütete, den ihren zu begegnen. In jeder ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen Wesen verrieth sich Zwang und — wozu es verheimlichen? — eine geheime Verachtung. Ich eilte mich, sie wie mich so schnell als möglich aus dieser peinlichen Lage zu befreien. Glücklicherweise blieb diese Zusammenkunft die letzte vor ihrer Verheirathung. Eine unerwartete Wendung in meinem eigenen Schicksale brachte mich nach einem andern Ende Rußlands; ich nahm auf längere Zeit Abschied von Petersburg und der Familie Slotnißky. Was mir aber am meisten wehe that — ich trennte mich auch von meinem guten Jakow Passinkoff.

---



## II.

Sieben Jahre waren verflossen. Ich halte es für überflüssig, hier zu erzählen, was sich während dieser Zeit mit mir zugetragen. Lange und beschwerliche Reisen hatten mich durch's weite Rußland geführt; ich war bis in die Wildniß vorgedrungen, und wie dankbar bin ich dafür dem lieben Herrgott! Die wilde Einöde ist gar nicht so schrecklich, wie Manche sich einbilden. Auch in den tiefsten Winkeln des Urwaldes, im verborgensten Dickicht und unter den Haufen des gefällten Lagerholzes blühen duftende Blumen.

Eines Tages — es war im Frühling — passirte ich in Dienstangelegenheiten eine kleine Kreisstadt in einem der entlegensten östlichen Gouvernements. Da bemerkte ich durch das trübe Fensterchen meines Tarantax\*) vor einem Laden am Marktplatze einen Mann, den ich zu kennen meinte. Ich sah ihm genauer in's Gesicht, und zu meiner großen Freude erkannte ich wirklich in ihm — den Diener Passinkoff's, Selissej.

Ich befahl dem Kutscher sofort zu halten, sprang aus dem Tarantax und ging auf Selissej zu.

— Grüß' Gott! — rief ich ihn an, mit Mühe meine Aufregung bemeisternd. — Bist Du mit Deinem Herrn hier?

— Mit meinem Herrn — erwiderte er zögernd. Auf

---

\*) Reisewagen.

einmal schrie er auf: — Aber Väterchen, das sind ja Sie! Ich hatte Sie ja gar nicht mehr wiedererkannt!

— Du bist also mit Jakow Zwanitsch hier?

— Mit ihm, Väterchen, mit ihm. Mit wem sollte ich denn sonst hier sein?

— Führe mich sofort zu ihm!

— Herzlich gern, herzlich gern! Bitte hier! Bitte! . . . wir logiren hier im Gasthaus.

Zelissej führte mich über den offenen Platz und hörte nicht auf zu rufen:

— Aber wie wird sich doch Jakow Zwanitsch freuen!

Dieser Zelissej, ein Kalmücke von Nation, machte beim ersten Ansehen den Eindruck eines abstoßenden, wilden Geschöpfes; er war aber in Wirklichkeit ein herzenguter Mensch, dabei nicht dumm und Passinkoff, bei dem er schon zehn Jahre in Dienst stand, leidenschaftlich ergeben.

— Wie geht es Jakow Zwanitsch? — fragte ich ihn.

Zelissej wendete mir sein kleines, schmußiggelbes Gesicht zu.

— Ach, Väterchen! Es steht nicht gut mit seiner Gesundheit, nicht gut! Sie werden ihn schwerlich wiedererkennen . . . Ich fürchte, ich fürchte, es ist ihm nicht mehr lange beschieden zu leben. Das ist ja auch der Grund, weshalb wir uns hier aufhalten; denn eigentlich gehen wir ja nach Odeffa zur Kur.

— Woher kommt ihr jetzt?

— Aus Sibirien, Väterchen.

— Aus Sibirien?

— Ja, ja! Jakow Swanitsch war dort im Amte. Dort hat er sich auch die böse Wunde geholt.

— War er denn in den Militärdienst übergetreten?

— Das nicht. Er bekleidete einen Civilposten.

— Was für Räthsel! — dachte ich bei mir. Inzwischen waren wir am Gasthause angelangt. Zetissej eilte voraus, um mich anzukündigen. In den ersten Jahren nach unserer Trennung hatte ich mit Passinkoff einen ziemlich regen Briefverkehr unterhalten; doch seit vier Jahren, nachdem ich den letzten Brief von ihm erhalten, erfuhr ich Nichts mehr von ihm.

— Bitte einzutreten, bitte einzutreten! — rief mir Zetissej schon von der Treppe entgegen. — Jakow Swanitsch ist sehr begierig Sie zu sehen.

Ich lief hastig die schwankende Stiege hinan und betrat ein kleines, dunkles Zimmer — das Herz drehte sich mir im Leibe um . . . Auf einem schmalen Bett, mit einem Mantel zugedeckt, blaß wie eine Leiche, lag er da, mein Passinkoff, und streckte mir seine nackte, blasse Hand entgegen. Ich warf mich über ihn weg und umarmte ihn inbrünstig.

— Zasha! — würgte ich endlich hervor — wie geht's Dir.

— Ach, gut! — antwortete er mit schwacher Stimme. — Bin nur etwas unpäßlich. Welcher Zufall hat Dich hierher geführt!

Ich setzte mich neben sein Bett auf einen Stuhl und seine Hände fest in die meinigen pressend betrachtete ich

sein Gesicht. Die mir so theuern Züge fand ich wieder: das Liebe seiner Augen, sein Lächeln hatten sich nicht verändert. Aber wie hatte ihn die Krankheit zugerichtet! . . .

Der Eindruck, den er auf mich machte, konnte ihm nicht entgehen.

— Ich habe mich schon drei Tage nicht rasirt — sagte er; — auch bin ich noch nicht gekämmt, sonst . . . sonst ist Alles gut.

— Sage mir die Wahrheit, Jascha, ich bitte Dich! Was hat mir da Selissej erzählt — Du seiest verwundet?

— Ah! Nun, das ist eine ganze Geschichte. Ich werde sie Dir später erzählen. Ja, ich bin verwundet, und denke Dir — durch einen Pfeil.

— Durch einen Pfeil?

— Ja, durch einen Pfeil! Aber nicht einen mythologischen, nicht durch den Pfeil Amor's, sondern durch einen rechten und schlechten Pfeil aus einem äußerst elastischen Holze mit einer kunstvollen Spitze . . . Eine unangenehme Empfindung, solch ein Pfeil, besonders wenn er die Lungen trifft.

— Aber wie kommst Du zu einer solchen Wunde!

— Auf folgende Weise. Du weißt ja, in meinem Leben gab es immer viel Komisches. Erinnerst Du Dich noch jenes hochkomischen Briefwechsels in Betreff meiner Papiere? Ebenfalls auf eine komische Weise kam ich zu meiner Wunde. Und wahrhaftig: welcher anständige Mensch käme in unserem civilisirten Jahrhundert in die Lage, sich einem Pfeilschuß aussetzen zu müssen? Und da

war nicht etwa Zufall im Spiele, auch holte ich mir die Wunde nicht bei einer Belustigung, sondern — im Gefecht.

— Du sagst mir aber immer noch nicht . . .

— Nun, Du sollst es hören — unterbrach er mich. — Du wirst Dich wohl noch erinnern, daß ich kurz nach Deiner Abreise nach Nowgorod versetzt wurde. Dort blieb ich längere Zeit. Ich muß gestehen, daß ich mich dort gehörig langweilte, obwohl ein Wesen meine Straße kreuzte . . . — Er athmete tief auf. — Doch jetzt reden wir von etwas Anderem . . . Vor zwei Jahren wurde mir eine gute Stelle angetragen, freilich etwas weit, im Irkutsk'schen Gouvernemen, aber was machte ich mir daraus! Es lag nun einmal in der Absicht des Schicksals, daß ich, wie mein Vater, nach Sibirien gehen sollte. Doch welch' gesegnetes Land ist dieses Sibirien! Reich, gemüthlich — das wird Dir Jeder bestätigen. Ich habe mich dort durchaus wohl gefühlt. Ich hatte eingeborene Soldaten unter mir. Das Volk ist sonst ruhig und gut. Aber zu meinem Unglück fiel es Einigen von ihnen, einem Häuflein von etwa zehn Mann, ein, Schleichhandel zu treiben. Ich wurde ausgeschiedt, sie festzunehmen. Festgenommen hatte ich sie schon — da kam aber Einer von ihnen, wahrscheinlich aus lauter Thorheit, auf die Idee, sich zu vertheidigen; und er bedachte mich mit dem verhängnißvollen Pfeile . . . Ich war schon dem Tode nahe, schließlich aber habe ich mich doch erholt. Meine jetzige Reise hat den Zweck, meine Gesundheit völlig wiederherzu-

stellen. Meine Vorgesetzten waren glücklicherweise so einsichtig, mir einige Mittel zu gewähren.

Bassinkoff ließ erschöpft den Kopf auf das Kissen sinken und hielt inne. Ein schwaches Roth bedeckte seine Wangen. Er schloß die Augen.

— Der Herr kann nicht lange sprechen — bedeutete mich leise Zelissej, der das Zimmer nicht verlassen hatte.

Es wurde still. Man vernahm nur das schwere Aufathmen des Kranken.

— Und nun — fuhr er bald fort und schlug die Augen wieder auf — sitze ich schon die zweite Woche in diesem Städtchen fest . . . Wahrscheinlich eine Erkältung . . . Der Kreisarzt behandelt mich; Du wirst ihn schon zu sehen bekommen. Ich glaube, er versteht seine Sache . . . Doch dieser Zufall! Es freut mich über die Maßen; denn wie wäre ich sonst dazu gekommen, Dich noch wieder zu sehen?

Er nahm mich bei der Hand. Die feine, die eben noch eiskalt gewesen, brannte jetzt vor Gluth.

— Nun erzähle mir aber doch Etwas von Dir! — hob er wieder an. — Wir haben uns ja Gott weiß wie lange nicht gesehen.

Er warf den Mantel von der Brust zurück.

Ich beeilte mich, seinen Wunsch zu erfüllen, um ihn selbst weniger sprechen zu lassen, und fing an zu erzählen. Anfangs hörte er mit Aufmerksamkeit zu; bald aber bat er um Wasser, schloß von Neuem die Augen und warf den Kopf unruhig auf dem Kissen hin und her. Ich rieth ihm ein wenig zu schlafen und versicherte, nicht eher weiter-

zureisen, bis er genesen sei; ich würde mir ein Zimmer nebenan miethen.

— O, hier ist es schlecht . . . — wollte Passinkoff einwenden; ich ließ ihn aber nicht weiter sprechen und entfernte mich leise. Zelissej folgte mir nach.

— Was geht hier vor, Zelissej? Er stirbt ja! — fragte ich den treuen Diener.

Zelissej winkte abwehrend mit der Hand und wandte sich ab.

Ich beschied den Kutscher meines Wagens, und nachdem ich mich in aller Eile in einem Zimmer neben Passinkoff eingerichtet hatte, schickte ich mich an zu sehen, ob er schlafe. In der Thür stieß ich auf einen Mann von hohem Wuchse, der sich eines mächtigen Embonpoint's erfreute. Sein fleckiges, aufgedunsenes Gesicht verrieth eine unüberwindliche Trägheit — sonst war an ihm Nichts wahrzunehmen. Seine kleinen Augen schienen ganz zu fallen zu wollen, die Lippen glänzten wie nach einem Schläfe.

— Entschuldigen Sie meine Frage, — sprach ich ihn an — Sie sind wohl der Arzt?

Der dicke Mann sah mich an, indem er mit Anstrengung seine niederhängende Stirn mit den Augenbrauen in die Höhe zog.

— Zu dienen — sagte er endlich.

— In diesem Falle, Herr Doktor, erlaube ich mir, Sie auf mein Zimmer zu bitten. Jakow Swanitsch, glaube ich, schläft jetzt. Ich bin sein Freund und möchte mich

mit Ihnen wegen seiner Krankheit besprechen, die mich sehr beunruhigt.

— Gut! — erwiderte der Doktor mit einer Miene, als ob er sagen wollte: — Wozu das viele Reden? Ich ginge auch ohne das mit. — Er folgte mir.

— Sagen Sie gütigst — begann ich, nachdem sich der Arzt auf einen Stuhl niedergelassen — ist der Zustand meines Freundes bedenklich?

— Ja — antwortete er ruhig.

— Und sehr bedenklich?

— Ja . . . bedenklich.

— So daß man sich sogar auf seinen Tod gefaßt machen muß?

— Ja.

Ich muß gestehen: ich sah ihn in diesem Augenblicke fast feindselig an.

— Wenn dem so ist, — erwiderte ich — so müßte man zu ernstern Maßregeln greifen; vor allen Dingen doch wohl noch den Einen oder Andern Ihrer Herren Kollegen zu Rathe ziehen. So kann es nicht bleiben.

— Den Einen oder Andern — das könnte man. Weshalb nicht? Das geht schon. Swan Sefremowitsch z. B. auffordern . . .

Der Arzt sprach mit Mühe und stöhnte unaufhörlich. Nach jedem Wort hob sich sein Magen.

— Wer ist Swan Sefremowitsch?

— Der Stadtarzt.

— Sollte man nicht nach der Hauptstadt schicken?



Was meinen Sie? Dort giebt es sicherlich bedeutende Kräfte.

— Meinetwegen. Auch recht.

— Wen halten Sie dort für den klügsten Arzt?

— Den klügsten? . . . Ein gewisser Doktor Kolrabuß hatte sich einmal dort niedergelassen, er scheint jedoch wieder verzogen zu sein . . . Uebrigens, glaube ich, ist es nicht nöthig, noch einen zu holen.

— Weshalb nicht?

— Ihrem Freunde wird auch ein Arzt aus der Hauptstadt nicht mehr helfen.

— Ist es denn so arg mit ihm?

— Ja, es hat ihn tüchtig gepackt.

— Woran leidet er überhaupt?

— Eine Wunde hat er erhalten . . . in die Lunge; und die hat gelitten. Und dazu jetzt noch die Erkältung; er bekam Fieber . . . nun, und alles Uebrige noch dazu. An Reserve-Capital fehlt es ihm, und Sie wissen ja, daß ein Mensch ohne Reserve-Capital nicht viel werth ist.

Wir schwiegen Beide.

— Vielleicht eine Probe mit der Homöopathie machen . . . stöhnte der dickleibige Doktor.

— Wie? Mit der Homöopathie? Sie sind doch Mäopath?

— Was thut's? Glauben Sie etwa, daß ich in der Homöopathie keinen Bescheid weiß? Ich verstehe mich darauf ebenso gut wie ein Anderer. Hier bei uns giebt

eß einen Apotheker, der auch homöopathisch kurirt; und doch besitzt er nicht einmal einen gelehrten Grad.

— Schlimm! — dachte ich bei mir.

— Nein, Herr Doktor, — sagte ich — bleiben Sie nur bei ihrer gewöhnlichen Methode.

— Ich richte mich nach Ihrem Wunsche.

Der Dicke erhob sich und stöhnte.

— Sie gehen zu ihm? — fragte ich.

— Ja. Ich muß nach ihm sehen.

Er ging hinaus.

Ich folgte ihm nicht nach. Es wäre über meine Kräfte gegangen, ihn am Bette meines armen kranken Freundes zu sehen. Ich rief meinen Diener und befahl ihm, sofort nach der Hauptstadt zu fahren, dort den besten Arzt aufzusuchen und ihn unbedingt mitzubringen. — Ich vernahm ein Trippeln auf dem Corridor und öffnete rasch die Thür. Der Arzt kam eben von Passinkoff.

— Nun, wie steht's? — fragte ich ihn leise.

— Wie gewöhnlich. Ich habe ihm eine Mirtur verschrieben.

— Und ich habe mich entschlossen, Herr Doktor, nach der Hauptstadt zu schicken. Ich zweifle zwar nicht an Ihrer Kunst, doch, man pflegt ja zu sagen: ein Seil hält gut, zwei aber halten besser.

— Sehr lobenswerth! — erwiederte der Dicke und entfernte sich. Ich wurde ihm offenbar unbequem.

Ich begab mich zu Passinkoff.

— Hast Du unsern hiesigen Nestkulap gesehen? — fragte er mich.

— Ja wohl.

— Was mir an ihm gefällt, — sagte Passinkoff — ist seine bewundernswerthe Ruhe. Der Arzt muß zuerst Phlegmatiker sein, nicht? Das wirkt auch auf den Kranken ermunternd.

Ich erachtete es selbstverständlich nicht für geboten, seine Meinung zu widerlegen.

Am Abend fühlte sich Passinkoff gegen alles Erwarten leichter. Er hieß Zeliszej den Samowar aufstellen, erklärte, daß er mich mit Thee bewirthen und auch selbst eine Tasse schlürfen wolle, und schien überhaupt aufgeheitert. Ich gab mir jedoch Mühe, ihn vom Sprechen abzuhalten, und als es mir nicht gelingen wollte, ihn zum Schweigen zu bringen, fragte ich, ob ich ihm nicht Etwas vorlesen solle.

— Wie bei Winterkeller — erinnerst Du Dich noch? — erwiderte er. — Nun gut, mit Vergnügen. Was willst Du lesen? Sieh', bei mir auf dem Fenster findest Du Bücher.

Ich ging an das Fenster und nahm das erste beste Buch zur Hand.

— Was ist's? — fragte er.

— Vermontoff.

— Ah! Vermontoff! Herrlich! Buschkin ist freilich größer . . . weißt Du noch? „Wieder sammeln die Wolken stille sich über mir . . .“ oder „Zum letzten Male wage ich Dein liebliches Antlitz in Gedanken zu lieblosen . . .“

Ach, wie reizend, wie schön ist das! Aber auch Vermon-  
toff ist schön. Weißt Du was, Herzchen; schlage auf's  
Gerathewohl irgend eine Seite auf und lies!

Ich schlug das Buch auf und wurde verwirrt. Ich  
stieß nämlich grade auf ein Gedicht, welches sich „Das  
Testament“ betitelte. Ich wollte die Seite umblättern,  
aber Passinkoff merkte meine Absicht und sagte hastig:

— Nein, nein! Lies, was Du aufgeschlagen hast!

Es war Nichts zu machen. Ich las „Das Testament“ vor.

— Wunderschön! rief er aus, als ich fertig war —  
wunderschön! . . . Aber sonderbar, — fügte er nach einer  
kleinen Pause hinzu — daß Dir grade „das Testament“  
in die Hände gekommen ist . . . Sonderbar!

Ich las noch ein zweites Gedicht. Aber Passinkoff  
hörte nicht mehr zu, sondern blickte weg und wiederholte  
noch zweimal: — Sonderbar! —

Ich ließ das Buch auf die Kniee sinken.

— Eine Nachbarin hast Du bei Dir . . . — fing  
er an leise zu deklamiren; plötzlich wandte er sich zu mir  
und fragte: — Sage doch, Erinnerst Du Dich noch an  
Sophie Slotnikaja?

Ich erröthete.

— Wie sollte ich mich ihrer nicht erinnern?

— Sie hat ja geheirathet!

— Sie hat Assanoff geheirathet, schon vor langer  
Zeit. Ich schrieb Dir davon.

Ja wohl, Du schreibst mir davon. Der Vater hat  
ihr also verziehen?

— Ja, aber Assanoff wollte er nicht über seine Schwelle lassen.

— Ein Troßkopf, dieser Alte! Nun, und was hast Du gehört, wie geht es Beiden?

— Ich weiß wirklich nicht. Ich glaube, sie leben glücklich. Sie wohnen auf dem Lande, im . . . Gouvernement. Ich fuhr vorüber, aber ich habe sie nicht besucht.

— Haben sie Kinder?

— Ich glaube, ja . . . A propos, Passinkoff . . .

— war ich im Begriff zu fragen. —

Er sah mich an.

— Gesteh mir — Du wolltest, soviel ich mich zu erinnern weiß, mir damals diese Frage nicht beantworten: Du hattest ihr mitgetheilt, daß ich sie liebte?

— Ich sagte ihr Alles, die volle Wahrheit . . . Ich sagte ihr immer nur die Wahrheit. Jede Heimlichkeit wäre ihr gegenüber eine Sünde gewesen.

Passinkoff schwieg.

— Nun, jetzt sage mir — nahm er das Gespräch wieder auf — dauerte es lange, bis Deine Liebe zu ihr erlosch?

— Nein, sie erlosch bald. Was nützt es, umsonst zu schmachten?

Passinkoff wandte mir sein volles Antlitz zu.

— Und mir mein Bruder — sprach er mit bebenden Lippen — mir geht es ganz anders: ich habe noch jetzt nicht aufgehört sie zu lieben.

— Wie? — rief ich mit unbeschreiblicher Verwunderung aus. — Du liebstest sie?

— Ich liebte sie — klagte er leise und legte beide Hände unter den Kopf. — Wie ich sie liebte, das ist nur Gott allein bekannt. Niemandem habe ich je etwas davon gesagt, Niemandem in der ganzen Welt; ich habe es bis jetzt bei mir getragen. Doch jetzt — ist's ja gleichgiltig. Man sagt, ich habe nicht mehr lange zu leben. Jetzt ist also Alles gleich.

Das unerwartete Bekenntniß Passinkoffs setzte mich in solches Erstaunen, daß ich kein Wort über die Lippen bringen konnte. Ich bewegte mich nur in dem Gedanken: wie ist das möglich? Und wie hast du Nichts davon ahnen können?

— Ja — fuhr er wie im Selbstgespräche fort — ich liebte sie. Ich hörte auch dann nicht auf, sie zu lieben, als ich wahrnehmen mußte, daß ihr Herz schon Assanoff gehöre. Wie schwer war mir damals diese Erfahrung! Hätte sie Dir ihre Liebe geschenkt, so hätte ich wenigstens Freude über Deine Freude gehabt; aber Assanoff! . . . Womit konnte er wohl ihre Gunst erlangen? . . . Glückssache! . . . Ihrem Gefühle untreu zu werden, ihre Liebe aufzugeben — das war sie aber nicht mehr im Stande, ein ehrliches Herz ändert sich nicht.

Ich erinnerte mich des Besuches von Assanoff nach dem verhängnißvollen Diner, der Vermittelung Passinkoffs, und schlug unwillkürlich die Hände zusammen.

— Und Alles hatteſt Du durch mich erfahren müssen,

Du armer Mensch! — rief ich aus. — Und nichtsdestoweniger übernahmst Du es damals, zu ihr zu gehen . . .

— Ja — sagte Passinkoff. — Diese Erklärung mit ihr — nie vergesse ich sie. Damals empfand ich die Bedeutung, damals begriff ich erst die ganze Schwere meines Wahlspruches „Resignire!“ Aber sie blieb immer ein Gegenstand der Sehnsucht für mich, ein Ideal . . . Beklagenswerth, wer keine Ideale hat.

Ich sah ihn an: seine Augen, die in der Ferne schweiften, glänzten in fieberhafter Gluth.

— Ich liebte sie — hob er wieder an — ich liebte sie als eine ruhige, stolze, unverkäufliche Seele. Als sie abreiste, machte mich der Schmerz beinahe wahnsinnig . . . Seit dieser Zeit habe ich nicht wieder geliebt.

Er wandte sich plötzlich ab, drückte sein Gesicht in die Kissen und weinte.

Ich sprang auf, neigte mich über ihn und suchte ihn zu trösten.

— Thut nichts! — sagte er den Kopf erhebend, und strich sich das Haar in den Nacken. — Das ist vorübergehend. Es wurde mir nur etwas trübe im Herzen, ich empfand Mitleid — mit mir nämlich. Aber das macht nichts. An Allem sind die Gedächte schuld. Lies mir etwas Anderes vor, etwas Heiteres.

Ich nahm Vermontoff wieder zur Hand und fing an, das Buch flüchtig zu durchblättern. Aber zum Unglück wollten sich mir nur Gedächte zeigen, die Passinkoff von

Neuem aufzuregen im Stande gewesen wären. Endlich las ich ihm „Die Gaben des Teres“ vor.

— Ein rhetorisches Geschwätz! — sagte mein armer Freund im Tone eines Schulmeisters. — Indessen findet sich doch auch hier manche schöne Stelle . . . Ich habe während unserer Trennung auch die Poesie versucht und ein Gedicht angefangen: „Der Kelch des Lebens.“ Es kam aber nichts dabei heraus. Unsere Sache ist — mitzufühlen, aber nicht, zu schaffen . . . Doch ich bin etwas müde. Vielleicht mache ich ein Schläfchen — was meinst Du? Es ist doch etwas Herrliches um den Schlaf! Unser ganzes Leben ist ein Traum, und das Beste in ihm ist wiederum der Traum.

— Und die Poesie? — fragte ich.

— Auch die Poesie ist ein Traum; aber ein paradiesischer Traum.

Passinkoff schloß die Augen.

Ich blieb noch eine Weile an seinem Bette stehen. Ich dachte nicht, daß er sobald einschlafen würde; sein Athem wurde gleichmäßig und ruhig. Ich ging auf den Behen hinaus nach meinem Zimmer und legte mich auf den Divan. Lange gingen mir noch Passinkoff's Reden im Kopfe um, ich brachte so Manches in die Erinnerung zurück, bewunderte — endlich aber schlief auch ich ein . . .

Es rüttelte mich Jemand an der Schulter. Ich fuhr auf: Selissej stand vor mir.

— Bitte, bitte, bemühen Sie sich zu meinem Herrn! — sagte er.



Ich stand sofort auf.

— Was ist mit ihm?

— Er phantasirt.

— Phantasirt? Hat er das früher nicht?

— Nein; nur in der vorigen Nacht hat er auch phantasirt. Heute aber ist es gar zu unheimlich.

Ich begab mich zu Passinkoff. Er lag nicht mehr, sondern saß auf seinem Lager, den Körper nach vorn gebeugt. Langsam mit den Händen die Luft durchstreifend, lächelte er und sprach, aber mit einer Stimme so klanglos und schwach, wie das Flüstern des Rohres. Seine Augen irrten umher. Das glimmende Licht der Nachtlampe, das auf der Diele brannte — ein vorgestelltes Buch überschattete ihn — lag in seiner Unbeweglichkeit an der Zimmerdecke ausgebreitet. Passinkoff's Gesicht erschien in diesem Halbdunkel noch viel blässer.

Ich ging auf ihn zu, nannte ihn beim Namen — er gab keine Antwort. Ich lauschte aufmerksam nach seinem Fallen: er phantasirte von Sibirien, von den dortigen Wäldern. Dann und wann sprach er zusammenhängend.

— Was für Bäume! — läspelte er — bis zum Himmel hinauf! So viel Reif an ihnen. Silber . . . Schnee . . . Da sind kleine Spuren — ein Hase und dort ein Hermelin . . . Aber nein, das war ja der Vater, der mit den Papieren vorüberlief. Da ist er! . . . Da ist er . . . Man muß laufen . . . der Mond scheint so hell . . . man muß laufen, die Papiere suchen. Ach,

eine Blume! Blutrothe Blume du! — und dort ist Sophie . . . Die Glöcklein klingen, das ist Trost. Ach nein! das sind die dummen Blutfinken, die durch die Sträucher hüpfen und pfeifen. Ihr rothkropfigen Kerle! . . . Es ist so kalt — ah, da ist ja Assanoff! . . . Ach ja, er ist doch eine Kanone — eine kupferne Kanone, und seine Lafette ist grün. Darum gefällt er eben überall . . . War das ein Stern, der herabrollte? Nein, ein Pfeil. Ach, und wie rasch fliegt er, und mir grade in's Herz! . . . Wer hat da geschossen? Du etwa Sonitschka?

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und fing an, unzusammenhängende Worte zu lächeln. Ich sah Zekissej an: er schaute, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, mit Behmuth auf seinen Herrn.

— Nun sag' doch, Brüderchen, bist Du ein praktischer Mensch geworden? — fragte er plötzlich, mich mit einem so klaren verständigen Blicke fixirend, daß ich unwillkürlich zusammenfuhr, und mich schon anschickte, ihm zu antworten; doch er kam mir zuvor und sagte wieder: — Und ich, Brüderchen, ich bin nicht praktisch geworden. Was ist dagegen zu machen? Ich bin als Schwärmer geboren — als Schwärmer. Phantasie . . . was bist du, Phantasie? Der Bauer von Sobakewitsch,\*) Phantasie — das bist Du . . . Ach! . . .

Fast bis an den Morgen dauerte dieser Zustand an. Dann beruhigte sich der Kranke allmählich, sank auf das

---

\*) Eine Person aus Gogol's „Tobte Seelen.“

Riffen zurück und schlummerte ein. Ich ging nach meinem Zimmer zurück. Erschöpft von den Qualen der grausamen Nacht, sank ich in tiefen Schlaf.

Bald aber rüttelte mich Selissej wieder auf.

— Ach Väterchen! — sprach er mit zitternder Stimme — ich glaube, Jakow Swanitsch liegt im Sterben.

Ich eilte zu Passinkoff. Er lag unbeweglich. Im Lichte des dämmernden Tages sah er bereits wie eine Leiche aus. Er erkannte mich.

— Lebe wohl! — sagte er leise. — Grüße sie, ich sterbe.

— Jascha! — rief ich aus — nicht doch! Du wirst genesen.

— Nein, nicht mehr! Ich sterbe . . . Da nimm zum Andenken! (Er wies mit der Hand an seine Brust.)

— Was ist das? — sagte er plötzlich. — Sieh' nur! Das Meer . . . ganz golden, und auf dem Meere blaue Inseln, Steintempel, Palmen, Weihrauch . . .

Er verstummte . . . streckte sich . . .

Eine halbe Stunde später war er nicht mehr . . . Selissej fiel schluchzend am Fußende seines Bettes nieder . . . Ich schloß Jakow die Augen.

An seinem Halse fand ich an schwarzer Schnur eine kleine Kapsel. Ich nahm sie zu mir.

Drei Tage später wurde er beerdigt . . . Eines der edelsten Herzen schwand für immer in's Grab. Ich warf die erste Hand voll Erde auf seinen Sarg.

## III.

Noch drei Jahre flossen dahin. Verschiedene Angelegenheiten nöthigten mich Moskau zu besuchen. Ich kehrte in einem der besten Hôtels ein. Eines Tages schritt ich den Korridor entlang und sah zufällig zu der schwarzen Tafel auf, auf welcher die Namen der Durchreisenden notirt waren — und hätte mein Erstaunen beinahe durch einen Ausruf verrathen: hinter Nr. 12 war deutlich der Name „Sofia Nikolajewna Assanowna“ angeschrieben. In der letzten Zeit hatte ich zufälligerweise von ihrem Manne so manches Unerfreuliche zu hören bekommen. Ich hatte erfahren, daß er sich leidenschaftlich dem Weine und den Karten ergeben, daß er sein Vermögen ruinirt habe und sich überhaupt sehr schlecht führe. Von seiner Frau sprach man mit Achtung . . . Nicht ohne Aufregung kehrte ich in mein Zimmer zurück. Die schon längst erloschene Leidenschaft schien für einen Augenblick von Neuem im Herzen aufzuflammen — es pochte heftig. Ich faßte den Entschluß sie zu besuchen.

— Es ist so lange Zeit seit unserer Trennung dahingegangen — dachte ich bei mir. — Sie hat wahrscheinlich Alles, was einst zwischen uns vorgefallen, vergessen.

Ich schickte Zelissej, den ich nach Passinkoff's Tode bei mir in Dienst behalten, mit meiner Visitenkarte zu ihr und ließ anfragen, ob sie zu Hause und gewillt sei, mich zu sehen. Zelissej kam bald zurück und beschied mich, daß Sofia Nikolajewna bereit sei, mich zu empfangen.

Ich begab mich zu Sofia Nikolajewna. Als ich bei ihr eintrat, stand sie mitten im Zimmer und verabschiedete sich von einem hohen und kräftig gebauten Herrn. — Sie mögen einwenden, was Sie wollen — sagte derselbe mit rauher und schallender Stimme — er ist ein durchaus nicht unschädlicher Mensch, er ist gradezu unnütz; und jeder unnütze Mensch wird in einer wohlgeordneten Gesellschaft für schädlich — ja für schädlich gehalten!

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Sofia Nikolajewna wandte sich zu mir.

— Wie lange schon haben wir uns nicht gesehen! — sagte sie. — Bitte, nehmen Sie Platz!

Wir setzten uns. Ich betrachtete sie. Nach langer Trennung die Züge eines einst theuern, vielleicht geliebten Antlitzes wieder zu sehen, sie wieder zu finden, aber nicht gleich wieder zu erkennen — als ob aus dem früheren, noch immer nicht vergessenen Gesichte ein anderes hervorgetreten sei, das zwar des ersten Geist noch trägt, aber doch fremd erscheint; auf der Stelle die Spuren zu gewahren, welche die Zeit hineingegraben: wie wehmüthig bewegt das die Brust! Ich habe mich jedenfalls auch verändert, denkt man dabei gewöhnlich bei sich.

Uebrigens war Sofia Nikolajewna nicht grade gealtert. Als ich sie zum ersten Male gesehen, war sie kaum 16 Jahre alt gewesen; und seit dieser Zeit waren mehr als neun Jahre verstrichen. Ihre Züge waren noch regelmäthiger und strenger geworden. Sie drückten nach wie vor Aufrichtigkeit der Gefühle und Charakterfestigkeit aus.

Statt der früheren entschlossenen Ruhe jedoch war in ihnen ein geheimer Schmerz und Beunruhigung zu lesen. Ihre Augen lagen tief und hatten ihren Glanz verloren. Sie fingen an ihrer Mutter zu ähneln . . .

Sofia Nikolajewna fuhr fort:

— Wir haben uns Beide verändert. Wo sind Sie in der ganzen Zeit gewesen?

— Ich bin da- und dorthin gewandert — erwiderte ich. — Und Sie hielten sich dauernd in Ihrem Dorfe auf?

— Zum größten Theil. Auch hier befinde ich mich nur auf der Durchreise.

— Wie geht es Ihren Eltern?

— Meine Mutter ist gestorben, der Vater lebt immer noch in Petersburg. Der Bruder bekleidet ein Amt und Warwara wohnt mit ihm zusammen.

— Und was macht Ihr Gemahl?

— Mein Mann? . . . — erwiderte sie hastig. — Er ist gegenwärtig im Süden, auf der Messe. Er war, wie Sie wissen, immer ein großer Liebhaber von Pferden, er hat sogar selbst eine Stütereie angelegt . . . Nun, zu diesem Zwecke also . . . ist er hingefahren — Pferde zu kaufen.

In diesem Augenblicke trat ein etwa 8 jähriges Mädchen mit einem länglichen, lebhaften Gesichtchen und großen, dunkelgrauen Augen, à la Chinoise frisiert, in's Zimmer. Als sie mich erblickte, machte sie eine Verbeugung; dann ging sie auf Sofia Nikolajewna zu.

— Das ist mein Töchterchen — sagte Sofia Nikola-

jewna, indem ihre Hand das runde Kinn der Kleinen umfaßte. — Sie wollte auf keinen Fall zu Hause bleiben und beredete mich, sie mitzunehmen.

Das Mädchen heftete seine lebhaften Augen auf mich und fixirte mich verstohlen.

— Sie ist ein wackeres Mädchen — fuhr Sofia Nikolajewna fort — sie fürchtet sich vor Niemand. Auch lernt sie fleißig; ich muß sie in dieser Beziehung loben.

— Comment se nomme monsieur? — fragte sie leise, sich zu ihrer Mutter beugend.

Sofia Nikolajewna nannte meinen Namen. Das Kind blickte mich von Neuem an.

— Und wie ist Dein Name? — fragte ich meinerseits.

— Ich heiße Lydia — antwortete sie und sah mir dreist in die Augen.

— Wie es scheint, ist man sehr zärtlich zu Dir — bemerkte ich.

— Wer soll zärtlich zu mir sein?

— Wer? Wohl ein Jeder, die Eltern nicht ausgeschlossen.

Sie warf einen Blick auf ihre Mutter.

— Ich glaube, Konstantin Alexandrowitsch . . . — wandte ich mich an diese.

— Ja, ja — unterbrach mich Sofia Nikolajewna, während ihre Tochter sie aufmerksamem Blickes betrachtete — mein Mann, freilich . . . er liebt die Kinder sehr.

Ein seltsames Zucken durchflog das kluge Gesichtchen

Lydia's. Ihre kleinen Lippen kräuselten sich. Sie schlug die Augen nieder.

— Sagen Sie gütigst — fügte Sofia Nikolajewna eiligst hinzu: — Sie halten sich Geschäfte halber hier auf, nicht?

— Ja wohl . . . Sie auch?

— Ich auch. In Abwesenheit des Mannes muß man sich, wie Sie begreifen, selbst mit Geschäftssachen abgeben.

— Maman! fiel Lydia wieder ein.

— Oui, mon enfant?

— Non rien! Je te dirai après.

Sofia Nikolajewna lächelte und zuckte mit den Achseln?

Wir schwiegen Beide. Lydia aber kreuzte wichtig die Arme.

— Ich entsinne mich — brach Sofia Nikolajewna das Schweigen — daß Sie einen Freund hatten . . . wie hieß er doch? Er hatte ein so gutmüthiges Gesicht und las besonders gern und mit Pathos Gedichte vor . . . eine schwärmerische Natur . . .

— Sie meinen Passinkoff?

— Ja, ja — Passinkoff . . . Wo ist er jetzt?

— Er ist todt.

— Todt? . . . O wie schade!

— Ich habe ihn gesehen? — fragte leise, aber hastig ihr Töchterchen.

— Nein, Lydia, Du hast ihn nicht gesehen . . . Wie schade! — murmelte nochmals Sofia Nikolajewna.

— Sie bedauern seinen Tod — bemerkte ich. — O,



wenn Sie ihn gekannt hätten, wie ich ihn gekannt habe! Aber gestatten Sie eine unwillkürliche Frage: was brachte Sie darauf, nach ihm zu fragen?

— Das wußte ich selbst nicht. — Sofia Nikolajewna schlug die Augen nieder. — Lydia — fügte sie hinzu — gehe zu deiner Bonne!

— Du wirst mich doch rufen, Mama, wenn ich wieder zurückkommen darf? — fragte sie.

— Du kannst Dich darauf verlassen.

Lydia ging hinaus. Sofia Nikolajewna wendete sich nun an mich:

— Erzählen Sie mir, bitte, Alles, was Sie von Bassinkoff wissen!

Ich erzählte. In kurzen Zügen skizzirte ich das Leben meines Freundes, bemühte mich, soweit es sich thun ließ, seine eigenste Natur zu schildern und schloß endlich mit unserer letzten Begegnung und seinem Ende.

— Das war der Mann, der uns verlassen, unbenutzt und fast unekannt. Das Letztere wäre übrigens noch nicht so schmerzlich. Was liegt überhaupt an der Anerkennung der Menschen? Nur wehe ist mir, daß ein solches Herz, so ganz Liebe und Hingebung, zu schlagen aufhören mußte, ohne ein einziges Mal die Seligkeit der Gegenliebe empfunden, ohne die Theilnahme einer einzigen würdigen Frauenseele erregt zu haben. Unserem kann diese Seligkeit wohl mißsen: man ist ihrer nicht werth. Aber ein Bassinkoff! Und bin ich nicht im Leben so manchem Tausend Menschen begegnet, die ihm in keiner

Beziehung an die Seite zu stellen waren — und doch wurden sie geliebt!? Sollte man etwa nach Allem zu dem Schlusse kommen müssen, daß manche Schwächen, Eigendünkel oder Leichtfinn erforderlich seien, um ein Weib an sich zu fesseln? Schreckt das Weib vor der Vollkommenheit, der freilich auf Erden nie ganz erreichten, zurück wie vor etwas Fremdem und Entsetzlichem?

Sofia Nikolajewna hörte mir bis zu Ende zu, ohne ihren strengen, durchdringenden Blick von mir abzuwenden. Sie hielt die Lippen fest zusammengepreßt und runzelte die Brauen.

— Worauf stützt sich Ihre Ansicht, — sagte sie schließlich — daß kein Weib für Ihren Freund Liebe empfunden hätte?

— Ich weiß es. Ganz genau.

Sofia Nikolajewna öffnete ihren Mund von Neuem, schloß ihn aber wieder fest zusammen. Ein innerer Kampf bewegte sie.

— Sie sind im Irrthum! — sagte sie endlich. — Ich kenne ein Weib, welches eine heiße Liebe zu Ihrem Verstorbenen befeelte. Sie liebt ihn, gedenkt seiner noch jetzt.

— Wollen Sie mir nicht mittheilen, wer dieses Weib ist?

— Meine Schwester Warja.

— Warwara Nikolajewna?

— Warwara Nikolajewna!

— Wie? Warwara . . . diese . . . — wiederholte ich.

— Ich werde fortfahren — unterbrach sie mich. — Diese, wie Sie sagen wollten, kalte, gleichgültige, leblose Seele — sie liebte Ihren Freund tiefinniglich. Das ist der Grund, weshalb sie sich nicht verheirathete und nicht verheirathen wird. Bis zu diesem Augenblicke war ich die Einzige, die um dieses Geheimniß wußte. Warja würde eher sterben, als sich verheirathen. In unserer Familie versteht man zu schweigen und zu dulden.

Ich warf in Folge dieser letzten Worte unwillkürlich einen langen, forschenden Blick auf Sofia Nikolajewna.

— Sie haben mich überrascht — bemerkte ich endlich. — Aber wissen Sie, Sofia Nikolajewna, würde ich nicht befürchten, unangenehme Erinnerungen bei Ihnen wach zu rufen, ich könnte auch Sie überraschen.

— Ich verstehe Sie nicht — erwiderte sie langsam und verlegen.

— Es ist wohl begreiflich, daß Sie mich nicht verstehen — sagte ich, indem ich aufstand. — Und ich werde daher um die Erlaubniß bitten, Ihnen statt einer mündlichen Erklärung einen Gegenstand geben zu dürfen . . .

— Aber um was handelt es sich eigentlich? — unterbrach sie mich fragend.

— Seien Sie nicht besorgt, Sofia Nikolajewna: um meine Person handelt es sich nicht.

Ich verbeugte mich, begab mich auf mein Zimmer, holte die Kapsel hervor und schickte sie Sofia Nikolajewna mit folgenden Zeilen zu:

„Diese Kapsel trug der Verstorbene beständig auf seiner

Brust; er trennte sich von ihr erst im Tode. Sie finden darin ein Zettelchen unbedeutenden Inhalts, das von Ihnen herkommt und für ihn geschrieben war. Sie werden es lesen. Er trug es beständig bei sich — weil er Sie grenzenlos liebte. Er gestand es mir erst einen Tag vor seinem Tode. Warum sollten Sie jetzt, da er nicht mehr auf Erden wandelt, nicht erfahren, daß sein Herz Ihnen angehörte?“

Zelissej kam bald wieder und brachte die Kapsel zurück.

— Nun, — fragte ich — hast Du keinen Auftrag erhalten?

— Nein.

Ich schwieg.

— Hat Sofia Nikolajewna meine Zeilen gelesen?

— Ich glaube wohl. Jedenfalls hat das Stubenmädchen sie ihr abgegeben.

— Die Unzugängliche! — dachte ich bei mir, der letzten Worte Passinkoff's gedenkend. — Kannst gehen! — sagte ich laut zu Zelissej.

— Es hat sich ein Mädchen — begann er — bei Ihnen eingefunden.

— Was für ein Mädchen?

Zelissej schwieg.

— Hat Ihnen der selige Herr nichts mitgetheilt?

— Nein . . . worüber?

— Als sich der Selige in Nowgorod aufhielt — erwiderte er, sich mit der Hand an den Thürpfosten lehrend — da machte er, wenn ich so sagen darf, die Bekanntschaft eines Mädchens. Nun dieses Mädchen ist es, welches Sie

sprechen möchte. Ich begegnete ihr vor einigen Tagen in der Straße und sagte ihr, sie solle nur kommen: „wenn es der Herr erlaubt, so laß' ich Dich zu ihm.“

— Verstehst dich, sie soll eintreten; sie soll nur kommen. Was ist sie für ein Mädchen?

— So, ein ganz gewöhnliches . . . vom Kleinbürgerstande . . . Ruffin.

— War es eine Liebe von Jakow Zwanitsch?

— Ich glaube wohl . . . Und er von ihr . . . Als sie erfuhr, daß der Herr gestorben sei, da brach sie in großes Zammern aus. Ueberhaupt ein anständiges Mädchen . . .

— Laß sie eintreten!

Selissej kam bald zurück. Hinter ihm schritt ein Mädchen im bunten Zißkleid und den Kopf mit einem dunkeln Tuche umwunden, welches ihr Gesicht tief verhüllte.

— Tritt nur vor! — ermunterte sie Selissej. — Habe keine Furcht!

Ich ging auf sie zu und reichte ihr die Hand.

— Wie heißen Sie? — fragte ich.

— Mascha — antwortete sie leise und warf einen verschämten Blick auf mich.

Man konnte ihr etwa 22 oder 23 Jahre geben. Sie hatte ein rundes, einfaches und einnehmendes Gesicht, zarte Hautfarbe, sanfte, blaue Augen und kleine, zierliche und saubere Hände. Auch ihre Kleidung war sauber.

— Sie haben Jakow Zwanowitsch gekannt? — fragte ich sie.

— Ja — sagte sie, an den Zipfeln ihres Tuches zupfend, während Thränen an ihren Wimpern hingen.

Ich forderte sie auf, Platz zu nehmen.

Sie setzte sich auf die Ecke eines Stuhles, ohne Umstände zu machen und zu affektiren. Selissej entfernte sich.

— Sie hatten ihn in Nowgorod kennen gelernt?

— In Nowgorod — antwortete sie, die Hände unter dem Tuche gefaltet. — Erst vorgestern erfuhr ich durch Selissej Timofejtsch seinen Tod. Jakow Swanitsch versprach mir, vor seiner Abreise nach Sibirien zu schreiben; er hat auch zweimal geschrieben. Ich wäre ihm nachgereist, aber er gab es nicht zu.

— Haben Sie Verwandte in Nowgorod?

— Ja wohl.

— Wohnten Sie bei Ihren Verwandten?

— Ich wohnte mit der Mutter und meiner verheiratheten Schwester zusammen. In der Folge aber erzürnte sich die Mutter über mich, auch wurde es zu eng bei der Schwester (sie hat viele Kinder)! ich mußte ausziehen. Ich hoffte immer auf Jakow Swanitsch und wünschte nichts, als ihn zu sehen. Er war so freundlich gegen mich gewesen — Selissej Timofejtsch wird es Ihnen bestätigen.

Mascha schwieg.

— Ich habe auch die Briefe von ihm, da können Sie es sehen.

Sie holte einige Briefe aus ihrer Tasche hervor und übergab sie mir.

— Sie können sie lesen — fügte sie hinzu.

Ich entfaltete den einen der Briefe und erkannte Passinkoff's Handschrift.

— Liebe Mascha! — schrieb er mit großen und deutlichen Zügen. — Gestern lehntest Du Dein Köpfchen an meinen Kopf, und als ich Dich fragte: Wozu machst Du das? gabst Du mir zur Antwort: Ich will horchen, was Deine Gedanken sind. Ich will Dir jetzt sagen, was sie waren. Ich dachte daran, wie gut es wäre, wenn Mascha lesen und schreiben lernen möchte. — Sie könnte auch dann diesen Brief entziffern.

Mascha warf einen Blick auf den Brief.

— Das hat er mir noch in Nowgorod geschrieben, — bemerkte sie — als er sich vornahm, mich lesen und schreiben zu lehren. Sehen Sie die andern Briefe an. Da ist einer aus Sibirien; den sollen Sie lesen.

Ich überlas die Briefe. Sie waren alle freundlich, sogar zärtlich abgefaßt. In einem Briefe, in dem ersten aus Sibirien, nannte er Mascha seinen besten Freund, versprach ihr Geld zur Uebersiedelung nach Sibirien zu schicken und schloß mit folgenden Worten: — Ich küsse Deine lieben Händchen; die hiesigen Mädchen haben solche Händchen nicht. Auch ihre Köpfchen sind nicht so schön wie das Deinige, und ihre Herzen auch nicht. . . . Bes die Bücher, die ich Dir geschenkt habe, und denke an mich. Ich werde Dich nicht vergessen. Du warst die Einzige, die mich liebte: deshalb wirst Du auch die Einzige sein, der ich angehöre. —

— Ich sehe, daß er Ihnen sehr zugethan war — sagte ich, indem ich ihr die Briefe wieder einhändigte.

— Er liebte mich sehr — erwiderte Mascha, mit Sorgfalt die Briefe in die Tasche bergend. Die Thränen rollten langsam ihre Wangen herunter. — Ich habe stets auf ihn gehofft. Hätte ihm der liebe Gott ein längeres Leben geschenkt, so hätte er mich gewiß nicht verlassen. Gott schenke ihm ewige Seligkeit!

Sie trocknete die Thränen mit einem Zipfel ihres Tuches.

— Wo halten Sie sich jetzt auf? — fragte ich.

— Jetzt bin ich hier in Moskau. Ich kam mit einer Dame hierher; gegenwärtig aber bin ich ohne Stellung. Ich ging zu der Tante Jakow Zwanitsch's, doch sie ist selbst sehr arm . . . Jakow Zwanitsch erzählte mir oft von Ihnen — fügte sie hinzu, indem sie sich erhob und verbeugte. — Er hatte Sie sehr lieb und behielt Sie stets im Gedächtniß. Vorgestern begegnete ich Felissej Timofejtsch, und es kam mir in den Sinn, Sie möchten die Güte haben, mir in dieser Lage ohne Beschäftigung beizustehen.

— Von Herzen gern, Maria . . . sagen Sie mir doch gefälligst Ihren Vaternamen!

— Petrowna — antwortete Mascha und schlug die Augen nieder.

— Maria Petrowna, ich werde mein Möglichstes für Sie thun — versicherte ich. — Ich bedauere nur, daß



ich mich hier nur auf der Durchreise befinde und nur wenige Familien kenne.

Mascha seufzte.

— Wenn sich nur irgend eine Stelle für mich finden möchte! Das Zuschneiden verstehe ich nicht, aber nähen kann ich Alles . . . auch Kinder pflegen.

— Könnte ich ihr nicht Geld anbieten? — dachte ich bei mir. — Wie wäre das aber anzustellen? — Hören Sie mich an, Maria Petrowna — begann ich etwas verlegen. — Ich bitte Sie, nehmen Sie's nicht übel; aber Sie wissen aus dem Munde Passinkoff's, daß ich mit ihm befreundet war. Gestatten Sie, daß ich Ihnen . . . vor der Hand . . . eine kleine Summe anbiete.

Mascha sah mich an.

— Wie meinen Sie? — fragte sie.

— Brauchen Sie nicht vielleicht Geld?

Mascha erröthete und schlug wieder die Augen nieder.

— Wozu Geld? — sagte sie kaum hörbar. — Verhelfen Sie mir lieber zu irgend einer Anstellung.

— Eine Anstellung werde ich mich schon bemühen aufzufinden, aber mit Bestimmtheit kann ich Ihnen doch keine in Aussicht stellen. Sie dürfen es nicht ausschlagen. Ich bin ja kein Fremder mehr für Sie. Nehmen Sie, was ich Ihnen anbiete, um unseres Freundes willen!

Mascha stand unbeweglich; ihr Kopf sank auf die Brust.

— Ich bitte Sie, nehmen Sie doch — wiederholte ich.

Sie schlug langsam die Augen auf, sah mir mit einem tieftraurigen Blicke in's Gesicht, wickelte langsam ihre bloße

Hand unter dem Tuche hervor und reichte sie mir entgegen.

Ich legte einige Banknoten in ihre kalte Hand. Sie zog dieselbe schweigend zurück, barg sie wieder unter das Tuch und schlug von Neuem die Augen zu Boden.

— Auf weiterhin bitte ich Sie, Maria Petrowna, sich, wenn es noth thut, an mich zu wenden. Ich werde Sie von meiner Adresse unterrichten.

— Ich danke herzlich — sagte sie, und fügte nach einer Pause hinzu:

— Hat Ihnen Jakow Swanitsch Nichts von mir gesagt?

— Ich begegnete ihm erst wieder einen Tag vor seinem Tode, Maria Petrowna. Und ich kann mich nicht mehr recht besinnen. Ich glaube jedoch, daß er von Ihnen gesprochen hat.

Mascha strich über ihr Haar, stützte die Hand unter die Wange und dachte nach; dann empfahl sie sich und ging.

Ich setzte mich an den Tisch und vertiefte mich in traurige Betrachtungen. Diese Mascha, ihr Verhältniß zu Passinkoff, seine Briefe, die geheime Liebe der Schwester von Sofia Nikolajewna — Du armer Kerl! — sagte ich mit einem Seufzer leise vor mich hin . . . Das ganze Leben Passinkoff's zog an meinem Geiste vorüber, seine Kinderjahre, seine Jugend, Friederike — wahrlich! — dachte ich bei mir — das Schicksal hat Dir nicht viel gegeben! Wenig Freuden hast Du ihm zu danken! . . .

Den andern Tag begab ich mich zu Sofia Nikolajewna. Ich mußte im Vorzimmer warten. Als ich eintrat, fand ich Ehdia neben ihrer Mutter sitzen. Ich begriff sofort, daß sie nicht gewillt sei, das Gespräch des vorigen Tages wieder aufzunehmen.

Wir begannen zu plaudern — ich weiß wahrhaftig nicht mehr, wovon die Rede war: war es Stadtklatsch oder geschäftliche Unterhaltung. Ehdia warf dann und wann ein Wort dazwischen und sah mich dabei jedesmal schelmisch an. Eine komische Wichtigkeit drückte sich dann in ihrem unbeweglichen Gesichtchen aus. Das kluge Mädchen war sich wahrscheinlich bewußt, daß sie die Mutter mit Absicht neben sich gesetzt hatte.

Ich erhob mich endlich und verabschiedete mich. Sofia Nikolajewna begleitete mich bis zur Thür.

— Ich habe Ihnen gestern nicht geantwortet — sagte sie, auf der Schwelle stehen bleibend — und was sollte ich Ihnen auch antworten? Unser Leben hängt nicht von uns ab. Aber wir haben Alle einen festen Ankergrund, von welchem wir nie losgerissen werden können, wenn wir uns festzuhalten verstehen: es ist das Pflichtgefühl.

Ich beugte schweigend den Kopf als Zeichen des Einverständnisses, und nahm Abschied von der jungen Puritanerin.

Ich blieb den ganzen Abend im Zimmer. Aber nicht ihr galten meine Gedanken an diesem Abend — ich dachte und dachte immer von Neuem nur an meinen theuern, unvergeßlichen Passinkoff, an diesen Letzten unter den Roman-

tifern. Empfindungen, bald traurige, bald zärtliche, drangen mit wonnigem Schmerz in meine Brust und tönten von den Saiten des noch nicht ganz alt gewordenen Herzens wieder . . . Friede Deiner Asche, Du unpraktischer Mensch, Du gutmüthiger Idealist! Möge der Allgütige es allen praktischen Männern, denen Du stets fremd warst, und die vielleicht jetzt über Deinen Schatten spotten werden, möge er es ihnen vergönnen, den hundertsten Theil der reinen Genüsse zu empfinden, mit welchen, dem Schicksal und den Menschen zuwider, Dein armes und bescheidenes Leben geschmückt war! . . .



Fict. — Russian.

Tagebuch  
eines Ueberflüssigen.

—  
(1850.)

Dorf Dwetschi-Wodi, 20. März 18 . .

Der Arzt hat mich soeben verlassen. Nun bin ich aber endlich im Klaren! Wie er sich auch bemühte, es fortzuklügeln, er mußte es zuletzt doch aussprechen. Ja, ich werde bald, sehr bald sterben. Das Eis der Flüsse wird brechen, und mit dem letzten Schnee werde ich wegschwimmen — wohin? Gott weiß es! Auch in's Meer . . . Nun, was macht's! Wenn einmal sterben, so doch am liebsten im Frühling sterben. Ist es aber nicht lächerlich, sein Tagebuch vielleicht zwei Wochen vor dem Tode zu beginnen? Uebrigens, es bleibt sich ja gleich! Und warum sollten vierzehn Tage weniger ausmachen, als vierzehn Jahre, vierzehn Jahrhunderte? Vor der Ewigkeit ist Alles Narretei, pflegt man zu sagen — ja! aber in diesem Falle wäre auch die Ewigkeit selbst — Narretei. — Doch, ich ver falle, wie es scheint, in Spekulationen: das ist ein schlechtes Zeichen. Wird mirs etwa bange? — Lieber erzähle ich etwas. Draußen ist es feucht, windig — ausgehen ist mir verboten. Was aber erzählen? Ein gefitteter Mensch spricht nicht von seinem physischen Leiden; eine Novelle oder sonst Etwas zu dichten, ist nicht meine

Sache; Abhandlungen über erhabene Gegenstände zu schreiben, ist nicht für meine Kräfte; Beschreibungen aus dem mich umgebenden Leben — das könnte selbst mich nicht amüsiren. Nichts zu thun, ist aber langweilig. Zum Lesen — bin ich zu faul. Ei was! Es ist am besten, ich erzähle mir selbst meine Lebensgeschichte. Vor dem Tode ist das wohl erlaubt und am Ende auch Keinem zum Nachtheil. Ich beginne also.

Geboren wurde ich vor etwa dreißig Jahren in einer ziemlich wohlhabenden, gutsherrlichen Familie. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Spieler, meine Mutter eine Dame von Charakter — überhaupt eine sehr tugendhafte Frau. Aber ich konnte an keiner Frau eine Tugendhaftigkeit nachweisen, die noch weniger Freudigkeit gedeihen ließe, als die meiner Mutter. Sie ertrug kaum die Last ihrer Tugenden und quälte Alle, sich selbst am meisten. Während der fünfzig Jahre ihres Lebens hat sie sich kein einziges Mal überwunden, die Hände in den Schoß zu legen; sie war immer in Bewegung und wirthschaftete wie eine Ameise — aber ohne jeden Nutzen, was man von einer Ameise nicht grade sagen kann. Ein unruhiger Wurm nagte Tag und Nacht in ihr. Nur ein einziges Mal habe ich sie vollkommen ruhig gesehen: am ersten Tage nach ihrem Tode — im Sarge. Als ich sie betrachtete, schien es mir wahrlich, als ob ihr Gesicht eine schweigende Verwunderung ausdrücke. Es schien, als sprächen von den halbgeöffneten Lippen, den eingesunkenen Wangen und aus den sanften, unbeweglichen Augen die Worte: „Wie schön

ist es, sich nicht zu rühren! Ja, schön — es ist schön, sich endlich frei zu machen von dem drückenden Bewußtsein des Lebens, von dem aufdringlichen und unruhigen Gefühle des Daseins! — Aber darum handelt es sich hier nicht.

Ich wuchs kümmerlich und ohne Heiterkeit heran. Der Vater und die Mutter liebten mich beide; aber dadurch ist mir das Leben nicht leichter gewesen. Der Vater, als ein Mann, der sich offen einer schändlichen und ruinirenden Leidenschaft ergab, hatte in seinem Hause nicht die mindeste Macht. Er war sich seiner Gefunkenheit bewußt, und da er keine Kraft besaß, von dem geliebten Laster abzustehen, so suchte er wenigstens durch zustimmende Demuth und durch eine freundliche und bescheidene Miene die Rücksicht seiner musterhaften Gattin zu verdienen. Meine Mutter ertrug in Wirklichkeit ihr Unglück mit der kalten, würdevollen Langmuth, in der sich so viel Stolz und Egoismus verbirgt. Sie warf meinem Vater nie etwas vor; schweigend pflegte sie ihm ihr letztes Geld zu geben und seine Schulden zu bezahlen. Er lobte und pries sie in ihrer Gegenwart, wie in ihrer Abwesenheit; doch liebte er nicht zu Hause zu sein und küßte mich nur verstohlener Weise, als ob er sich fürchtete, mich mit seiner Gegenwart zu verpesten. Seine entstellten Züge athmeten alsdann eine solche Güte, das fieberhafte Zucken seiner Lippen verwandelte sich in ein so rührendes Lächeln, seine braunen, von feinen Runzeln umgebenen Augen leuchteten in einer solchen Liebe, daß ich unwillkürlich meine Wange an die seine schmiegte, welche feucht und warm war von Thränen. Ich wischte



ihm mit meinem Tuche die Thränen ab, und sie flossen von Neuem, ohne Anstrengung, wie Wasser aus einem übertollen Glase. Ich pflegte selbst in Weinen auszubrechen, und er tröstete mich, streichelte mich mit seiner Hand über den Rücken und küßte mir mit seinen zuckenden Lippen das ganze Gesicht. Wenn ich an meinen Vater denke, so schnüren mir sogar jetzt noch, mehr als zwanzig Jahre nach seinem Ableben, die ungeweineten Thränen die Gurgel zusammen, und das Herz schlägt, schlägt so heiß und bitter und quält sich in einem so beklemmenden Mitleiden, als ob ihm noch lange beschieden wäre zu schlagen, und als ob ihm wirklich noch ein Gegenstand zum Bedauern vorhanden wäre.

Meine Mutter im Gegentheil behandelte mich immer gleich freundlich, alles gleich — kalt. In den Kinderbüchern kommen oft solche Mütter vor, moralisirende und gerechte. Sie liebte mich, ich aber liebte sie nicht. Ja, ich scheute mich vor meiner tugendhaften Mutter und liebte leidenschaftlich meinen lasterhaften Vater.

Für den heutigen Tag ist es jedoch genug. Der Anfang ist da, und um das Ende, wie es auch ausfallen möge, habe ich mich nicht zu bekümmern. Das hängt von meiner Krankheit ab.

21. März.

Heute ist ein merkwürdiges Wetter. Warm, klar. Die Sonne spielt lebhaft auf dem schmelzenden Schnee. Alles glänzt, dampft, tröpfelt. Die Sperlinge schreien wie Ber-

rückte um die dunkeln Zäune umher. Die feuchte Luft reizt süß und unwiderstehlich meine Brust. Der Frühling — der Frühling kommt! Ich sitze am Fenster und schaue über das Feld hinaus. O Natur, Natur! Ich habe dich so lieb, und doch ging ich aus deinem Schoße hervor, untauglich für das Leben. Da hüpfst ein Sperling mit ausgebreiteten Flügeln; er schreit, und jeder Ton seiner Stimme, und jedes zerzaufte Federchen an seinem kleinen Körper athmet Gesundheit und Kraft.

Was folgt aus Alledem? — Nichts. Er ist gesund und hat das Recht zu schreien und rauf lustig zu sein. Und ich — ich bin krank und muß sterben — das ist Alles. Mehr hiervon zu sprechen verlohnt sich nicht. Das weinerliche Appelliren an die Natur erscheint lächerlich bis in's Komische — kehren wir zur Erzählung zurück.

Ich wuchs, wie schon gesagt, sehr kümmerlich und trübe heran. Geschwister besaß ich nicht. Erzogen wurde ich zu Hause. Was hätte denn sonst meine Mutter zu thun gehabt, wenn man mich in eine Pension oder eine Anstalt abgegeben hätte? Dazu sind ja eben die Kinder da, daß die Eltern sich nicht langweilen. — Wir lebten größtentheils im Dorfe; manchmal gingen wir nach Moskau. Ich hatte Hofmeister und Lehrer, wie es die Sitte erforderte. Besonders blieb mir ein kränklicher und sentimentaler Deutscher, Rickmann, in Erinnerung, ein überaus trauriger und vom Schicksale getroffener Mensch, der in einer vergeblichen, drückenden Sehnsucht nach seiner fernern Heimath brannte. Gewöhnlich am Ofen, inmitten der

drückenden Schwüle des engen Vorzimmers, welches durch und durch vom sauern Geruch des gegohrenen Kwass\*) getränkt war, da sitzt mein unrasirter, verwachsener Diener Wassily, mit dem Zunamen: die Muttergans, in seinem unverwüstlichen Halbrock aus grobem Gewebe — er sitzt und spielt Karten mit dem Kutscher Potap, der seinen neuen schaumweißen Schafpelz und seine unzerstörbaren Schmierstiefel zum ersten Male anhat — und Rickmann fängt hinter dem Verschlage:

Herz, mein Herz, warum so traurig?

Was bekümmert dich so sehr?

's ist ja schön im fremden Lande —

Herz, mein Herz, was willst du mehr? . . . . -

Nach dem Ableben meines Vaters siedelten wir ganz nach Moskau über. Ich zählte damals zwölf Jahre. Mein Vater starb des Nachts an einem Schlaganfall. Ich werde diese Nacht nicht vergessen. Ich schlief fest, wie Kinder gewöhnlich schlafen; aber ich erinnere mich, daß es mir sogar im Schlafe schien, als vernehme ich ein schweres und gleichmäßiges Schnarchen. Plötzlich spüre ich, daß mich Jemand an die Schulter faßt und rüttelt. Ich öffne die Augen: vor mir steht mein Diener. „Was ist los?“ — „Kommen Sie nur, kommen Sie! Alexei Michajlowitsch liegt im Sterben.“ Wie ein Wahnsinniger springe ich aus dem Bett — nach seinem Schlafzimmer — ich sehe . . .

---

\*) Ein säuerliches, russisches Nationalgetränk, aus Roggenmehl und Malz bereitet.

der Vater liegt da mit zurückgeworfenem Haupte, das Gesicht blutroth und athmet mit der größten Anstrengung. In die Thür drängen sich Leute mit erschrockenen Gesichtern. Im Vorzimmer fragt eine heifere Stimme: „Hat man nach dem Arzt geschickt?“ Im Hofe wird das Pferd aus dem Stalle gezogen; das Thor knarrt — ein Talglicht brennt im Zimmer am Boden. Die Mutter, die auch anwesend ist, ergiebt sich dem Schmerze, ohne jedoch dabei den Anstand und das Bewußtsein ihrer Würde zu verlieren. Ich warf mich dem Vater an die Brust, umarmte ihn und stammelte: „Papa! Papa!“ . . . Er lag unbeweglich und blinzelte eigenthümlich. Ich sah ihm in's Gesicht — ein unerträgliches Grauen preßte meinen Athem zusammen. Ich schrie auf vor Schreck, wie ein rauh angepackter Vogel — man schleppte mich von ihm und führte mich weg. — Noch am Tage zuvor — als ob er seinen nahen Tod geahnt hätte — hatte er mich heiß und schwermuthsvoll geliebt. — Man brachte einen verschlafenen und widerstrebenden Arzt, der stark nach Liebstöckelgeist roch. Mein Vater starb unter seiner Lanzette, und am andern Tage stand ich, vollständig stupid vor Gram, mit einer Kerze in der Hand vor dem Tische, auf welchem der Verbliehene lag, und hörte sinnlos den dumpfen Gesang des Diaconus an, den von Zeit zu Zeit die schwache Stimme des Geistlichen unterbrach. Die Thränen hörten nicht auf über meine Wangen, über meine Lippen, den Kragen und das Vorhemd zu rieseln. Ich zerfloß in Weinen und schaute unverwandt und starr auf das unbeweg-

liche Antlitz des Vaters, als ob ich von ihm Etwas erwartete. Meine Mutter machte inzwischen langsam ihre tiefen Kniebeugungen, erhob sich jedesmal wieder langsam und berührte, sich bekreuzend, mit Nachdruck Stirn, Schulter und Brust. In meinem Hirn lebte kein einziger Gedanke; ich war ganz in Lethargie verfallen, fühlte aber doch, daß in mir etwas Schreckliches vorging: der Tod blickte mir damals in's Gesicht und zeichnete mich.

Wir siedelten also nach dem Ableben meines Vaters bald nach Moskau über, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Unser Gut kam unter den Hammer und wurde vollständig verkauft, mit Ausnahme eines kleinen Dörfchens — dasselbe, in welchem ich eben jetzt die letzten Tage meines großartigen Daseins ablebe. Ich gestehe, daß ich trotz meines jugendlichen Alters den Verkauf unseres Nestes sehr bedauerte — richtiger, es war mir bloß um unsern Garten leid. In diesen Garten sind fast einzig meine lichten Erinnerungen geknüpft. Dort begrub ich an einem ruhigen Frühlingsabende meinen besten Freund, einen alten Hund mit abgestuhtem Schwanz und krummen Pfoten — Trix hieß er. Dort pflegte ich, im hohen Grase verborgen, die geraubten Äpfel, rothe, süße Nowgorodische, zu verzehren. Dort endlich erblickte ich zum ersten Male zwischen den Sträuchern reifer Himbeeren das Stubenmädchen Klawdia, die trotz ihrer Stupnase und der Gewohnheit, in ihr Kopftuch hinein zu lachen, in mir eine so zärtliche Leidenschaft erweckte, daß ich in ihrer Gegenwart, kaum athmend, zu erstarren pflegte und verstummte,

und einst, an einem Oftersonntage, als an sie die Reihe kam, mein Herrenhändchen zu küssen, auf dem Punkte war, auf ihre ausgetretenen, hochledernen Schuhe — einen Kuß zu drücken. Du lieber Gott! Sind denn seitdem wirklich nur zwanzig Jahre verstrichen? Wie lange ist es denn her, daß ich auf meinem braunen, zottigen Pferdchen um den alten Zaun unseres Gartens herumritt und, in den Steigbügeln mich emporhebend, die doppelfarbigen Pappelblätter abriß? — Der Knabe, selbst der Jüngling fühlt nicht, daß er lebt: gleich einem Tone wird sein eigenes Leben dem Menschen nicht sogleich wahrnehmbar.

O mein Garten — o ihr überwachsenen Wege um den flachen Teich! O du sandiges Plätzchen unter dem baufälligen Damme, wo ich so oft Grundlinge und Schmerlen fischte! Und ihr, ihr hohen Birken mit den langen, herabhängenden Zweigen, wo von der Landstraße her das traurige Lied des Bauern sich vernehmen ließ, holperich unterbrochen durch die Stöße seines Fuhrwerks — ich sende euch Allen mein letztes Lebewohl! . . . Indem ich vom Leben scheid, strecke ich nur zu euch allein meine Arme aus. Ich möchte mich noch einmal satt athmen an der bittern Frische des Wermuths, an dem süßen Duft des abgemähten Buchweizens auf den Feldern meiner Heimath. Ich möchte noch einmal aus der Ferne den bescheidenen, gehobten Klang der gesprungenen Glocke unserer Pfarrkirche hören; noch einmal eine Zeit lang im kühlen Schatten weilen, unter dem Eichenbusche, am Abhange der bekannten Schlucht; noch einmal mit den Augen begleiten die be-

wegte Spur des Windes, der mit dunkeln Ströme längs des goldglänzenden Grases unserer Wiese dahinfläuft . . .

Ach! wozu das Alles? — Doch ich kann heute nicht mehr weiter. — Morgen!

22. März.

Heute ist es wieder kalt und trübe. So ein Wetter ist für mich viel passender. Es entspricht vollkommen meiner Arbeit. Der gestrige Tag hat in mir zur un rechten Zeit manche unnützen Gefühle und Erinnerungen wachgerufen. Das soll sich nicht mehr wiederholen. Gefühls ergüsse sind gleich der Wurzel des Farnkrautes: man saugt sie anfangs gerne, und es scheint, als ob sie gar nicht schlecht schmecke; später aber wird sie unangenehm im Munde. Ich will lieber einfach und gelassen meine Lebensgeschichte erzählen.

Wir siedelten also nach Moskau . . .

Es fällt mir eben wieder ein, ob es wirklich der Mühe werth sei, von meinem Leben zu erzählen?

Nein, entschieden — es verlohnt sich nicht . . . Mein Leben zeichnete sich in keiner Weise von dem vieler anderen Menschen aus. Das elterliche Haus, die Universität, der Dienst in untergeordneten Aemtern, der Austritt aus dem Dienste — ein kleiner Zirkel von Bekannten, eine saubere Armuth, bescheidene Wünsche — sagen Sie gütigst: Wem ist dies Alles nicht schon bekannt? Und deshalb werde ich meine Lebensgeschichte lieber nicht erzählen, um so mehr, da ich zu meinem eigenen Vergnügen schreibe. Und wenn ich

selbst in meiner Vergangenheit weder etwas besonders Heiteres, noch etwas besonders Trauriges finde, so muß auch in Wahrheit Nichts in ihr vorhanden sein, was der Aufmerksamkeit werth wäre. Ich will lieber versuchen, mir meinen Charakter darzulegen.

Was bin ich für ein Mensch? . . . Man könnte mir bemerken, daß ich auch danach nicht befragt werde — nun gut! Aber ich stehe ja vor dem Tode — unbedingt muß ich bald sterben — und vor dem Tode ist wahrlich, wie mir scheint, der Wunsch verzeihlich, zu erfahren: was bin ich denn für ein Mensch gewesen?

Nachdem ich gehörig über diese Frage nachgedacht, und da ich im Uebrigen nicht nöthig habe, mich zu bitter über meine Person zu äußern, — wie es solche Leute zu thun pflegen, die zu sehr von ihren guten Eigenschaften überzeugt sind — so muß ich, ohne daß es mir schwer fiel, das Eine bekennen: daß ich ein durchaus überflüssiger Mensch in dieser Welt gewesen bin — oder anders gesagt — ein vollkommen überflüssiger Vogel. Und dies beabsichtige ich morgen zu beweisen; denn heute huste ich wie ein krankes Schaf, und meine Nianjuscha\*), Terentjewna, läßt mir keine Ruhe: „Gehen Sie doch zu Bette, mein Väterchen, und nehmen Sie etwas Thee zu sich!“ . . . Ich weiß schon, weshalb sie mich quält: sie möchte selbst Thee trinken. Nun, mir ist's recht! Weshalb denn einer alten Frau versagen, in den letzten Augenblicken ihres

---

\*) Wärterin.



Herrn noch so viel als möglich Nutzen von ihm zu ziehen? . . . Vorläufig ist die Zeit noch nicht um.

23. März.

Wiederum Winter! Der Schnee fällt in dichten Flocken. — Ein Ueberflüssiger, ja — ein Ueberflüssiger . . . Ein ausgezeichnetes Wort habe ich da gefunden. Je tiefer ich in mich eindringe, je aufmerksamer ich meine ganze Vergangenheit betrachte, desto mehr überzeuge ich mich von der strengen Wahrheit dieses Ausdruckes. Ein Ueberflüssiger — ja, so ist es. Für andere Menschen als für mich könnte dieses Wort nicht gebraucht werden. Es giebt allerdings mancherlei Menschen, schlechte und gute, kluge und dumme, angenehme und unangenehme — aber Ueberflüssige . . . nein, die giebt es nicht. Daß heißt — ich möchte recht verstanden werden — auch ohne jene Menschen könnte ja das Weltall bestehen . . . das ist schon wahr; aber Ueberflüssigkeit ist doch nicht ihre Haupteigenschaft, nicht das sie auszeichnende Merkmal. Und wenn sie sich über solche Menschen äußern, so kommt ihnen gerade das Wort „Ueberflüssig“ nicht zuerst auf die Zunge. Aber ich — von mir kann man sonst nichts Anderes aussagen: ein Ueberflüssiger — und damit abgemacht. Ein außeretatsmäßiger Mensch — das ist Alles. Auf mein Erscheinen hat die Natur, wie mich dünkt, nicht gerechnet, und deshalb hat sie mich auch wie einen unerwarteten, ungerufenen Gast behandelt. Nicht umsonst sagte von mir ein Spatzvogel, ein großer Liebhaber vom Präférence-Spiel, daß

meine Mutter, indem sie mich geboren, labet geworden. Ich spreche jetzt von mir in aller Ruhe, ohne Galle . . . Es gilt ja die Vergangenheit! Während der ganzen Dauer meines Lebens habe ich immer meinen Platz besetzt gefunden — vielleicht eben deshalb, weil ich diesen Platz nicht dort gesucht, wo ich ihn hätte suchen sollen. Ich war zweifelsüchtig, schüchtern, empfindlich, wie überhaupt alle kranken Menschen. Dabei — und dies wahrscheinlich in Folge übermäßiger Eigenliebe, oder überhaupt in Folge der Fehlgeschlagenheit meiner Person — lag zwischen meinen Gefühlen und Gedanken und dem Ausdruck dieser Gefühle ein so zu sagen unsinniges, unerklärliches und unüberwindliches Hinderniß; und wenn ich mich je entschloß, mit Gewalt dieses Hinderniß zu bekämpfen, diese Schranke zu durchbrechen, so gewannen meine Geberden, der Ausdruck meines Geistes und mein ganzes Wesen das Aussehen einer qualvollen Spannung; nicht nur schien ich alsdann — nein! ich war in Wirklichkeit unnatürlich und gezwungen. Ich fühlte das selbst, und schnell bemühte ich mich, wieder in mich selbst zurückzukehren. Dann pflegte sich in meinem Innern eine schreckliche Aufregung zu erheben. Ich analysirte mich selbst haarklein, stellte über mich die subtilsten Betrachtungen an, verglich mich mit Anderen, brachte mir die verschiedensten Blicke, das Lächeln, die Worte der Menschen, in deren Gegenwart ich mir hatte Luft machen wollen, in Erinnerung, deutete Alles von der schlechten Seite, lachte sarkastisch über meine Anmaßung: „zu sein, wie Alle sind“, und plötzlich, mitten im Lachen,

ließ ich den Muth sinken; ich verfiel in eine thörichte Niedergeschlagenheit — und dann ging das Alte von neuem los — mit einem Worte: ich drehte mich, wie ein Eichhörnchen im Rade. Ganze Tage pfl egten in dieser peinlichen, unfruchtbaren Arbeit zu vergehen. Nach Alledem — sagen Sie gütigst — sagen Sie selbst: für Wen und wozu bedarf es eines solchen Menschen? Weshalb wickelte sich dies Alles in mir ab, welcher Grund war vorhanden für dieses grübelnde Umtreiben mit mir selbst? Wer wüßte es? Wer könnte es sagen!

Ich erinnere mich — eines Tags fuhr ich aus der Stadt — aus Moskau — in der Diligence. War der Weg schon gut, so spannte der Fuhrmann neben den vier Pferden noch ein fünftes an. So ein unglückliches fünftes Pferd, so ein unnützes Pferd, das schlechterdings mit einem kurzen, dicken Stricke angebunden wird, welcher unbarmherzig in seinen Schenkel einschneidet, den Schwanz reißt, es in der allerunnatürlichsten Art zu laufen nöthigt und seinem Körper fast die Form eines Kommas verleiht — erweckt in mir immer das tiefste Mitleiden. Ich bemerkte dem Fuhrmann, daß man, nach meiner Ansicht, das fünfte Pferd ganz entbehren könnte. Er schwieg ein wenig, zuckte mit den Schultern, versetzte dem Pferde einige Peitschenhiebe über den magern Rücken und den aufgedunsenen Leib — und sagte schmunzelnd: „Hm! Auch wirklich komisch, wie es sich noch dazu geschleppt hat! Weiß der Teufel!“ . . . Und auch ich habe mich noch dazu

geschleppt . . . Ja, so ist's; die Station war übrigens nicht weit gelegen.

Ein Ueberflüssiger . . . Ich versprach, die Richtigkeit meiner Meinung zu beweisen, und ich werde mein Versprechen erfüllen. Ich erachte es für unnütz, tausenderlei Kleinigkeiten, alltägliche Ereignisse und Begebenheiten zu erwähnen, welche übrigens in den Augen eines jeden richtigdenkenden Menschen als unwiderlegbare Beweise zu meinen Gunsten, das heißt, zu Gunsten meiner Ansicht, dienen könnten. Ich beginne lieber sogleich mit einem sehr wichtigen Falle, nach dessen Kenntniß wahrscheinlich schon kein Zweifel mehr zurückbleiben wird in Bezug auf die Begründung des Wortes: „Ueberflüssig“. Ich wiederhole: ich habe nicht die Absicht, in unbedeutende Dinge einzugehen. Aber ich kann nicht umhin, eines vielleicht doch interessanten und bemerkenswerthen Umstandes zu gedenken, nämlich des eigenthümlichen Benehmens meiner Freunde (ich habe auch Freunde gehabt), das sie jedesmal an den Tag legten, wenn ich ihnen begegnete oder sie besuchte. Es war, als ob sie sich alsdann unheimlich fühlten; sie lächelten ganz unnatürlich, sie schauten mir nicht in die Augen oder auf die Füße, wie es doch so Mancher zu thun pflegt, sondern sie sahen auf meine Wangen, drückten mir hastig die Hand, sagten dabei in Eile: „Ah, guten Morgen, Eschulfaturin!“ (das Schicksal beschenkte mich nämlich mit diesem Namen), oder: „Ah, da ist ja Eschulfaturin!“ — entfernten sich sofort wieder und verblieben manchmal nachher einige Zeit ohne Bewegung, als ob sie

sich anstrengten, irgend Etwas in der Erinnerung aufzufrischen. Ich bemerkte dies Alles; denn es fehlt mir nicht an Scharfsinn und an der Fähigkeit, Beobachtungen anzustellen. Ich bin überhaupt nicht dumm: es kommen mir dann und wann manche eigenthümliche Gedanken in den Sinn — nicht ganz gewöhnliche. Da ich aber ein überflüssiger Mensch bin, und vor meinem Innern ein Schließchen hängt, so wird mir bange, meine Gedanken auszusprechen, umsomehr, da ich im Voraus weiß, daß ich dieselben sehr schlecht ausdrücken würde. Manchmal erscheint es mir sogar seltsam, daß Menschen überhaupt reden, und so einfach, so frei . . . Welche Gewandtheit! — denke ich mir dann. Das heißt, um die Wahrheit zu sagen, auch mit mir ereignete es sich oftmals, daß trotz des Schließchens meine Zunge den Nißel bekam. Aber in Wirklichkeit brachte ich nur in meiner Jugend Worte hervor; dafür gelang es mir jedoch in den reiferen Jahren immer, mich zu bezähmen. Ich pflegte mir im Falle der Versuchung halbblaut vorzusagen: „Nun, wir wollen lieber ein wenig schweigen“ — und ich beruhigte mich alsdann. — Zum Schweigen haben wir Alle Lust. Besonders zeichnen sich hierin unsere Frauen aus: manches hohe russische Fräulein schweigt oft mit solcher Energie, daß dabei sogar ein geübterer Mensch in leichtes Fieber und kalten Schweiß gerathen kann. Doch — es handelt sich hier um etwas Anderes, und ich bin am allerwenigsten berufen, Andere zu kritisiren. — Ich schreite zur versprochenen Erzählung.

Vor einigen Jahren ereignete es sich durch ein Zusammen-

treffen von an sich zwar unbedeutenden, für mich aber verhängnißvollen Umständen, daß ich etwa sechs Monate in der Kreisstadt D . . . zubringen mußte.

Diese Stadt ist sehr unbequem an einem Abhange gelegen und zählt etwa achthundert Einwohner. Die Armuth ist hier zu Hause, alle Häuschen sehen bis zur Unbeschreiblichkeit elend aus. Auf der Hauptstraße lagen an manchen Stellen, als wollten sie Einem an ein Pflaster glauben machen, weißliche, häßliche Platten von unbehauenen Kalkstein — ein Grund, weshalb Lastwagen dieselbe gewöhnlich vermieden. Gerade in der Mitte eines zum Erstaunen schmutzigen freien Platzes erhebt sich ein kleiner, gelblich angestrichener Bau mit dunkeln Löchern, und in diesen Löchern sitzen Menschen in großen Mützen und machen eine Miene, als ob sie sich mit Handelsgeschäften abgaben. Auf demselben Platze ist eine ungewöhnlich hohe, bunte Stange aufgepflanzt; neben der Stange ist, der Ordnung halber, auf Befehl der Behörde ein Wagen mit fahlem Heu angefahren, und dabei schreitet ein der Krone angehöriges Huhn umher. Mit einem Worte, in der Stadt D . . . ist der Aufenthalt ergötzlich. In den ersten Tagen fürchtete ich vor Langeweile um den Verstand zu kommen. Ich muß gestehen, daß, wenn ich auch ein überflüssiger Mensch bin, ich nichtsdestoweniger alles Krankhafte nicht auszustehen vermag . . . Ich hatte ja auch dem Glücke nicht abgeschworen, und habe mich bemüht, es von rechts und von links anzupacken — und deshalb ist es wohl nicht zu verwundern, daß auch ich mich langweilen kann,

wie andere Sterbliche. — Ich hielt mich in D . . . in Dienstangelegenheiten auf . . .

Aber Terentjewna scheint sich unbedingt vorgenommen zu haben, mich zu Tode zu quälen. Hier eine Probe unserer Unterhaltung.

Terentjewna. — Ei, ei, mein Väterchen! Was schreiben Sie denn da in einem fort? Es ist nicht gesund, gar nicht gesund für Sie zu schreiben.

Ich. — Aber ich vergehe vor Langeweile, Terentjewna!

Sie. — Nehmen Sie nur etwas Thee zu sich, und gehen Sie dann zu Bett! Sie werden mit Gottes Hilfe schwitzen und dabei ein wenig schlafen.

Ich. — Ich will nicht schlafen.

Sie. — Aber Väterchen, wo denken Sie denn hin? Gott sei mit Ihnen! Gehen Sie zu Bett, gehen Sie ja nur schlafen: es ist für Sie besser.

Ich. — Ich werde ja ohnedies sterben, Terentjewna!

Sie. — Der Himmel soll uns behüten und bewahren! . . . Nun! Befehlen Sie den Thee aufzutragen?

Ich. — Ich halte kaum noch eine Woche aus, Terentjewna!

Sie. — Ei, ei, Väterchen! Was schwäzen Sie da? . . . Also ich werde den Samowar aufsetzen . . .

O Du hinfälliges, gelbes, zahnloses Geschöpf! Bin ich auch für Dich schon kein Mensch mehr?!

24. März. — Heftiger Frost.

Schon am ersten Tage meiner Ankunft in D . . . nöthigten mich die oben angedeuteten Dienstangelegenheiten,

einen gewissen Herrn Dschogin, Kirill Matwejewitsch, einen der ansehnlichsten Beamten des Kreises, aufzusuchen. Seine Bekanntschaft machte ich, oder, wie man sich auszudrücken beliebt, in intimere Beziehung zu ihm trat ich jedoch erst zwei Wochen später. Sein Haus lag auf der Hauptstraße und zeichnete sich vor allen andern durch seine Größe, das gefärbte Dach und durch zwei Löwen am Thore aus — von derjenigen Art von Löwen, die eine ungewöhnliche Aehnlichkeit mit den mißgestalteten Hundefiguren der Moskauer Gegend haben. Schon diese Löwen ließen mich vermuthen, daß Dschogin nicht unbemittelt sei. Und in der That besaß er auch gegen 400 Bauern. Er pflegte bei sich die gewählteste Gesellschaft der Stadt D . . . zu empfangen, und galt für einen gastfreundlichen Mann. So besuchte ihn der Polizeidirektor des Kreises, der in einem breiten rostfarbenen Zweigespann vorzufahren pflegte — ein ungewöhnlich massiver Mann, wie aus veraltetem Material gebaut. Ferner waren dort gewöhnliche Gäste der Kreisanwalt, ein gelbliches bösertiges Geschöpf; der Feldmesser, ein Mischling von deutscher Abstammung, mit tatarischem Gesicht; ein Offizier aus dem Ressort für Wegebauten, eine zarte Seele, Sänger und gleichzeitig Intrigant; ein emeritirter Kreis-Adelsmarschall, ein Herr mit gefärbtem Haar, plissirtem Chemisett und fest anliegenden Beinkleidern, der jene Art von Würde zur Schau trug, in welche sich Leute einzuhüllen pflegen, die einmal mit dem Kriminalgericht zu thun gehabt haben. Es verkehrten bei Dschogin schließlich noch zwei Gutsbesitzer, unzertrennliche



Freunde — beide nicht mehr jung, ja sogar schon abgelebt — von welchen der Jüngere dem Älteren beständig den Mund verstopfte, indem er ihm vorwarf: „Überentschuldigen Sie, Sergei Sergeitsch, wo wollen Sie denn hin?“ Sie schreiben ja „Pfropfen“ mit „B.“ Ja, meine Herren, fuhr er gewöhnlich, sich an die Anwesenden wendend, mit der vollen Ueberzeugung von seinem guten Rechte fort, „Sergei Sergeitsch schreibt nicht Pfropfen“, sondern „Bfropfen“. Und alle Anwesenden lachten bei diesem Späße, obwohl sich aller Wahrscheinlichkeit nach kein Einziger unter ihnen in der Rechtschreibekunst auszeichnete. Der arme Sergei Sergeitsch pflegte dann zu verstummen, und mit einem unmuthigen Lächeln den Kopf hängen zu lassen. — Aber ich vergesse, daß meine Zeit knapp zugemessen ist und lasse mich zu viel in detaillirte Schilderungen ein. Somit also — ohne weitere Abschweifungen: Dschogin war verheirathet, er besaß eine Tochter, Elifaweta Kirillowna, und in diese Tochter verliebte ich mich.

Dschogin selbst war ein Mann von gewöhnlichem Schläge — weder besonders schlecht, noch besonders gut. Seine Frau hatte das Aussehen eines gealterten Küchleins. Dafür aber hatte die Tochter mit den Eltern Nichts gemein. Sie war hübsch und trotz ihrer Lebhaftigkeit von sanfter Natur. Ihre hellgrauen Augen schauten gutmüthig und grade aus den kindlich aufgeschlagenen Lidern hervor. Sie pflegte fast immer zu lächeln und ließ auch oft laut lachend den angenehmen Klang ihrer Stimme hören. Dabei bewegte sie sich frei, rasch — und erröthete

anmuthig. Ihr Anzug war nicht besonders elegant; einfache Kleider standen ihr besonders gut. — Ich knüpfte niemals leicht Bekanntschaft an, und wenn ich mich Jemand gegenüber gleich vom ersten Male ab leicht und wohl fühlte — was sich übrigens fast nie ereignete — so hatte die neue Bekanntschaft einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht. In Gesellschaft von Damen konnte ich mich überdies gar nicht benehmen und pflegte in ihrer Gegenwart entweder mürrisch zu werden und ein grimmißes Aussehen anzunehmen, oder aber in der allerdümmsten Weise die Zähne zu zeigen und aus Verlegenheit die Zunge im Mund hin und her zu bewegen. Bei Elijaweta Kirillowna dagegen fühlte ich mich vom ersten Augenblicke an heimisch. Unser erstes Zusammentreffen fand in folgender Weise statt. Ich komme an einem Vormittage zu Dschogin und frage: „zu Hause?“ man antwortete: „zu Hause! Ist mit seiner Toilette beschäftigt. Werden gebeten in den Saal einzutreten.“ Ich trete in den Saal, sehe mich um — da steht am Fenster, mir den Rücken zuwendend, ein Mädchen in einem hellen Kleide und hält in der Hand einen Käfig. Ich empfand, wie gewöhnlich, eine Bangigkeit. Indessen, ich faßte mich und kündigte mich aus Höflichkeit durch ein leises Husten an. Das Mädchen wendet sich rasch um, so rasch, daß die Focken ihr grade auf das Gesicht schlagen — erblickt mich, macht eine Verbeugung und weist lächelnd auf ein Kästchen, das bis zur Hälfte mit Körnern angefüllt war. „Sie erlauben?“ — Wie üblich in solchen Fällen beugte ich den

Kopf, bog gleichzeitig rasch das Knie nach vorwärts und zog es wieder zurück (als wenn mich Jemand in die Kniekehle gestoßen hätte) — was, wie bekannt als Zeichen einer guten Erziehung und angenehmen Ungezwungenheit im Benehmen gilt; — dann lächelte ich, hob die Hand und machte zweimal mit ihr eine zarte vorsichtige Bewegung in der Luft. Das Mädchen wendete sich bald von mir ab, zog aus dem Käfig ein Brettchen hervor und sagte plötzlich, ihre Stellung nicht verändernd: „Dieser Blutfink gehört Papa . . . Haben Sie diese Thierchen auch gern?“ — „Ich ziehe den Zeifig vor“ — antwortete ich, nicht ohne eine gewisse Ueberwindung. — „Ah! So! . . . Ich liebe auch die Zeifige. Aber sehen Sie ihn nur an — wie schön ist er doch! Sehen Sie nur — er schreckt nicht zurück.“ (Es wunderte mich, daß ich selbst nicht zurückschreckte.) „Treten Sie doch näher! Er heißt Popka.“ Ich trat hinzu und beugte mich gegen den Käfig hin. „Nicht wahr, ein liebliches Ding?“ Mit diesen Worten wendete sie mir ihr Gesicht zu und wir standen so nahe neben einander, daß sie ihren Kopf ein wenig zurückwenden mußte, um mich mit ihren hellen Augenlein anzusehen. Ich betrachtete sie: ihr junges rosiges Gesicht lächelte mit einer solchen Freundlichkeit, daß auch ich lächelte und vor Freude schier laut auflachte. Da öffnete sich die Thür: Herr Dschogin trat ein. Ich ging auf ihn zu, sprach ihn ungezwungen an, blieb — ich weiß selbst nicht wie das geschah, zu Mittag zurück, verbrachte dort endlich den ganzen Abend — und am andern Tage beim Abnehmen des

Ueberrockes, begrüßte mich der Diener Dschogins, ein langer und halbblinder Kerl, wie einen Freund des Hauses.

Eine Stätte zu finden, mir wenigstens für kurze Zeit ein Nest zu bauen, die Freuden der alltäglichen Beziehungen und Gewohnheiten zu erkennen: dieses Glück war mir — einem Ueberflüssigen, aller Familienliebe baren Mann — bisher nicht zu Theil geworden. Wenn ich mich auch nur annähernd mit einer Blume vergleichen dürfte, und wenn dieser Vergleich nicht gar so trivial wäre, so hätte ich mich entschlossen zu sagen, daß ich von diesem Tage ab seelisch aufblühte. Alles in mir und um mich herum sah auf einmal so verändert aus! Mein ganzes Leben leuchtete in Liebe auf — ja, mein ganzes Leben, bis auf die kleinsten Kleinigkeiten, gleich einem einsamen, dunkeln Zimmer, in welches man ein Licht hineingetragen hat. Ich legte mich zu Bett und stand auf, kleidete mich an, frühstückte, rauchte meine Pfeife — ganz anders wie früher; ich hüpfte sogar im Gange, wahrlich ich that so, als ob meinem Rücken Flügel angewachsen wären. Soviel ich mich erinnern kann, verblieb ich inbetreff des Gefühles, welches Elisaweta Kirillowna in mir wachgerufen hatte, keinen Augenblick im Unklaren. Ich verliebte mich leidenschaftlich in sie vom ersten Tage an und wußte vom ersten Tage an, daß ich verliebt sei. In den nächsten drei Wochen sah ich sie täglich. Diese drei Wochen sind die glücklichsten in meinem Leben gewesen, jedoch ist mir die Erinnerung an sie peinlich. Ich bin nicht imstande, allein an sie zu denken: unwillkürlich tritt vor meine Augen auch

das, was ihnen gefolgt, und eine gallige Bitterkeit umlagert mein Herz, das kaum einmal Zeit gehabt hatte aufzugehen und zu erweichen.

Wenn ein Mensch sich wohl fühlt, so arbeitet sein Gehirn, wie bekannt, sehr wenig. Ein ruhiges und freudiges Gefühl, das Gefühl der Befriedigung, durchdringt sein ganzes Wesen; er ist von ihm ganz eingenommen. Das Bewußtsein der Individualität schwindet bei ihm; er ergiebt sich — wie schlecht erzogene Dichter sich ausdrücken — der Glückseligkeit. Ist aber endlich dieser „Zauber“ vorüber, so fühlt er sich oftmals gekränkt; er bedauert, daß er sich inmitten des Glückes so wenig beobachtet, daß er durch Nachsinnen, durch Erinnerung seine Glückseligkeit nicht verdoppelte, nicht verlängerte . . . als ob ein „in Glückseligkeit“ schwelgender Mensch dazu Zeit hätte, und als ob es der Mühe werth wäre, über seine Gefühle nachzusinnen! Ein glücklicher Mensch ist gleich einer Fliege in der Sonne. Deshalb ist es mir auch, wenn ich über diese drei Wochen nachdenke, fast unmöglich, einen genauen, bestimmten Eindruck in mir wach zu rufen, um so mehr, da während dieser Zeit zwischen uns nichts besonders Bemerkenswerthes vorgefallen ist . . . Diese zwanzig Tage sind für mich eine Heimath von Wärme, von Jugend und Duft, sie erscheinen wie ein heller Streifen auf meinem düstern und grauen Lebenspfade . . . Unerbitterlich klar und deutlich wird auf einmal mein Gedächtniß von dem Augenblicke ab, da über mich — um die Worte desselben schlecht erzogenen Poeten zu gebrauchen — die Schläge des Schicksals hereinbrachen.

Ja, diese drei Wochen . . . Uebrigens, ich könnte nicht sagen, daß sie in mir keine Gestalt zurückgelassen haben. Manchmal, wenn es mir geschieht, daß ich lange über diese Zeit nachdenke, schwebt diese und jene Erinnerung aus dem Dunkel der Vergangenheit hervor, grade so wie die Sterne am Abendhimmel unerwartet dem aufmerksam auf denselben gerichteten Auge entgegenblitzen. Besonders blieb mir ein Spaziergang in einem Haine außerhalb der Stadt im Gedächtniß. Es waren unser vier Personen: Frau Dschogin, Lisa, ich und ein gewisser Bismenkoff, ein untergeordneter Beamter der Stadt D . . . , ein blondhaariges, gutmüthiges und bescheidenes Geschöpf. Dschogin selbst blieb zu Hause zurück. Er hatte durch anhaltenden Schlaf Kopfschmerzen bekommen. — Es war ein herrlicher Tag, warm und still. Ich muß bemerken, daß ein Besuch von Vergnügungsgärten und öffentlichen Anlagen nicht im Charakter der Russen liegt. In den sogenannten öffentlichen Gärten der Gouvernementsstädte werden Sie zu keiner Jahreszeit eine lebendige Seele antreffen, wenn nicht etwa ein altes Mütterchen, das sich auf eine grüne, von der Sonne durchglühte Bank in der Nähe eines großen Baumes ähzend niedergelassen — und das nur in dem Falle, wenn sich ihr in der Umgebung, vor der Thür irgend eines Hauses, kein abgeseffenes Pänkchen zeigen wollte. Wenn aber in naher Entfernung von der Stadt ein armseliger Birkenhain vorhanden ist, so fahren Leute vom Kaufmannsstande, manchmal auch Beamte gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen mit Samowar, Kuchen und Melonen

hinaus, pflanzen diesen Segen von Delicateffen dicht am Spazierwege auf dem staubigen Grase auf und setzen sich herum, zu essen und im Schweiß ihres Angesichtes Thee zu trinken — bis tief in den Abend hinein. Gerade solch ein Hain existirte damals zwei Werst von D . . . entfernt. Wir kamen dort des Nachmittags an, nahmen, wie üblich, unseren Thee ein und machten uns dann alle vier auf, um im Haine ein wenig umherzuschlendern. Bismentoff reichte seinen Arm Frau Dschogin, ich bot den meinigen Lisa an. Der Tag neigte sich schon seinem Ende zu. Ich befand mich damals in der größten Gluth der ersten Liebe (es waren kaum zwei Wochen seit unserer Bekanntschaft verstrichen), in jenem Zustande der leidenschaftlichen und fürsorgenden Anbetung, in welchem unsere ganze Seele unschuldig und unwillkürlich jede Bewegung des geliebten Wesens verfolgt, in welchem man von der Gegenwart derselben nicht satt wird, sich an dessen Stimme nicht satt hören kann — wo man lächelt und wie ein genesenes Kind aussieht, während ein einigermassen erfahrener Mensch in einer Entfernung von hundert Schritten schon beim ersten Anblicke erkennen muß, was in solchen Seelen vorgeht. Bis zu diesem Tage hatte sich mir die Gelegenheit noch nicht geboten, Lisa am Arme zu halten. Wir schritten langsam nebeneinander über das grüne Gras dahin. Ein leiser Wind spielte um uns herum in den weißen Birkenästen und warf mir von Zeit zu Zeit das flatternde Band, das ihren Hut umwand, in's Gesicht. Ich verfolgte unaufhörlich ihren Blick, bis sie jedesmal

munter nach mir aufschaute; und wir lächelten dann Eines dem Andern zu. Die Vögel zwitscherten über uns, der blaue Himmel schien anmuthig durch das dünne Laub. Der Kopf schwindelte mir vom Uebermaß der Wonne. Ich beeile mich zu bemerken — Lisa war nicht im Geringsten in mich verliebt. Ich gefiel ihr; sie war überhaupt nicht menschenfurcht, aber nicht mir war es beschieden, ihre kindliche Ruhe aufzustören. — Sie schritt an meiner Seite wie neben einem Bruder hin. Sie war damals siebzehn Jahre alt . . . Und dennoch schon an diesem Abende und in meiner Gegenwart sollte sich in ihr jene geheime stille Wandelung vollziehen, welche den Uebergang vom Mädchen zum Weibe bedeutet. Ich war Zeuge dieser Umwandlung ihres ganzen Wesens, dieser unschuldigen Befangenheit, dieser fieberhaften Nachdenklichkeit, ich war der Erste, der diese plötzliche Weichheit des Blickes, diese klingende Unsicherheit der Stimme auffing — und, o ich dummer Mensch! o ich überflüssiger Mensch! — während einer vollen Woche schämte ich mich nicht zu vermuthen, daß ich, ich allein die Ursache dieser Veränderung sei.

Es geschah folgendermaßen.

Wir spazierten ziemlich lange, bis spät in den Abend hinein und sprachen wenig. Ich schwieg wie alle unerfahrenen Liebhaber, und sie hatte mir wahrscheinlich Nichts zu sagen. Aber sie schien über Etwas nachzudenken und schüttelte auf ganz besondere Weise den Kopf, indem sie, in Gedanken vertieft, an einem abgerissenen Blatt kaute. Manchmal schickte sie sich mit einer wunderlichen Ent-



schlossenheit an vorauszugehen — und dann wieder hielt sie plötzlich inne, wartete auf mich und sah sich mit großen Augen und einem zerstreuten Lächeln rings um. Den Tag zuvor hatten wir den „Gefangenen vom Kaukasus“\*) gelesen. Mit welcher Begierde hatte sie mir zugehört, das Gesicht auf beide Hände gestützt und die Brust an den Tisch gepreßt! Ich erwähnte unserer gestrigen Lektüre: sie erröthete, fragte, ob ich vor unserer Abfahrt dem Vogel Einsamen gegeben habe, stimmte laut ein Lied an, und verstummte dann plötzlich wieder. Der Hain endigte auf der einen Seite an einem ziemlich hohen und steilen Abhänge; unten strömte ein kleiner gewundener Bach, und dahinter dehnten sich, bald wellenförmig hervorragend, bald wie eine Tischdecke in die Fläche ausgebreitet, unendlich weite Wiesen auf unübersehbare Strecken hin, hie und da von Erdklüften durchfurcht. Lisa und ich gelangten zuerst an das Ende des Haines; Wisnenkoff war mit der Mutter zurückgeblieben. Wir traten aus den Bäumen, hielten an und mußten beide unwillkürlich einen Augenblick die Augen schließen: grade uns gegenüber, inmitten des durchglühten Nebels, ging groß die purpurfarbene Sonne unter. Die Hälfte des Himmels gerieth allmählich in Brand und färbte sich gluthroth. Die feurigen Strahlen breiteten sich über die Wiesen hin, einen purpurnen Abglanz sogar auf die Schattenseiten der Erdklüfte werfend — sie legten sich wie feuriges Blei über das Bächlein, an den Stellen, wo es

---

\*) Ein Poem von Puschkin.

sich unter die herabhängenden Gebüſche nicht verbergen konnte, ja es ſchien, als ob die Strahlen ſich an die Bruſt des Abhanges und des Haines anſtemmten. Wir ſtanden da wie übergoffen vom heißen Sonnenscheine. — Ich bin nicht im Stande die leidenschaftsgeſättigte Feierlichkeit dieſes Bildes zu ſchildern. Man erzählt ſich, ein Blinder bildete ſich ein, daß ihm die rothe Farbe den Eindruck eines Trompetentones erwecken müßte. Ich weiß nicht inwiefern dieſe Einbildung haltbar iſt, aber es lag in Wirklichkeit etwas Herausforderndes in dieſem brennenden Golde der Abendluft, dem Purpurglanze des Himmels und der Erde. Ich ſchrie auf vor Entzücken und wandte mich ſogleich an Liſa, ſie ſchaute grade in die Sonne hinein. Ich erinnere mich noch — das Feuer der Abendröthe ſpiegelte ſich in kleinen, funkelnden Fleckchen in ihren Augen ab. Sie war überwältigt und tief gerührt. Auf meinen Ausruf hatte ſie keine Antwort; ſie verharrte einige Zeit ohne Bewegung und ſah zu Boden. Ich reichte ihr meine Hand; ſie wandte ſich ab und brach plötzlich in Thränen aus. Ich blickte ſie mit einer geheimen, faſt freudigen Bangigkeit an. . . Die Stimme Biſmentoffs ließ ſich zwei Schritte von uns vernehmen. Liſa trocknete ſchnell die Thränen ab und ſchaute mich mit einem unentſchloſſenen Lächeln an. Die Alte trat aus dem Hain hervor, auf den Arm ihres blondhaarigen Begleiters gelehnt. Beide bewunderten auch ihrerſeits das ſchöne Gemälde. Die Alte befragte Liſa über Etwas und — ich erinnere mich noch — ich erzitterte unwillkürlich,

als auf diese Frage die gebrochene Stimme ihrer Tochter gleich einem gesprungenen Glase ertönte. Unterdessen war die Sonne untergegangen, die Abendröthe begann zu erlöschen. Wir machten uns auf den Rückweg. Ich reichte wiederum Lisa meinen Arm. Im Hain war es noch hell, und ich konnte deutlich ihre Züge unterscheiden. Sie war betäubt und hielt die Augen gesenkt. Die Röthe, die sich über ihr Gesicht ergossen, verschwand nicht: es schien, als ob sie noch immer inmitten der Strahlen der untergehenden Sonne stünde . . . Ihre Hand berührte kaum meinen Arm. Ich konnte lange keinen Laut hervorbringen: so stark schlug mein Herz. Durch die Bäume zeigte sich in der Ferne ein Wagen. Der Kutscher fuhr langsam über den lockeren Sand uns entgegen.

— Lisaweta Kirillowna — sagte ich endlich, warum haben Sie geweint?

— Ich weiß nicht — antwortete sie nach einer kleinen Pause und sah mich mit ihren sanften, noch feuchten Augen an. Ihr Blick schien mir verändert — sie schwieg wieder.

— Wie ich sehe, lieben Sie die Natur — fuhr ich fort. Es war gar nicht das, was ich sagen wollte, und auch diese Phrase vermochte meine Zunge kaum zu Ende zu stammeln. Sie nickte mit dem Kopfe. Ich konnte weiter kein Wort hervorbringen . . . ich erwartete Etwas . . . kein Geständniß — o nein! Ich erwartete einen vertrauensvollen Blick, eine Frage . . . — Lisa aber sah zur Erde und schwieg. Ich wiederholte nochmals halblaut:

„warum?“ bekam aber keine Antwort. Es wurde ihr — ich sah es — fast unheimlich, sie sah fast wie beschämt aus.

Eine Viertelstunde später saßen wir im Wagen und näherten uns der Stadt. Die Pferde liefen fortgesetzt im Trabe; wir jagten vorwärts, inmitten der immer dunkler werdenden feuchten Luft. Ich wurde auf einmal gesprächig und wendete mich unaufhörlich bald an Bismentoff, bald an Frau Dschogin — ich sah nicht auf Lisa, doch konnte es mir nicht entgehen, daß aus der Ecke des Wagens ihr Blick mehr als einmal auf mir ruhen blieb. Zu Hause wurde sie lebhafter, schlug aber mein Anerbieten, mit ihr zu lesen, aus und begab sich bald zur Ruhe. Ein innerer Vorgang, und zwar derjenige, von welchem ich früher sprach, hatte sich bei ihr vollzogen: sie hörte auf, Kind zu sein und fing an . . . gleich mir . . . Etwas abzuwarten. Lange wartete sie nicht.

Ich aber kehrte an diesem Abende in einer vollkommenen Bezauberung nach Hause zurück. Ein dunkles Gefühl — halb Ahnung, bald Verdacht —, das in mir früher aufgetaucht war, jetzt war es verschwunden: die plötzliche Gezwungenheit in dem Benehmen Lisas gegen mich schrieb ich ihrer jungfräulichen Schamhaftigkeit, ihrer Schüchternheit zu . . . hatte ich denn nicht schon tausendmal in vielen Schriften gelesen, wie das erste Erscheinen der Liebe ein Mädchen verwirrt und einschüchtert? Ich fühlte mich überaus glücklich und stellte bereits im Kopfe verschiedene Pläne auf . . .

Hätte mir damals Jemand in's Ohr gesagt: „Du

täuschest Dich, mein Werthester! Dir steht etwas ganz Anderes bevor, mein Theuerster! Dir steht bevor, einsam zu sterben, in einem erbärmlichen Häuschen, unter dem unerträglichem Murren eines alten Weibes, welches kaum Deinen Tod abwarten kann, um nachher für einen Spottpreis Deine Stiefel zu verkaufen“ . . .

Sa, unwillkürlich sieht man sich veranlaßt, mit einem russischen Philosophen zu sagen: „Wie soll man das wissen, was nicht zu wissen ist?“ — Bis morgen.

25. März. — Ein weißer Wintertag.

Ich habe nachgelesen, was ich gestern aufgeschrieben, und war schon auf dem Punkte, das ganze Heft in Stücke zu zerreißen. Es kam mir vor, als ob ich zu ausführlich und zu sentimental erzähle. Doch, da meine Erinnerungen aus jener Zeit nichts Erfreuliches darbieten — außer der eigenthümlichen Wonne, welche Vermontoff mit den Worten bezeichnen, daß es „ein erlabender Schmerz sei, die Narben von veralteten Wunden zu reizen“ — warum sollte ich mir diesen unschuldigen Zeitvertreib nicht gönnen? Aber man soll sich auch nicht vergessen. Ich will daher ohne Sentimentalität fortfahren.

Im Laufe der Woche, nach dem Spaziergange außerhalb der Stadt, besserte sich meine Lage nicht im geringsten, obwohl die Veränderung an Lisa mit jedem Tage mehr zum Vorschein kam. Wie gesagt, ich deutete diese Veränderung in einer für mich vollkommen günstigen Weise . . . Das Unglück der Verlassenen und Schüchternen — aus

Eigenliebe Schüchternen — besteht eben darin, daß sie, Augen besitzend und sogar nach allen Seiten umschauend, dennoch Nichts, oder Alles in falschem Lichte sehen, wie durch eine farbige Brille. Es sind eben ihre eigenen Gedanken und Beobachtungen, die sie hieran auf jedem Schritte verhindern. Am Anfange unserer Bekanntschaft benahm sich Lisa mir gegenüber vertraulich und ungenirt wie ein Kind; es ist sogar möglich, daß ihre Neigung zu mir etwas mehr als einfache, kindliche Zuneigung war. . . . Nachdem aber in ihr jener seltsame, fast plötzliche Vorgang erfolgt war, fühlte sie sich nach einem kurzen Schwanken in meiner Gegenwart beängstigt; unwillkürlich wendete sie sich von mir ab und verfiel dabei in Schwermuth und Nachdenken. . . . Sie wartete ab. . . . aber was? Das wußte sie selbst nicht. . . . und ich. . . . wie schon gesagt, ich freute mich dieser Veränderung. . . . Ich war wie betäubt vor Entzücken. Uebrigens, ich will zugeben, daß auch ein Anderer an meiner Stelle sich täuschen konnte. Wer ist denn frei von Eigenliebe? — Es ist wohl überflüssig, zu sagen, daß mir Alles erst später klar wurde, als ich genöthigt war, meine beschnittenen und schon ohnedies nicht kräftigen Flügel sinken zu lassen.

Das Mißverständniß, welches zwischen mir und Lisa entstanden war, dauerte eine ganze Woche — und das ist doch am Ende gar nicht etwas so Außergewöhnliches: ich bin schon Augenzeuge von Mißverständnissen gewesen, die sich Jahre hindurch fortsetzten. Und wer hat denn je gesagt, daß nur die Wahrheit allein reell sei? Die Lüge ist

eben so lebenskräftig wie die Wahrheit, wenn nicht noch mehr. Ich denke daran, wie im Laufe jener Woche, dann und wann in meinem Innern sich Etwas wie ein Wurm regte . . . aber unser Einer, ein verlässener Mensch — ich muß es wiederum bemerken — ist ebenso unfähig zu begreifen, was in ihm vorgeht, wie er es in Betreff Desjenigen ist, was vor seinen Augen geschieht. Und zu alledem: ist etwa die Liebe ein natürliches Gefühl? Ist es denn dem Menschen angeboren, zu lieben? Die Liebe ist — eine Krankheit; und für eine Krankheit ist kein Gesetz geschrieben. Ich gestehe, mein Herz schnürte sich manchmal schmerzvoll zusammen; in meinem Innern ging ja aber so wie so Alles drunter und drüber. Wie soll man in einem solchen Zustande beurtheilen, was Recht und was Unrecht ist, welchen Grund, welche Bedeutung jede Empfindung für sich habe?

Aber, wie dem auch sei, alle diese Mißverständnisse, Vorgefühle und Hoffnungen klärten sich in folgender Weise auf.

Eines Tages — es war am Morgen, ungefähr gegen Mittag — hatte ich kaum das Vorzimmer bei Oschogin's betreten, als sich eine unbekannte, volltönende Stimme aus dem Saale vernehmen ließ. Die Thür that sich auf, und auf der Schwelle erschien in Begleitung des Hausherrn ein kräftiger, schlanker Mann, im Alter von etwa fünf- undzwanzig Jahren. Er warf sich einen Militairmantel, der auf einer Bank gelegen hatte, um, verabschiedete sich liebenswürdig von Kirillo Matwejewitsch, legte an mir

vorübergehend nachlässig die Finger an die Nütze — und verschwand sporenklirrend.

— Wer ist das? — fragte ich Dschogin.

— Fürst N . . . — antwortete er nachdenklich — aus Petersburg hierher gesandt — zur Rekrutenaushebung. — Aber — fuhr er ärgerlich fort — wo sind denn die Leute? Niemand ist da, der ihm den Mantel hätte reichen können.

Wir traten in den Saal ein.

— Ist er schon lange hier? — fragte ich.

— Seit gestern Abend, wie ich höre. Ich habe ihm ein Zimmer angeboten, aber er hat es ausgeschlagen. Sonst scheint er mir ein recht netter Mann zu sein.

— Er hat sich lange bei Ihnen aufgehalten?

— Etwa eine Stunde. Er bat mich, ihn Olimpiada Nikititschna vorzustellen.

— Und Sie haben ihn vorgestellt?

— Freilich.

— Und Eifaweta Kirillowna hat er . . .

— Er hat auch sie kennen gelernt — ja wohl.

Ich schwieg ein wenig.

— Wird er längere Zeit hier bleiben?

— Ja wohl! Ich glaube, er wird zwei Wochen oder länger hier zu verweilen gezwungen sein.

Und Kirillo Matwejewitsch lief weg, sich umzukleiden.

Ich ging einige Male im Saale auf und ab. Ich kann mich nicht erinnern, ob die Ankunft des Fürsten N . . . schon damals einen besonderen Eindruck auf mich gemacht



hatte, mit Ausnahme des entgegenstrebenden Gefühles, welches uns beim Erscheinen einer neuen Person in unserer nächsten Umgebung gewöhnlich beschleicht. Vielleicht gefellte sich zu diesem Gefühle noch eine Art von Neid — seitens eines schüchternen und dunkeln Moskauer's gegen den glänzenden Petersburger Officier. „Der Fürst“, so dachte ich, „ist ein Petersburger Großmogul, er wird auf uns von oben herabblicken“ . . . Ich sah ihn nur einen Augenblick, doch hatte ich Zeit genug, zu bemerken, daß er hübsch, gewandt und in seinem Auftreten ungezwungen war. — Nachdem ich einige Zeit im Saale herumspaziert war, blieb ich endlich vor dem Spiegel stehen, zog einen Kamm aus der Tasche, verlieh meinem Haar eine Art malerischer Nachlässigkeit und, wie es wohl oft geschehen mag — ich vertiefte mich plötzlich in die Betrachtung meines eigenen Gesichtes. Ich erinnere mich, daß meine Aufmerksamkeit besonders auf die Nase gerichtet war; die weichlichen und unentschiedenen Conturen dieses Gliedes verursachten mir kein besonderes Vergnügen. — Da auf einmal öffnete sich in der dunkeln Tiefe des geneigten Spiegels, der fast das ganze Zimmer reflektirte, die Thür, und die schlanke Gestalt Lisa kam zum Vorschein. Ich weiß nicht mehr, wie es geschah, daß ich mich nicht rührte und im Gesicht den früheren Ausdruck beibehielt. Lisa streckte den Kopf vor, sah mich aufmerksam an und angespannt lauschend, die Lippen zusammengedrückt, zog sie sich mit verhaltenem Athem, wie ein Mensch, der froh ist, nicht bemerkt worden zu sein, langsam zurück. Als sie die

Thür sacht hinter sich anzulehnen suchte, brachte dieselbe ein schwaches Knarren hervor. Lisa fuhr zusammen und blieb wie erstarrt stehen . . . Ich rührte mich immer noch nicht . . . Sie sagte von Neuem an die Thürklinke und verschwand. Es war nicht mehr zu zweifeln: der Ausdruck in Lisas Gesicht, in dem Augenblicke, als sie mich gewahr wurde, — dieser Ausdruck, in welchem sonst Nichts zu lesen war, als der Wunsch, unbemerkt zu verschwinden und einem unangenehmen Zusammentreffen aus dem Wege zu gehen, — ein flüchtiger Widerschein des Wohlbehagens, den ich in ihren Augen las, als sie glaubte, daß es ihr wirklich gelungen sei, ungesehen zu ent schlüpfen — dies Alles sagte mir nur zu deutlich: dieses Mädchen liebt dich nicht. Lange, lange war ich nicht im Stande, im Spiegel meinen Blick von der unbeweglichen, stummen Thür abzuwenden. Es war, als wollte ich meiner eigenen Figur zulächeln — ich ließ den Kopf sinken, begab mich nach Hause und warf mich auf das Sopha. Es war mir ungewöhnlich schwer zu Ruthe, so schwer, daß ich nicht weinen konnte — und worüber sollte ich denn weinen? . . . „Ist es denn möglich?“ — wiederholte ich unaufhörlich, auf dem Rücken wie ein Gestorbener liegend und die Hände über die Brust zusammengefaltet — „ist es denn möglich? . . . Wie gefällt Ihnen dieses: „ist es denn möglich?“ . . .

26. März. — Thauwetter.

Als ich am darauffolgenden Tage nach längerem Bögern und beklommenen Herzens in das Empfangszimmer

Dschogin's eintrat, war ich nicht mehr derselbe Mensch, den sie an mir drei Wochen hintereinander gekannt hatten. Alle meine früheren Eigenheiten, denen ich mich unter dem Einflusse des neuen Gefühles allmählich zu entwöhnen begonnen hatte, kehrten plötzlich wieder und nahmen Besitz von mir, wie ein Herr, der in sein Haus zurückkommt. Solche Menschen, wie ich, richten sich gewöhnlich nicht so sehr nach positiven Thatsachen, als nach subjektiven Eindrücken; ich, der ich erst gestern von „der Freude einer gegenseitigen Liebe“ geschwärmt, zweifelte heute schon nicht mehr im Geringsten an meinem „Unglück“ und verfiel in eine entschiedene Verzweiflung, obgleich ich selbst nicht im Stande war, einen vernünftigen Grund zur Erklärung meiner Verzweiflung zu finden. Auf den Fürsten R . . . konnte ich ja nicht eifersüchtig sein, und wie hoch man auch seine Eigenschaften anschlagen mochte — sein Erscheinen genügte für sich allein noch nicht, um auf einmal das Wohlwollen zu vernichten, welches mir Lisa . . . nun fürwahr! existirte denn in Wirklichkeit dieses Wohlwollen? Ich durchmusterte die Vergangenheit. „Über der Spaziergang im Walde?“ wendete ich mir selbst ein. „Sedoch der Ausdruck ihres Gesichtes im Spiegel?“ — „Indeß“, fuhr ich fort, „der Spaziergang im Walde, scheint mir . . . O pfui! o du mein lieber Gott, was bin ich doch für ein nichtswürdiges Wesen!“ rief ich endlich zuletzt aus. — Solche halb ausgesprochenen, halbgedachten Ideen waren es eben, die tausend Mal hintereinander zurückkehrend, in meinem Kopfe herumwirbelten. Ich wiederhole es, ich

trat diesmal bei Dschogin's als derselbe argwöhnische, zu Verdacht geneigte, unheimliche Mensch ein, der ich seit meiner Kindheit gewesen bin . . .

Ich traf die ganze Familie im Empfangszimmer versammelt. Bismenkoff war auch da und saß im Winkel. Alle schienen gut aufgelegt zu sein; besonders Dschogin — der strahlte vor Freude und schon nach den ersten paar Worten theilte er mir mit, daß Fürst R . . . gestern den ganzen Abend bei ihnen zugebracht habe. Lisa begrüßte mich ruhig und gelassen. „Nun“, sagte ich zu mir selbst, „nun verstehe ich schon, weshalb ihr so guter Laune seid.“ Ich will nicht verhehlen, daß mich der zweite Besuch des Fürsten befremdete. Ich war darauf nicht vorbereitet. Ueberhaupt pflegt ein Mann von unserem Schlage alles Mögliche zu erwarten: nur nicht das, was sich nach den Gesetzen des natürlichen Verlaufs der Dinge ereignen muß. Ich schmolte und nahm die Miene beleidigter Großmuth an, als wollte ich Lisa durch meine Ungnade bestrafen — woraus übrigens doch wohl folgt, daß ich immer noch nicht ganz verzweifelte. Man sagt, es sei, wenn man wirklich geliebt wird, manchmal sogar ganz nützlich, das vergötterte Geschöpf ein wenig zu quälen; in meiner Lage nahm sich dies jedoch ungewöhnlich dumm aus; Lisa würdigte mich in der allerunschuldigsten Weise keiner Beachtung. Nur Frau Dschogin bemerkte meine feierliche Schweigsamkeit und erkundigte sich sehr sorgfältig nach meiner Gesundheit. Ich antwortete, wie Sie erwarten, mit einem bitteren Lächeln, daß ich mich gottlob recht wohl fühle, daß ich

vollkommen gesund sei. Dschogin fuhr fort, über seinen Gast des Breiteren zu berichten; da er jedoch gewahr wurde, daß ich ihm ungerne antwortete, so wendete er sich mehr an Bismentoff, der ihm mit großer Aufmerksamkeit zuhörte — als plötzlich der Diener eintrat und den Fürsten R . . . anmeldete. Der Hausherr sprang auf und lief ihm entgegen. Eisa, auf die ich sofort einen Adlerblick geworfen hatte, erröthete vor Freude und rückte unruhig auf dem Sessel hin und her. Der Fürst trat ein — parfümirt, munter, liebenswürdig . . .

Da ich hier keine Novelle für einen gnädigen Leser verfasse, sondern einfach zu meinem Vergnügen schreibe, so habe ich nicht nöthig, zu den üblichen Kunstgriffen der Herren Schriftsteller Zuflucht zu nehmen. Ich sage daher kurzweg, ohne weitem Aufschub, daß sich Eisa vom ersten Tage an leidenschaftlich in den Fürsten verliebte — und der Fürst verliebte sich auch in sie, theils aus Langeweile, theils aus Gewohnheit, den Frauen den Kopf zu verdrehen, aber doch auch deshalb, weil Eisa wirklich ein liebenswürdiges Geschöpf war. Daß sie sich gegenseitig lieb gewannen, darin lag grade nichts Besonderes. Er vermuthete wahrscheinlich keineswegs eine solche Perle in einer so abscheulichen Schale (ich verstehe darunter das elende, von Gott verlassene Nest D . . .), und sie hatte sich bis dahin noch Nichts von einem auch nur annähernd so glänzenden, flugen und bezaubernden Aristokraten träumen lassen.

Nach der ersten Begrüßung stellte mich Dschogin dem Fürsten vor. Er kam mir sehr höflich entgegen. Er war

überhaupt gegen Jeden höflich und verstand es, ungeachtet der unmeßbaren Entfernung, die zwischen ihm und unserem dunkeln, provinzialen Birkel lag, nicht nur Niemanden zu geniren, sondern sogar eine Miene zu machen, als ob er unseres Gleichen wäre und nur zufällig seinen Wohnsitz in St. Petersburg hätte.

Dieser erste Abend . . . O dieser erste Abend! In der glücklichen Zeit unserer Jugend pflegen uns die Lehrer einen Zug heldenmüthiger Ausdauer eines jungen Spartaners zu erzählen und als Vorbild hinzustellen, der — als er einen Fuchs gestohlen hatte und ihn unter seinen Mantel zu verstecken genöthigt war, sich, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, sein ganzes Eingeweide von dem Fuchse verzehren ließ, und auf diese Weise den Tod der Schande vorzog . . . Ich könnte keinen passenderen Vergleich wählen, um die unzähligen Qualen zu schildern, die ich während jenes Abends, als ich zum ersten Mal den Fürsten neben Lisa sah, auszustehen hatte. Mein anhaltend erkünsteltes Lächeln, mein qualvolles Aufpassen, mein stumpfes Schweigen, das sehnfüchtige und vergebliche Verlangen, mich zurückzuziehen — dies Alles mußte sich in seiner Art wahrscheinlich ganz merkwürdig ausnehmen. In meinem Innern wühlte mehr als ein Fuchs. Eifersucht, Neid, das Gefühl meiner Nichtigkeit, ein machtloser Aerger peinigten mich. Ich verschlang den Fürsten mit den Augen; wahrlich, ich vergaß zu zwinkern, indem ich ihn immerwährend anschaute. Er unterhielt sich nicht ausnahmslos mit Lisa, sprach aber selbstverständlich nur für

sie allein. Meiner war er, wie es scheint, recht bald überdrüssig geworden . . . Er war gewiß sofort darauf gekommen, daß er es in mir mit einem verstoßenen Liebhaber zu thun hatte; doch aus Mitleid mit mir und in Folge seines sicheren Bewußtseins, daß ich vollkommen ungefährlich sei, behandelte er mich ungewöhnlich zart. Sie können sich wohl denken, wie mich das beleidigte. Im Laufe des Abends machte ich, so viel ich mich erinnern kann, einen Versuch, meinen Fehler wieder gut zu machen; ich (lachen Sie ja nicht über mich, wer Sie auch sein mögen, dem diese Zeilen vor die Augen kommen könnten — um so weniger, da dies mein letzter Wahn gewesen ist) . . . ich bildete mir plötzlich, inmitten meiner vielseitigen Quäler, ein, ich bildete mir bei Gott plötzlich ein, daß Lisa nur die Absicht habe, mich für meine hochmüthige Kälte am Anfange meines Besuches zu strafen, daß sie mir zürne und nur aus Aerger mit dem Fürsten kokettire . . . Ich paßte einen günstigen Moment ab, und mit einem reutigen und freundlichen Lächeln auf sie zugehend, sagte ich ihr ganz leise: „Genug! — Verzeihen Sie mir . . . übrigens, es geschah nicht deshalb, weil ich fürchtete“ — und plötzlich, ohne ihre Antwort abzuwarten, gab ich meinem Gesichte einen ungewöhnlich lebhaften und heiteren Ausdruck, brachte ein verzerrtes Lächeln hervor, hob meine Hand über den Kopf gegen die Zimmerdecke empor (ich wollte, wie ich mich erinnere, mein Halstuch in Ordnung bringen) — ich war sogar im Begriff, einen Knix zu machen, als ob ich sagen wollte: „Alles ist vorbei — ich

bin guter Laune, lassen Sie uns Alle guter Laune sein!“  
 Indessen, ich unterließ den Knir, vor Furcht, zu fallen, da ich nämlich eine merkwürdige Erstarrung am Knie verspürte . . . Lisa hatte mich entschieden nicht verstanden; sie sah mir verwundert in's Gesicht, lächelte in aller Eile, als wenn sie sich rasch losmachen wollte, und ging wiederum auf den Fürsten zu. Möchte ich noch so blind und taub sein, ich konnte jetzt nicht umhin, innerlich zu bekennen, daß sie mir gar nicht zürnte und daß sie in diesem Augenblicke gegen mich absolut Nichts hatte: sie hatte einfach an mich gar nicht gedacht. Der Schlag war ein entscheidender: meine letzten Hoffnungen stürzten mit einem Krachen zusammen, wie eine Eischolle, die, von der Frühlingssonne durchdrungen, plötzlich in kleine Stücke auseinanderfällt. Ich war auf's Haupt geschlagen — gleich beim ersten Angriffe; gleich den Preußen vor Jena habe ich an einem Tage und auf einmal Alles verloren. Nein, sie zürnte mir nicht! . . .

Ach, grade das Gegentheil! Sie selbst — ich sah es — konnte kaum dem Wogenschlag ihres Herzens widerstehen. Gleich einem jungen Bäumchen, welches sich bereits bis zur Hälfte vom Ufer herniedergefenkt hat, hatte auch sie sich mit Bier über den Strom gebeugt — bereit, ihm auf immer das erste Sprossen ihres Frühlings und ihr ganzes Leben hinzugeben.

Wem es je einmal beschieden gewesen, Augenzeuge einer solchen selbstvergeffenen Hingerissenheit zu sein, der hat gewiß, wenn er selbst liebte und sich keiner Gegen-



liebe erfreute, sehr bittere Momente gehabt. Ich werde sie ewig im Andenken behalten — diese verschlingende Aufmerksamkeit, diese zärtliche Heiterkeit, diese willenslose Unschuld, diesen noch kindlichen, aber doch schon weiblichen Blick, dieses glückselige Lächeln, welches, ausbrechend wie eine Knospe, die halbgeöffneten Lippen und die gerötheten Wangen nicht verließ . . . Alles, was Lisa während unseres Spazierganges im Haine nur dunkel ahnte, das erfüllte sich jetzt; und, der Liebe sich hingebend, wurde sie zugleich immer ruhiger und klärte sich ab — wie ein junger Wein, der zu gähren aufhört, weil seine Zeit gekommen ist . . .

Ich hatte die Geduld, diese ersten Tage und auch die nächstfolgenden Abende auszuharren . . . alle, bis zu Ende! Ich konnte Nichts mehr hoffen. Lisa und der Fürst wurden mit jedem Tage anhänglicher zu einander . . . aber ich verlor vollkommen das Gefühl der Selbstachtung und konnte mich von dem Bilde meines Unglücks nicht losreißen. Ich denke noch daran, wie ich einst den Versuch machte, nicht hinzugehen, noch am Morgen nahm ich mir das Versprechen ab, zu Hause zu bleiben — aber um 8 Uhr Abends (gewöhnlich pflegte ich gegen die fiebente Stunde auszugehen) sprang ich auf wie ein Tobfüchtiger, setzte die Mütze auf und kam athemlos in das Empfangszimmer von Kirillo Matwejewitsch gelaufen. Meine Lage war eine ungewöhnlich dumme: ich schwieg hartnäckig, manchmal brachte ich während des ganzen Abends keine Silbe hervor. Wie schon früher bemerkt,

habe ich mich nie durch Schönrednerei ausgezeichnet: aber jetzt, in Gegenwart des Fürsten, hatte sich vollends Alles, was ich noch an Geist besaß, in mir verflüchtigt und ich war unfähig, mich an der Gesellschaft zu betheiligen. Zu alledem pflegte ich noch, wenn ich allein war, mein Gehirn so stark in Anspruch zu nehmen — indem ich langsam über Alles, was ich im Laufe des vergangenen Tages gesehen oder abgelauert hatte, nachgrübelte — daß ich, bei Dschogins eintreffend, kaum noch im Besiß der Kräfte war, um Beobachtungen anzustellen. Man schonte mich wie einen Kranken; ich sah es. Jeden Morgen faßte ich einen neuen letzten Entschluß, den ich meistens in den Qualen einer schlaflosen Nacht ausgebrütet hatte; bald nahm ich mir vor, mich Lisa zu erklären, ihr einen freundschaftlichen Rath zu ertheilen . . . aber, sobald ich Gelegenheit hatte, mit ihr allein zu sein, hörte meine Zunge auf, sich zu bewegen, als ob sie erstarrt wäre, und wir erwarteten mit Bangigkeit das Erscheinen einer dritten Person: bald wandelte es mich an wegzulaufen, versteht sich für immer, und ihr, dem Ziel meines Sinnens und Trachtens einen Brief voller Vorwürfe zurückzulassen. Ich fing sogar schon einmal an, einen solchen Brief abzufassen; aber das Rechtsgefühl war in mir noch nicht ganz verschwunden: ich begriff, daß ich kein Recht habe, Jemandem, wem es auch sei, in irgend einer Beziehung Vorwürfe zu machen, und schleuderte den Brief in's Feuer. Bald wollte ich mich opfern, ich segnete Lisa, wünschte ihr eine glückliche Liebe und lächelte von meinem Winkel aus dem Fürsten sanft

und freundschaftlich zu — aber das hartherzige Liebespaar dankte mir nicht für mein Opfer, es bemerkte vielmehr gar Nichts von meiner Absicht und schien weder meinen Segen noch mein Zulächeln nöthig zu haben. Ich pflegte alsdann vor Aerger plötzlich in die entgegengesetzte Gemüthsstimmung umzuschlagen. Ich gab mir das Wort — von irgend einem Winkel aus, gleich einem Spanier in einen Mantel gehüllt meinen glücklichen Nebenbuhler zu ermorden, und mit einer thierischen Freude stellte ich mir schon die Verzweiflung Lisa's vor . . . Aber erstens gab es in der Stadt D . . . sehr wenig solcher Winkel, und zweitens . . . ein hölzerner Zaun, in der Nähe eine Laterne und ein Schutzmann — nein! solch ein Winkel mag eher zum Handeln mit Brezeln passen, als um Menschenblut zu vergießen. Ich muß gestehen, daß ich unter andern Erlösungsmitteln — wie ich mich unbestimmt auszudrücken pflegte, wenn ich mich mit mir selbst unterhielt — noch auf den Gedanken gekommen bin, mit Oschogin selbst freiweg eine Unterredung zu pflegen, die Aufmerksamkeit dieses Edelmannes auf die gefährliche Lage seiner Tochter zu richten, auf die traurigen Folgen ihres Leichtsinns . . . Eines Tages lenkte ich sogar schon das Gespräch auf diesen heiklen Punkt, that es aber in allzu feiner und dunkler Weise, so daß er, nachdem er mich eine Weile angehört, auf einmal wie vom Schlafe geweckt, sich kräftig und hastig über die Stirn rieb, ohne dabei die Nase zu verschonen — einen eigenthümlichen Laut hervorbrachte und mich schließlich stehen ließ. Es wäre über-

flüchtig anzuführen, daß ich mir bei diesem Vorhaben einredete, aus lauter uneigenützigen Motiven zu handeln, nur Aller Wohl im Auge zu haben und die Pflicht eines Hausfreundes zu erfüllen . . . Aber es ist mir doch wahrscheinlich, daß, hätte auch Kirillo Matwejewitsch meine Herzensergüsse nicht unterbrochen, es mir doch an Muth gefehlt hätte, meine Rede zu Ende zu bringen. Manchmal wandelte es mich an, mit dem Ernste eines antiken Weisen die guten Eigenschaften des Fürsten auf die Waagschale zu legen; manchmal wiederum verträstete ich mich mit der Hoffnung, daß dies alles nur vorübergehend sei, daß Lisa zur Besinnung kommen werde, daß ihre Liebe keine echte sei . . . O, keinesfalls echt! Mit einem Worte, ich kenne keinen Gedanken, der mir nicht damals zu schaffen gemacht hätte. Nur ein Mittel — das muß ich aufrichtig gestehen — ist mir nie durch den Kopf gegangen: es ist mir kein einziges Mal in den Sinn gekommen, mir selbst das Leben zu nehmen. Weshalb nicht? — das wüßte ich nicht zu sagen . . . Vielleicht hatte ich schon damals das Vorgefühl, daß ich ohnedies nicht mehr lange leben werde.

Es versteht sich von selbst, daß unter derartig ungünstigen Verhältnissen mein Benehmen gegen andere Menschen mehr als je an Unnatürlichkeit und Ueberspanntheit leiden mußte. Sogar die alte Frau Dschogin — dieses von Mutterleibe an bornirte Geschöpf — fing an, sich unheimlich in meiner Gegenwart zu fühlen und wußte nicht, von welcher Seite sie an mich herantreten sollte.

Wismentkoff, der immer höflich und dienstfertig erschien, wich mir aus. Es kam mir schon damals vor, als ob ich an ihm einen Leidensgefährten hätte, als ob auch er in Lisa verliebt sei. Er pflegte aber nie auf meine Anspielungen zu antworten und unterhielt sich überhaupt nicht gern mit mir. Der Fürst benahm sich gegen ihn sehr freundlich; man kann sagen, er achtete ihn. Weder ich, noch Wismentkoff — wir störten weder den Fürsten noch Lisa. Aber Wismentkoff hielt sich nicht ferne von ihnen, wie ich es that, sah nicht aus wie ein Bär oder wie ein Opferlamm, und gesellte sich gern zu ihnen, so oft sie ihn dazu aufforderten. Wahr ist es, daß er sich in solchen Fällen durch keine besondere Scherzhaftigkeit auszeichnete; jedoch lag in seiner Heiterkeit auch früher etwas Stillees.

In dieser Weise vergingen ungefähr zwei Wochen. Der Fürst war nicht nur hübsch und klug; er verstand auch Clavier zu spielen, zu singen, er zeichnete nicht übel und besaß die Gabe zu erzählen. Seine Anekdoten, die er den höheren Kreisen des Residenzlebens entlehnte, machten auf die Zuhörer immer einen starken Eindruck — einen um so stärkeren, als er selbst seinen Erzählungen anscheinend keine Bedeutung beilegte . . .

Dieser, wenn Sie wollen, einfache Kunstgriff von Seiten des Fürsten hatte zur Folge, daß er in der Zeit seines kurzen Aufenthaltes in D . . . die ganze dortige Gesellschaft entschieden bezauberte. Einem Manne aus den höheren Kreisen ist es immer ein Leichtes, unser Einen, einen Steppenbewohner zu bezaubern. Die öfteren Be-

suche des Fürsten bei Dschogins (er pflegte bei ihnen die Abende zuzubringen) erregten selbstverständlich den Neid der anderen Edelleute und Beamten. Der Fürst aber, als Mann von Welt und Verstand, hatte keinen Einzigen von ihnen übergangen; er stattete Allen Besuche ab, schenkte sämtlichen alten und jungen Damen wenigstens ein liebenswürdiges Wort, ließ sich mit allerlei künstlichen und schwerverdaulichen Gerichten füttern und mit schlechten Weinen aufwarten, die unter großartigem Namen aufgetragen wurden — kurz, er benahm sich vortrefflich: vorsichtig und geschickt. Fürst R . . . war überhaupt ein Mann von heiterer Natur, gesellig, liebenswürdig aus Neigung — in diesem Falle aber auch aus Berechnung; wie sollte er also keinen vollkommenen Erfolg in Allem haben?

Seit seinem Erscheinen fanden Alle im Hause, daß die Zeit mit ungewöhnlicher Schnelligkeit verfliege. Alles ging prächtig von statten. Der alte Dschogin — obwohl er sich anstellte, als ob er Nichts bemerke — rieb sich wahrscheinlich im Stillen die Hände bei dem Gedanken — einen solchen Eidam zu besitzen. Der Fürst selbst leitete die ganze Angelegenheit äußerst still und anständig — als plötzlich ein unerwartetes Ereigniß . . .

Bis morgen. Heute bin ich müde. Diese Erinnerungen regen mich auf, sogar noch an der Schwelle des Grabes. Terentjewna hat heute gefunden, daß mein „Näschen“ schon spitz geworden sei; und daß soll, wie es heißt, ein schlechtes Anzeichen sein.

27. März. — Das Thauwetter hält an.

Die Angelegenheiten befanden sich in der oben geschilderten Lage — der Fürst und Lisa liebten sich gegenseitig. Die alten Dschogins warteten ab, was da kommen werde. Bismenkoff war auch noch anwesend — sonst hätte man ihn nicht weiter zu erwähnen. Ich marterte mich ab wie ein Fisch im Eise und fuhr fort angestrengt zu beobachten. Ich stellte mir damals, wie ich mich erinnere, zur Aufgabe, wenigstens nicht zuzulassen, daß Lisa in den Klauen des Verführers zu Grunde gehe, und in Folge dessen fing ich an, dem Stubenmädchen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen und auf die verhängnißvollen Hintertreppen aufzupassen — während ich andererseits oftmals ganze Nächte hindurch darüber phantasirte, mit welcher rührenden Großmuth ich seiner Zeit meine Hand dem betrogenen Opfer darreichen und ihr sagen würde: „Der Arglistige ist Dir untreu geworden; aber ich bin Dein treuer Freund . . . vergessen wir die Vergangenheit und seien wir glücklich.“ — Da verbreitete sich plötzlich in der Stadt das freudige Gerücht, der Adelsmarschall des Bezirkes beabsichtige zu Ehren des geschätzten Gastes auf seinem eigenen Gute Gornostajewka, auch Gubniakoff genannt, einen großen Ball zu geben. Alle Personen von Rang und officieller Stellung in der Stadt D . . . erhielten Einladungen, vom Polizeidirektor an bis zum Apotheker — einem Deutschen, der sich einbildete, rein Russisch zu sprechen, weshalb er sich unaufhörlich und nicht immer gerade zur gelegenen Zeit kräftiger Ausdrücke in

schlechtem Russisch bediente, als: „Hol' mich der Teufel, ich bin heute ein ganz famoser Kerl“ . . . Nun ging es, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, energisch an die Vorbereitungen: Ein Coömetikenhändler brachte sechszehn dunkelblaue Büchsen mit Pomade an den Mann, welche die Aufschrift trugen: à la jesmin (an das letzte Wort war noch der russische stumme Laut angehängt!). Die jungen Damen besorgten sich steife Kleider mit quetschend enger Schneppentaille; die Mütter errichteten auf ihren eigenen Köpfen grausame Verunzierungen, die sie Hauben zu nennen liebten; die geschäftigen Väter hatten, wie man sagt, die Beine unter die Arme genommen . . . Der ersehnte Tag erschien endlich. Ich gehörte zu den Geladenen. Von der Stadt bis Gornostajewka waren neun Werst. Kirillo Matwejewitsch bot mir einen Platz in seinem Wagen an, aber ich lehnte ab . . . so pflegen bestrafte Kinder, indem sie sich an ihren Eltern rächen wollen, bei Tisch ihre Lieblings Speisen zu verschmähen. Ueberdies fühlte ich, daß meine Gegenwart Visa geniren würde. Bismenkoff wußte von meiner Einladung zum Ball. Der Fürst fuhr in seinem eigenen Wagen, ich — in einer abscheulichen Droschke, die ich um vieles Geld für diese feierliche Gelegenheit gemiethet hatte. Ich werde den Ball nicht beschreiben. Es ging hier Alles von statten, wie es sich gehört: Musikanten mit auffallend verstimmtten Trompeten — auf einer besonderen Erhöhung; verblüffte Gutsbesitzer mit ihren altfränkischen Familien; veilschenblaues Eis, schleimige Mandelmilch — die Diener mit ausgetretenen



Stiefeln und mit gestrickten baumwollenen Handschuhen — Löwen aus der Provinz mit krampfhaft verzogenen Gesichtern u. s. w., u. s. w. Und diese ganze kleine Welt drehte sich um ihre Sonne — um den Fürsten. In der Menschenmenge verloren, sogar von den 48 jährigen Fräuleins mit rothen Blüthen auf der Stirn und blauen Blümchen im Haar, von diesen sogar unbemerkt, blickte ich unaufhörlich bald auf den Fürsten, bald auf Lisa. Sie war sehr nett gekleidet, und überhaupt war sie überaus anmuthig an jenem Abende. Sie tanzten bloß zweimal mit einander (doch war es auch die Mazurka, die er mit ihr tanzte!), aber es schien — wenigstens mir schien es — daß zwischen ihnen ein geheimer, unaufhörlicher Verkehr bestand. Sie nicht einmal ansehend, nicht mit ihr sprechend, schien er sich doch an sie zu wenden, und nur an sie allein. Er war liebenswürdig, glänzend und mit Anderen im Gespräche gefällig — aber es galt nur ihr. Sie schien sich als Königin des Balles zu fühlen und sich bewußt zu sein, daß sie geliebt sei. Ihr Gesicht strahlte zu gleicher Zeit von kindlicher Freude, von unschuldigem Stolze und glänzte mitunter in einem noch anderen, viel tieferen Gefühle. Ihr ganzes Wesen hauchte Glückseligkeit. Ich bemerkte dies Alles . . . Es war nicht das erste Mal, daß ich sie beide beobachtete . . . Anfangs betrübten mich meine Wahrnehmungen, später erregten sie in mir eine Art von Rührung und zuletzt wurde ich aufgebracht. Ich fühlte mich auf einmal ungewöhnlich erbozt, und wie ich mich erinnere, freute ich mich außerordentlich dieser neuen

Empfindung und gewann mir sogar selbst eine Art Achtung ab. „Wir werden schon zeigen, daß wir keine überflüssigen Leute sind,“ sagte ich zu mir selbst. Als die ersten herbeirufenden Klänge der Mazurka erschallten, sah ich mich gelassen um, ging kalt und ungezwungen auf ein Fräulein mit langem Gesichte, einer rothen, glänzenden Nase, einem ungeschickt geöffneten, gleichsam aufgeknöpften Munde und mit einem sehnigen Halse, der an den Griff eines Contrabasses erinnerte, zu — ich ging auf sie zu und engagirte sie, indem ich trocken mit dem Absatz aufknallte. Sie trug ein rosafarbenes Kleid, welches so aussah, als ob es sich erst vor Kurzem, und dies noch nicht vollkommen von einer Krankheit erholt habe, auf ihrem Kopfe zitterte Etwas wie eine welke, niedergeschlagene Fliege auf einer überaus dicken, kupfernen Feder — und überhaupt war dieses Fräulein, wenn man sich so ausdrücken darf, durchtränkt von einer Art schaaliger Langeweile und vlämischer Sauertöpfigkeit. Vom Beginne des Abends hatte sie sich noch nicht vom Flecke gerührt; Niemand dachte daran sie zu engagiren. Ein sechszehnjähriger, blonder Jüngling hatte einmal die Absicht — aus Mangel an einer andern Dame — sich an dieses Fräulein zu wenden und machte sogar schon einen Schritt in ihrer Richtung — überlegte es sich aber, sah sie an und verschwand flink in der Menschenmenge. Sie können sich also vorstellen, mit welcher freudiger Verwunderung sie mein Anerbieten annahm. Ich führte sie feierlich durch den Saal, suchte zwei Sessel auf und setzte mich mit ihr in den Kreis der zehnpaarigen Mazurka,

fast dem Fürsten gegenüber, dem man selbstverständlich den ersten Platz angewiesen hatte. Der Fürst tanzte, wie schon bemerkt, mit Lisa. Weder ich noch meine Dame wurden mit Engagements beunruhigt, wir hatten also Zeit genug zur Unterhaltung. Die Wahrheit zu sagen zeichnete sich meine Dame keineswegs durch die Fähigkeit aus, Worte in zusammenhängender Rede auszusprechen. Sie gebrauchte ihren Mund mehr dazu, um ein eigenthümliches, von mir bisher nicht gesehenes Lächeln nach unten zustande zu bringen, wobei sie die Augen nach oben richtete, als ob ihr Gesicht durch eine unsichtbare Kraft in die Länge gezogen würde. Aber ich bedurfte ihres Rednertalentes nicht, um so weniger, da ich erboht war und meine Dame mir keine Schüchternheit einflößte. Ich fing nun an, Alle und Alles in der Welt zu bekritteln, besonders die Herren aus der Residenz und die Petersburger Stutzer, und verging mich so weit, daß meine Dame allmählich zu lächeln aufhörte und, anstatt die Augen nach oben zu lenken, plötzlich anfing — wahrscheinlich aus Ueberraschung — zu schielen, und dabei so eigenthümlich, als ob sie zum ersten Male gewahr würde, daß sie eine Nase habe — und mein Nachbar, einer von den Löwen, von denen ich sprach, sich sogar mit dem Ausdrucke eines Schauspielers an mich wendete, der in einer ihm fremden Gegend erwacht — als wollte er sagen: „Wie kommst du denn dazu?“ Uebrigens, indem ich, wie man zu sagen pflegt, wie eine Nachtigall meinen Gesang fortsetzte, ließ ich den Fürsten und Lisa nicht aus den Augen. Man engagirte sie un-

aufhörlich; aber ich litt weniger, wenn sie beide tanzten — auch dann, wenn sie neben einander saßen und sich unterhielten, wenn sie sich gegenseitig mit jenem sanften Lächeln zulächelten, das vom Gesichte glücklicher Liebhaber nicht schwinden will — auch alsdann empfand ich die Qualen weniger. Aber als Lisa mit irgend einem verwegenen Hodehelden im Saale herumschwebte, und der Fürst, ihre hellblaue Gazeschärpe auf dem Knie haltend, sie nachdenklich mit den Augen verfolgte, als ob er sich an seiner Errungenschaft ergözte — dann, o alsdann empfand ich die unerträglichsten Qualen und ließ aus Aerger böshafte Bemerkungen fallen, daß die Pupillen meiner Dame von beiden Seiten sich vollkommen nach der Nasenspitze richteten. Unterdessen näherte sich die Mazurka ihrem Ende. Man war an der Figur, die *la confidente* genannt wird. In dieser Figur setzt sich die Dame, welche an der Reihe ist, in die Mitte des Kreises, wählt eine zweite Dame als Vertraute und flüstert ihr den Namen desjenigen Herrn ins Ohr, mit dem sie zu tanzen geneigt ist. Einer der Cavaliere führt ihr einzeln die Tänzer zu, und die vertraute Dame weist sie ab, bis schließlich der im Voraus bestimmte Glückliche an die Reihe kommt. Lisa setzte sich in die Mitte des Kreises und wählte die Tochter des Hauses, ein Mädchen von jener Sorte, von welcher man zu sagen pflegt: 's ist schon gut!' — Der Fürst schritt nun an das Auffuchen des Auserwählten. Nachdem er vergebens zehn junge Leute vorgestellt hatte (die Tochter des Hauses sagte ihnen Allen mit dem allerliebenswertesten

Lächeln ab), wendete er sich zuletzt an mich. Etwas ganz Ungewöhnliches ging in mir in diesem Momente vor: ich erzitterte am ganzen Körper, wollte anfangs absagen, stand aber doch auf und folgte ihm. Der Fürst führte mich auf Lisa zu . . . Sie sah mich nicht einmal an; die Tochter des Hauses machte mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung, der Fürst drehte sich zu mir herum, und, wahrscheinlich angespornt durch den dummen Ausdruck meines Gesichtes, machte er eine tiefe Verbeugung — diese Abweisung durch meinen triumphirenden Rivalen, sein fahrlässiges Lächeln, die gleichgiltige Unaufmerksamkeit von Seiten Lisa's — Alles dies empörte mich . . . Ich machte einige Schritte gegen den Fürsten und sagte wüthend: „Sie scheinen mich auslachen zu wollen?“

Der Fürst sah mich mit einer verächtlichen Ueberaschung an, faßte mich wiederum beim Arme und sich anstellend, als ob er mich nach meinem Platze begleiten wollte, antwortete er kalt: „Ich?“

— „Ja, Sie! — fuhr ich halblaut fort, indem ich ihm indessen gehorchte, das heißt zu meinem Platze folgte — „Sie! Aber ich werde es nicht erlauben, daß ein hohler Petersburger Emporkömmling“ . . .

Der Fürst lächelte ruhig, fast nachsichtig, drückte mir die Hand und sagte leise: „Ich verstehe; doch hier ist nicht der Ort dazu. Wir werden uns noch sprechen. Mit diesen Worten wendete er sich ab, ging auf Wisnenkoff zu und führte ihn Lisa vor. Der bleiche Beamte erwies sich

als Lisa's Auserwählter. Sie stand auf und ging ihm entgegen.

Als ich mich neben meine Dame mit der wehmuthsvollen Fliege auf dem Haupte niedersezte, hatte ich fast das Gefühl eines Helden. Mein Herz schlug stark, die Brust hob sich würdevoll hinter dem gesteihten Chemisette, ich athmete tief und rasch — und warf plötzlich auf meinen Nachbar, auf einen Stutzer, einen derart großartigen Blick, daß derselbe unwillkürlich mit seinem auf mich zugerichteten Füßchen zurückzuckte. Nachdem ich mit diesem Herrn fertig geworden, musterte ich mit den Augen den ganzen Zirkel der Tanzenden . . . Ich glaube, daß zwei, drei Herren mich mit einem gewissen Bedenken ansahen; im Uebrigen wurde meine Unterredung mit dem Fürsten wohl kaum bemerkt . . . Mein Nebenbuhler saß bereits wie zuvor auf seinem Sessel; er war vollkommen ruhig und behielt sein bisheriges Lächeln. Bismentkoff brachte Lisa auf ihren Platz. Sie machte ihm eine freundliche Verbeugung und wendete sich bald wieder zum Fürsten — wie mir schien, mit einer gewissen Unruhe im Gesicht. Er aber antwortete ihr mit einem Aufschauen, machte mit der Hand eine graziöse Bewegung und mußte ihr wohl etwas sehr Angenehmes sagen, denn sie wurde ganz roth vor Vergnügen, ließ die Augen sinken und sah alsbald wieder mit dem Ausdruck freundlichen Vorwurfes zu ihm auf.

Die heroische Stimmung, welche sich plötzlich meiner bemächtigt hatte, erhielt sich bis zum Schlusse der Mazurka; jedoch, ich witzelte nicht mehr und unterließ auch das

Kritteln. Ich warf nur von Zeit zu Zeit einen düstern und strengen Blick auf meine Dame, die mich augenscheinlich zu fürchten anfang; denn sie stotterte und bewegte unaufhörlich und ruhelos ihre Augen, während ich sie in den Schuß ihrer natürlichen Festung, ihrer Mutter nämlich, zurückführte — einer überaus wohlbeleibten Dame mit einem fuchsothten Bande auf dem Kopfe . . . Nachdem ich das verschüchternete Fräulein an ihren Bestimmungsort abgeliefert hatte, ging ich an das Fenster, kreuzte die Arme und wartete ab, was noch kommen sollte. Ich wartete ziemlich lange. Der Fürst war die ganze Zeit vom Hausherrn umgeben — buchstäblich umgeben, wie England vom Meere umgeben ist, nicht zu reden von den sonstigen Familienmitgliedern des Bezirks-Abelmarshalls und den übrigen Gästen. Uebrigens konnte er ja auch nicht, ohne allgemeine Verwunderung zu erregen, auf einen so unbedeutenden Menschen wie mich zugehen und ihn anreden. Diese meine Bedeutungslosigkeit war mir damals sogar willkommen, wie ich mich noch jetzt zu erinnern weiß. „Dummes Zeug!“ dachte ich bei mir, indem ich zusah, wie er sich höflich bald an den einen, bald an den andern der Gäste wendete, die sich um die Ehre bewarben, von ihm bemerkt zu werden — und einen Augenblick bemerkt zu werden, wie sich die Poeten auszudrücken belieben. — „Dummes Zeug, mein Verehrtester! . . . Du wirst ja schon auf mich kommen — ich habe Dich ja beleidigt.“ Endlich, nachdem er sich auf eine gewandte Weise von seinen Anbetern losgemacht hatte, ging er an

mir vorüber, blickte auf — es konnte sowohl dem Fenster wie meinem Haare gelten — stellte sich als ob er weitergehen wollte, blieb aber plötzlich stehen, als ob er sich an Etwas erinnere.

— Ach ja! — sagte er, mit einem Lächeln sich an mich wendend — à propos: ich habe ein kleines Anliegen an Sie.

Zwei Gutsbesitzer von der Sorte der zudringlichsten Leute, die dem Fürsten auf Schritt und Tritt nachfolgten, waren wahrscheinlich der Meinung, daß es sich um ein „Anliegen“ handle, welches den Dienst betreffe, und zogen sich ehrfurchtsvoll zurück. Der Fürst nahm mich unter den Arm und führte mich beiseite. Mein Herz pochte stürmisch.

— Sie haben, wie ich glaube — fing er an, das „Sie“ ausdehnend und meinen Kinnbart verächtlich fixirend — der seine stand seinem frischen, hübschen Gesichte besonders gut — Sie haben mir eine Grobheit gesagt?

— Ich sagte, was ich dachte — erwiderte ich, meine Stimme erhebend.

— St! . . . ein wenig stiller! — bemerkte er. Anständige Leute schreien nicht. Sie werden sich gefälligst mit mir schlagen?

— Das ist Ihre Sache — antwortete ich, mich aufrichtend.

— Ich werde genöthigt sein, Sie herauszufordern, — bemerkte er nachlässig von Neuem — sobald Sie Ihre Auslassungen nicht zurücknehmen.



— Ich habe nicht die Absicht, irgend Etwas zu wider-  
rufen — erwiderte ich stolz.

— Wirklich? — fragte er mit einem ironischen  
Lächeln. — In diesem Falle — setzte er nach einer Pause  
hinzu — werde ich die Ehre haben, Ihnen morgen meinen  
Sekundanten zu schicken.

— Sehr gut — sagte ich mit einer möglichst gleich-  
giltigen Stimme.

— Der Fürst machte eine leichte Verbeugung.

— Ich kann Ihnen nicht verbieten, mich für einen  
hohlen Menschen zu halten — fügte er noch hinzu, indem  
er die Augen herausfordernd zusammenkniff; — aber ein  
Fürst N . . . kann keinesfalls ein Emporkömmling sein. —  
Auf Wiedersehen, Herr . . . Herr Stukaturin.

Er wendete mir hastig den Rücken und ging wieder  
auf den Wirth zu, der bereits etwas unruhig ward.

— Herr Stukaturin! . . . Ich heiße Tschulkaturin . . .  
Ich fand keine Antwort auf diese neue Beleidigung und  
konnte ihm nur einen wüthenden Blick nachschicken. —  
„Bis morgen!“ flüsterte ich zähneknirschend und suchte  
sofort einen bekannten Officier auf, einen Ulanen-Rittmeister  
Koloberditjef — einen Erzbummler, sonst aber braven  
Kerl. Ich erzählte ihm in einigen Worten meinen Streit  
mit dem Fürsten und forderte ihn auf, mein Sekundant  
zu sein. Er willigte begreiflicherweise bald ein, und ich  
begab mich nach Hause.

Ich konnte die ganze Nacht nicht einschlafen — vor  
Aufregung, nicht etwa aus Feigheit. Ich bin kein Feig-

ling. Ich dachte sogar wenig an die bevorstehende Möglichkeit, das Leben, dieses, wie die Deutschen versichern, höchste Gut auf Erden, zu verlieren. Ich dachte nur an Lisa, an meine zugrundegegangenen Hoffnungen, und endlich dachte ich auch daran, was ich zu thun hätte. „Muß ich mir Mühe geben, den Fürsten zu tödten?“ fragte ich mich selbst — „Selbstverständlich!“ — Ich wollte ihn nicht aus Rache tödten, sondern, wie ich mir sagte, weil ich das Wohl Lisas im Auge hatte. „Aber sie wird diesen Schlag nicht überleben!“ fuhr ich fort. — „Nein, er mag lieber mich tödten!“ . . . Ich gestehe, es war mir nebenbei nicht unangenehm, daß ich, ein unbedeutender Provinziale, eine so hochgestellte Persönlichkeit veranlaßte, sich mit mir zu schlagen.

Der Morgen traf mich in diesen Betrachtungen, und ehe ich mich dessen versah, erschien Koloberdiajeff.

— Nun, — fragte er mich, lärmend in mein Schlafzimmer eintretend, — wo ist denn der Sekundant des Fürsten?

— Wo denken Sie hin? — antwortete ich ärgerlich — es ist kaum sieben Uhr; der Fürst wird wahrscheinlich noch im Bette liegen.

— In diesem Falle — entgegnete der unverbesserliche Rittmeister — lassen Sie mir Thee kommen. Ich habe noch Kopfschmerzen von der letzten Nacht . . . Auch habe ich mich nicht ausgekleidet. Uebrigens, — fügte er gähmend hinzu, — ich kleide mich überhaupt selten aus.

Man brachte ihm Thee. Er trank nacheinander sechs Turgénjew's ausgew. Werke. Bd. XII. 19

Glas mit Rum, rauchte dabei vier Pfeifen aus, erzählte mir, daß er Tags zuvor zu einem Spottpreise ein Pferd gekauft habe, für welches sich kein Kutscher finden lasse — daß er beabsichtige, es selbst durch Aneinanderbinden der Vorderbeine einzufahren — endlich schloß er, ohne sich auszukleiden, mit der Pfeife im Munde auf dem Sopha ein. Ich stand auf und ordnete meine Papiere. Ein Einladungsbillet von Lisa — das einzige Billet, welches ich von ihr erhalten hatte — barg ich anfangs an meiner Brust; doch besann ich mich und warf es wieder in das Fach. Koloberdiajeff schnarchte leise, wobei sein Kopf vom ledernen Rißen herabhing. Ich betrachtete, wie ich mich befinne, lange sein zerzaustes, kühnes, sorgloses und gutmüthiges Gesicht. — Um zehn Uhr zeigte mir der Diener die Ankunft Wisnenkoff's an. Der Fürst hatte ihn zum Sekundanten gewählt!

Wir weckten beide den tief eingeschlafenen Rittmeister. Er erhob sich zur Hälfte, sah uns mit verdunsteten Augen an, bat mit heiserer Stimme um „Wodka“, kam dann zu sich und begab sich, nachdem er und Wisnenkoff sich begrüßt, mit diesem in das Nebenzimmer, um über den Zweikampf zu berathen. Die Conferenz der Herren Sekundanten dauerte nicht lange; eine Viertelstunde später kehrten sie zu mir in das Schlafzimmer zurück. Koloberdiajeff zeigte mir an, daß „wir uns noch heute, um drei Uhr, schießen würden.“ Ich nickte schweigend, als Zeichen der Zustimmung. Wisnenkoff verabschiedete sich sofort und fuhr davon. Er sah etwas blaß und aufgeregert aus, gleich

einem Menschen, der an solche Streiche nicht gewöhnt ist — im Uebrigen war er höflich und kalt. Es war mir, als ob ich mich ihm gegenüber schuldig fühlte, und ich konnte ihm nicht in's Gesicht sehen. Koloberdiajeff fing wiederum an, von seinem Pferde zu erzählen. Diese Erzählung war mir nicht besonders angenehm; ich fürchtete, daß er auch auf Visa zu reden kommen werde. Aber mein guter Rittmeister war kein Mann von Klatschereien, und außerdem verachtete er alle Frauen, die er, Gott weiß warum, mit der Benennung „Salat“ gekrönt hatte. Um zwei Uhr frühstückten wir und um drei Uhr befanden wir uns schon an Ort und Stelle — in demselben Birkenhaine, in dem ich einst mit Visa spazierte, zwei Schritte von jenem Abhange . . .

Wir waren die ersten am Platze. Aber der Fürst und Bismenkoff ließen nicht lange auf sich warten. Der Fürst war — ohne zu übertreiben — frisch wie eine Rose; seine braunen Augen blickten freundlich hinter dem Schirme seiner Mütze hervor. Er rauchte eine Cigarre, und als er Koloberdiajeff bemerkte, drückte er ihm sehr freundlich die Hand. Sogar mir machte er eine anmuthige Verbeugung. Ich hingegen fühlte, daß ich blaß ausah; meine Hände zitterten ein wenig, zu meinem großen Aerger . . . die Kehle wurde mir immer trockener . . . Bisher hatte ich noch kein Duell ausgefochten. „O lieber Gott“, dachte ich, „wenn mir nur dieser spottlustige Herr meine Aufregung nicht als Feigheit deuten wollte!“ Innerlich verwünschte ich meine Nerven. Als ich aber endlich zum Fürsten auf-

blickte und von seinen Lippen ein fast unmerkliches Lächeln auffing, wurde ich von Neuem erobert und beruhigte mich sofort. Unterdessen hatten unsere Sekundanten eine Barriere aufgestellt, die Schritte abgemessen und die Pistolen geladen. Koloberdiajeff war dabei am thätigsten. Wismenkoff beobachtete mehr. Es war ein herrlicher Tag — gleich jenem Tage, an welchem der unvergeßliche Spaziergang stattgefunden hatte. Die dichte Bläue des Himmels durchdrang wie damals das vergoldete Laub der Bäume. Das Säuseln der Blätter schien mich zu necken. Der Fürst hörte nicht auf, seine Cigarre zu rauchen und stand mit der Schulter an den Stamm einer jungen Linde gelehnt.

— Wollen Sie sich stellen, meine Herren: fertig! — sagte endlich Koloberdiajeff, und reichte uns die Pistolen.

Der Fürst ging einige Schritte zurück, blieb stehen, und, den Kopf rückwärts drehend, fragte er mich über die Schulter: „Und Sie wollen Ihre Worte immer noch nicht zurücknehmen?“ Ich wollte ihm antworten, aber die Stimme versagte mir den Dienst, und ich begnügte mich mit einer wegwerfenden Handbewegung. Der Fürst lächelte wiederum und stellte sich an seinen Platz. Wir fingen an uns näher zu treten. Ich hob die Pistole, zielte auf die Brust meines Feindes — in diesem Augenblicke war es wirklich mein Feind — rückte aber plötzlich die Mündung der Pistole nach aufwärts, als ob mich Jemand an den Ellbogen gestoßen hätte, und drückte ab. Der Fürst schwankte, fuhr mit der linken Hand über die linke Schläfe — ein kleiner Blutstrom schoß über seine Wange hinter

dem weißen, semischledernen Handschuh hervor. Bismentoff warf sich ihm entgegen.

— Thut Nichts — sagte er, die durchschossene Mütze abnehmend, — da es nicht in den Kopf gegangen, wird es bloß eine Schramme geben.

Er zog gelassen ein Battisttuch aus der Tasche und legte es auf die von Blut durchnässten Locken. Ich sah ihn bestürzt an und rührte mich nicht von der Stelle.

— Bitte zur Barrière zu treten — bemerkte mir Koloherdiajeff streng.

Ich gehorchte.

— Wird das Duell fortgesetzt? — fügte er fragend hinzu, sich an Bismentoff wendend.

Bismentoff gab ihm keine Antwort; der Fürst, das Tuch nicht von der Wunde nehmend und sich nicht einmal das Vergnügen gönnend, mich an der Barrière noch ein wenig abzuquälen, erwiederte lächelnd: „Das Duell ist beendet!“ und that einen Schuß in die Luft. Ich konnte mich vor Aerger und Wuth kaum des Weinen's enthalten. Dieser Mann hatte mich durch seine Großmuth vollkommen vernichtet, hatte mich umgebracht. Ich wollte widerstreben, wollte verlangen, daß er auf mich losschleße; aber er kam auf mich zu und reichte mir die Hand.

— Jetzt ist zwischen uns Alles vergessen, nicht wahr? — sagte er in freundlichem Tone.

Ich blickte auf sein erblaßtes Gesicht, auf das mit Blut getränkte Tuch — und vernichtet, beschämt und gedemüthigt drückte ich ihm convulsivisch die Hand.

— Meine Herren, — fügte er hinzu, sich an die Sekundanten wendend, — ich hoffe, daß Alles unter uns bleiben wird?

— Verstehst dich! — antwortete Koloberdijeff. — Aber, Fürst, Sie erlauben . . .

Und er verband ihm eigenhändig den Kopf.

Beim Weggehen machte mir der Fürst von Neuem eine Verbeugung. Bismenkoff hingegen würdigte mich keines Blickes. Vernichtet — moralisch vernichtet, kehrte ich in Begleitung von Koloberdijeff nach Hause zurück.

— Aber was ist mit Ihnen? — fragte mich der Rittmeister. — Beruhigen Sie sich: die Wunde ist nicht gefährlich. Er wird, wenn er Lust haben sollte, morgen schon wieder tanzen können. Oder bedauern Sie etwa, ihn nicht getödtet zu haben? Dann wäre es wirklich schade: er ist doch ein prächtiger Kerl!

— Warum hat er mich verschont? — stammelte ich endlich hervor.

— Da verstehe ich Sie erst recht nicht! — erwiderte der Rittmeister. — Na, diese Romanschreiber! . . .

Es ist unbegreiflich, wie er dazu kam, mich für einen Romanschreiber zu halten.

Ich unterlasse es ein für alle Mal, die Qualen zu schildern, welche ich den Abend nach diesem unglückseligen Duell ausgestanden habe. Mein Ehrgefühl litt unbeschreiblich. Nicht das Gewissen plagte mich — das Bewußtsein der traurigen Rolle, die ich spielte: dieses vernichtete mich ganz und gar. „Ich, ich selbst habe mir den letzten, ent-

scheidenden Schlag versetzt!" wiederholte ich unaufhörlich und stürmte dabei das Zimmer auf und ab. — „Der Fürst, durch mich verwundet und mir verzeihend . . . ja. Lisa ist jetzt fein. Jetzt kann sie Nichts mehr bewegen, an der Schwelle des Abgrundes anzuhalten, Nichts mehr retten.“ Ich wußte recht gut, daß unser Duell trotz der Worte des Fürsten kein Geheimniß bleiben konnte; jedenfalls konnte es Lisa nicht verheimlicht werden. „Der Fürst ist nicht so dunim“, wiederholte ich wüthend, „um keinen Gebrauch davon zu machen . . .“ Und nichtsdestoweniger habe ich mich getäuscht: vom Duell und seiner nahen Ursache erfuhr, wie sich von selbst versteht, die ganze Stadt schon am nächsten Tage; aber nicht der Fürst war es, der es ausgeplaudert hatte — im Gegentheil: als er mit verbundenem Kopfe und einem im Voraus erdichteten Vorwande vor Lisa trat, wußte sie schon Alles. Bismenkoff hat mich nicht verrathen — auf welchem Wege sie es erfahren, vermag ich nicht zu sagen. Doch ist es denn in einer kleinen Stadt möglich Etwas zu verhehlen? Sie können sich vorstellen, wie Lisa ihn empfing, wie ihn die ganze Dschogin'sche Familie aufnahm! Was mich anbelangt, so wurde ich plötzlich Gegenstand eines allgemeinen Unwillens, der Verabscheuung — ein Ungeheuer, ein verrückter Eifersüchtiger, ein Menschenfresser. Meine wenigen Bekannten wendeten sich von mir ab, wie von einem Verpesteten. Die Behörden der Stadt gingen sofort den Fürsten an, mich exemplarisch bestrafen zu lassen; und nur der energischen und eindringlichen Fürsprache des Fürsten



selbst war es zu verdanken, daß dieses Mißgeschick von mir fern gehalten wurde. Diesem Menschen war es beschieden, mich auf jede mögliche Weise zu vernichten. Mit seiner Großmuth hatte er mich zugebedeckt, wie mit dem Deckel eines Sarges. Es wäre überflüssig, hinzuzufügen, daß sich das Dschogin'sche Haus bald für mich verschloß. Kirillo Matwejewitsch schickte mir sogar einen ganz gewöhnlichen Bleistift zurück, den ich bei ihm vergessen hatte. Eigentlich hätte er am wenigsten Ursache gehabt, mir zu zürnen. Meine, wie man sich in der Stadt ausdrückte, „wahnfinnige“ Eifersucht hatte das Verhältniß zwischen Lisa und dem Fürsten geklärt, so zu sagen, erleuchtet. Von nun an wurde er von den alten Dschogin's und den anderen Stadtbewohnern fast als Bräutigam betrachtet. Eigentlich konnte ihm dies nicht besonders angenehm sein; aber Lisa gefiel ihm sehr; dabei hatte er seine Ziele bis hierher noch nicht erreicht . . . Mit der Geschmeidigkeit eines klugen Weltmannes fand er sich bald in seine neue Lage — er ging sofort, wie man zu sagen pflegt, in den Geist seiner neuen Rolle ein . . .

Aber ich! . . . Ich gab mich selbst und meine ganze Zukunft auf. Wenn die Leiden so weit gehen, daß sie unser ganzes Innere wie einen überladenen Wagen zu knarren und zu ächzen zwingen, so sollten sie doch aufhören, lächerlich zu erscheinen — aber nein! Das Gelächter verfolgt nicht nur die Thränen bis zuletzt, bis zur Erschöpfung, zur Unmöglichkeit, sie noch weiter zu vergießen — nein! es erschallt auch dort noch, wo die Zunge verstummt und

die Klage machtlos verhallt . . . Und daher — erstens, weil ich auch vor mir selbst nicht lächerlich erscheinen möchte — und zweitens, weil ich außerordentlich müde bin, verschiebe ich Fortsetzung, und so Gott will, auch Schluß meiner Erzählung bis zum morgenden Tage . . .

29. März. — Ein leichter Frost ;  
gestern war Thauwetter.

Gestern war ich nicht im Stande, mein Tagebuch fortzuführen: gleich Poprißschin \*) lag ich größtentheils auf dem Bette und unterhielt mich mit Terentjewna. Das ist aber einmal eine Frau! Vor sechzig Jahren verlor sie ihren ersten Bräutigam an der Pest, sie hat alle ihre Kinder überlebt, ist unverzeihlich alt, trinkt Thee, soviel in sie nur hinein will, ist vollgestopft und warm gekleidet. Und was denken Sie — wovon redete sie mir den ganzen gestrigen Tag? Einer andern, ganz und gar entblößten Frau ließ ich zu einer Weste (sie trägt nämlich Brustflecke in Form einer Weste) den Kragen einer abgenutzten, halb von Motten zerfressenen Livrée geben . . . nun, das wurmt sie, weil ich es nämlich nicht ihr gegeben habe! „Ich bin ja Ihre Nianga (Wärterin) . . . Ja, Väterchen, es war nicht recht von Ihnen . . . Wie habe ich Sie immer gepflegt! . . .“ u. s. w. Die mitleidslose Frau hat mich

---

\*) Poprißschin ist der Name des Helden in den „Memoiren eines Verrückten“ von Gogol.

mit ihren Vorwürfen ganz ohnmächtig gemacht . . . Aber kehren wir zur Erzählung zurück.

Ich litt also wie ein Hund, über dessen Hinterleib ein Wagen gefahren ist. Damals erst, erst nach der Verstoßung aus dem Dschogin'schen Hause wurde es mir vollkommen klar — wie viel Vergnügen ein Mensch aus der Betrachtung seines eigenen Unglücks schöpfen kann. — Menschen! Wahrlich ein bedauernswerthes Geschlecht! . . .

Jedoch, weg mit allen philosophischen Randglossen! . . . Ich verbrachte die Tage in vollkommener Einsamkeit; nur auf Umwegen, sogar auf widrige Art war es mir möglich, zu erfahren, was in der Dschogin'schen Familie vorging, was der Fürst vor sich brachte: mein Diener hatte nämlich die Bekanntschaft irgend einer weitläufig verwandten Tante der Frau des fürstlichen Kutschers gemacht. Diese Bekanntschaft gewährte meinem Herzen eine gewisse Erleichterung, und mein Diener konnte bald in Folge meiner Geschenke und Anspielungen errathen, worüber er sich mit seinem Herrn zu unterhalten hatte, während er ihm des Abends die Stiefel auszog. Manchmal hatte ich Gelegenheit, auf der Straße dem Einen oder dem Andern aus der Dschogin'schen Familie, Bismentoff oder dem Fürsten zu begegnen. Mit den Letzteren wechselte ich Grüße, knüpfte aber nie ein Gespräch mit ihnen an. Lisa sah ich im Ganzen drei Mal: einmal mit ihrer Mutter im Modemagazin, das andere Mal in einem offenen Wagen mit ihrem Vater, und noch einmal — in der Kirche. Selbstverständlich wagte ich nicht auf sie zuzugehen und sah sie

nur von fern. Im Magazin sah sie sehr besorgt aus, war aber heiter . . . Sie bestellte Etwas und hielt sich geschäftig verschiedene Pänder an. Die Mutter sah ihr zu, die Hände über dem Magen gekreuzt und die Nase in die Höhe gehoben, und übergoß sie mit einem dummen und gewährenden Lächeln, welches nur liebenden Müttern zu verzeihen ist. Im Wagen mit dem Fürsten war Lisa . . . Nie werde ich diese Begegnung vergessen! Die alten Dschogin's saßen auf dem Rücksitz, Lisa und der Fürst im Fond des Wagens. Sie sah blässer aus als gewöhnlich, ihre Wangen waren kaum sichtbar mit Roth überhaucht. Sie saß halb zum Fürsten gewendet; auf ihre gestreckte rechte Hand gelehnt (in der linken hielt sie einen Schirm) und, schmachend den Kopf senkend, blickte sie ihm mit ihren ausdrucksvollen Augen in's Gesicht. In diesem Augenblicke gab sie sich ihm ganz, vertraute sie sich ihm unwider-ruflich. Ich hatte keine Zeit, sein Antlitz zu beobachten — der Wagen fuhr rasch an mir vorüber — aber es schien mir, daß auch er tief bewegt war.

Das dritte Mal sah ich sie in der Kirche. Es waren kaum zehn Tage verstrichen, seitdem ich ihr im Wagen mit dem Fürsten begegnet war, und nicht mehr als drei Wochen seit meinem Duell. Das Geschäft, in welchem der Fürst nach D . . . gekommen war, war schon beendet; aber er zögerte immer noch mit seiner Abreise. Er meldete sich nach Petersburg krank. In der Stadt erwartete man von Tag zu Tag seinerseits einen formellen Antrag bei Kirillo Matwejewitsch. Ich selbst wartete nur noch diesen Schlag

ab, um mich für immer zu entfernen. Die Stadt D . . . war mir zuwider. Ich konnte nicht zu Hause sitzen und trieb mich früh und spät in der Umgebung umher. An einem grauen, regnerischen Tage trat ich auf dem Heimwege von meinem durch den Regen unterbrochenen Spaziergange in eine Kirche ein. Der Abend-Gottesdienst hatte eben begonnen; die Zahl der Andächtigen war gering. Ich schaute um mich und erblickte plötzlich neben einem der Fenster ein bekanntes Profil. Ich hatte sie anfangs nicht erkannt: dieses bleiche Gesicht, dieser erloschene Blick, diese eingefallenen Wangen — ist es denn wirklich dieselbe Lisa, die ich vor zwei Wochen gesehen habe? In einen Mantel gehüllt, keinen Hut auf dem Kopfe, seitwärts von einem kalten, durch das breite, weiße Fenster einfallendem Strahle beleuchtet, blickte sie unbeweglich auf die mit Heiligenbildern geschmückte Wand des Sanctum sanctorium und schien sich zum Beten zu zwingen, schien sich anzustrengen, aus einer muthlosen Erstarrung herauszukommen. Ein rothbackiger, wohlbeleibter Diener mit gelben Schnüren auf der Brust stand, die Hände auf dem Rücken gefaltet, hinter ihr und blickte mit schläfriger Gleichgültigkeit auf sein Fräulein. Ich erzitterte, wollte auf sie zugehen, blieb aber wie angewurzelt stehen. Eine peinliche Ahnung beklemmte meine Brust. Lisa bewegte sich nicht. Die Leute entfernten sich, der Kirchendiener begann die Kirche auszufegen — sie rührte sich noch immer nicht von der Stelle. Der Diener ging auf sie zu, berührte ihr Kleid und sagte ihr Etwas; sie sah sich um, fuhr mit der Hand über das

Geficht und ging. Ich begleitete sie von der Ferne bis zu ihrem Hause und kehrte dann heim.

„Sie ist verloren!“ rief ich, in mein Zimmer tretend, aus.

Ich versichere, daß ich mir jetzt noch keine Rechenschaft von den Gefühlen geben kann, die ich damals empfunden habe. So viel ich mich erinnere, warf ich mich auf das Sopha, kreuzte die Arme und heftete meine Augen auf die Diele; aber, ich wußte wahrlich nicht, wie das kam: inmitten meines Kummers empfand ich eine Art Befriedigung . . . Ich hätte das nie gestanden, wenn ich nicht für mich selber schriebe . . . Es peinigten mich qualvolle, schreckliche Vorahnungen . . . und wer weiß — ich wäre vielleicht schließlich sehr verblüfft gewesen, wenn sie sich nicht bewahrheitet hätten. „So ist das menschliche Herz!“ würde mit erhobener Stimme irgend ein russischer Lehrer in den mittleren Jahren ausgerufen und dabei seinen dicken Zeigefinger, der mit einem Ringe geschmückt ist, aufrichten. Aber was geht uns die Meinung eines russischen Lehrers mit ausdrucksvoller Stimme und einem Ringe auf dem Finger an?

Wie dem schon sei — meine Vorahnungen erwiesen sich als begründet. Es verbreitete sich plötzlich in der Stadt das Gerücht, der Fürst sei, in Folge eines Befehles aus Petersburg, abgereist — er sei abgereist, ohne sich Kirillo Matwejewitsch oder seiner Frau gegenüber erklärt zu haben — und man sagte, daß nun Lisa Nichts mehr übrig bleibe, als bis an ihr Ende seinen Treubruch zu

beklagen. Die Abreise des Fürsten kam ganz unerwartet, da noch am Tage zuvor sein Kutscher — wie mich mein Diener versicherte — von den Absichten seines Herrn noch keine Ahnung hatte. Diese Neuigkeit warf mich in Fieberhitze: ich kleidete mich sofort an und war schon auf dem Wege zu Dschogin's; aber ich überlegte es mir und beschloß, anständigerweise bis morgen zu warten. Uebrigens verlor ich Nichts, indem ich zu Hause blieb. Noch am selben Abend kam bei mir ein gewisser Pandopipopulo vorbei, ein durchreisender Grieche, der durch Zufall in D . . . aufgehalten wurde — ein Klatschweib ersten Ranges, der mehr als alle Andern wegen meines Duelles mit dem Fürsten in Grimm gegen mich entbrannt war. Er ließ meinem Diener nicht einmal Zeit, ihn bei mir anzumelden — drang buchstäblich in mein Zimmer, drückte mir krampfhaft die Hand, entschuldigte sich tausendmal hintereinander, nannte mich — ein Beispiel von Großmuth und Kühnheit, malte den Fürsten in den allerschwärzesten Farben, verschonte nicht die alten Dschogin's, ließ en passant ein scharfes Wort auf Rechnung von Lisa fallen — und lief fort, nachdem er mir einen Kuß auf die Schulter gedrückt. Unter Anderem aber erfuhr ich von ihm, daß der Fürst, en grand seigneur, vor seiner Abreise auf eine delikate Andeutung von Seiten Kirillo Matwejewitsch's kalt geantwortet, er wolle Niemanden täuschen, und er habe nicht die Absicht, zu heirathen, wonach er sich erhoben und verabschiedet habe und verschwunden sei . . .

Am folgenden Tage begab ich mich zu Dschogin's.

Der Diener sprang bei meinem Erscheinen blitzschnell von seiner Bank auf. Ich ließ mich anmelden — der Diener beeilte sich und kam bald wieder zurück: „Bitte, einzutreten — Sie werden gütigst ersucht. Ich trat in das Cabinet Kirillo Matwejewitsch's ein . . . Bis morgen.

30. März. — Frost.

Wie gesagt, ich trat in das Cabinet Kirillo Matwejewitsch's ein. Ich hätte viel darum gegeben, hätte mir jetzt einer mein eigenes Gesicht zeigen können, in dem Augenblicke, als dieser würdige Beamte, in aller Eile seinen bucharischen Schlafrock zusammenschlagend, mit ausgestreckten Händen auf mich zukam. Von meinem ganzen Wesen strahlte gewiß ein bescheidener Triumph, nachsichtige Theilnahme und grenzenlose Großmuth . . . Ich hatte das Gefühl eines Scipio Africanus. Dschogin war augenscheinlich verwirrt und niedergeschlagen; er vermied meinen Blick und konnte auf seinem Platze nicht ruhig sitzen. Ich bemerkte auch, daß er unnatürlich laut sprach und sich in Allem sehr unbestimmt ausdrückte — er bat mich unbestimmt, aber mit Feuer um Entschuldigung, gedachte unbestimmt des abgereisten Gastes und fügte einige allgemeine und unbestimmte Bemerkungen über die trügerische Unbeständigkeit der irdischen Güter hinzu. Plötzlich in seinem Auge eine Thräne bemerkend, beeilte er sich, eine Prise Tabak zu nehmen, um mich über die Ursache irre zu führen, die seine Thräne hervorge lockt . . . Er schnupfte russischen, grünen Tabak, und es ist ja bekannt, daß diese Pflanze



sogar bei alten Leuten Thränen hervorruft, durch welche das menschliche Auge mehrere Augenblicke hintereinander stumpf und befinnungslos hindurchschaut. Ich benahm mich selbstverständlich sehr schonungsvoll gegen den Alten, erkundigte mich nach dem Wohlergehen seiner Frau und Tochter und ging bald auf seine Weise auf das interessante Thema von dem Fruchtwechselfystem in der Landwirthschaft über. Ich war wie gewöhnlich gekleidet, doch das mich erfüllende Gefühl von zarter Höflichkeit und sanfter Rücksicht rief in mir eine Empfindung von Feierlichkeit und Frische wach — grade so, als ob ich mit weißer Weste und Cravatte angethan gewesen wäre. Eines nur beunruhigte mich: der Gedanke an das Zusammentreffen mit Lisa . . . Oschogin hat mich endlich selbst, mich zu seiner Frau führen zu dürfen. Diese gutmüthige aber beschränkte Frau fühlte sich im ersten Augenblicke, da sie meiner ansichtig wurde, sehr confus; ihr Gehirn war aber nicht fähig, längere Zeit ein und denselben Eindruck zu behalten, und daher beruhigte sie sich auch bald. Endlich sah ich auch Lisa . . . Sie betrat das Zimmer.

Ich erwartete, in ihr eine beschämte, reuige Sünderin zu erblicken, und suchte schon im Voraus meinem Gesichte den allerfreundlichsten, ernunterndsten Ausdruck zu verleihen . . . Wozu das Lügen? Ich liebte sie wirklich und schmachtete nach dem Glücke, ihr zu verzeihen und ihr die Hand zu reichen. Zu meiner unbefchreiblichen Verwunderung aber beantwortete sie meinen ausdrucksvollen Gruß mit einem kalten Lachen, bemerkte nachlässig: „Ah, Sie

find es?" — und wendete sich bald wieder von mir ab. Wahr ist es, ihr Lachen schien mir ein gezwungenes zu sein und paßte sehr wenig zu ihrem abgezehrten Gesichte . . . aber immerhin war ich auf einen solchen Empfang nicht vorbereitet . . . Mit Erstaunen sah ich zu ihr auf, welche Veränderung war mit ihr vorgegangen! Zwischen dem früheren Kinde und dem jetzigen Weibe war keine Ähnlichkeit mehr zu entdecken. Es schien, als ob sie gewachsen wäre, als ob sie sich aufgerichtet hätte; alle Züge ihres Gesichtes, besonders die Lippen, schienen einen bestimmten Ausdruck gewonnen zu haben . . . ihr Blick war tiefer, fester und finsterner. Ich blieb bis Mittag bei Schogin's. Sie stand einige Male auf, verließ das Zimmer und kam wieder zurück, beantwortete in Ruhe die an sie gerichteten Fragen und schenkte mir mit Absicht nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Sie wollte — ich bemerkte es — mir zu fühlen geben, daß ich sogar ihres Bornes nicht würdig sei, obwohl ich auf dem Punkte gewesen war, ihren Liebhaber zu tödten. Ich verlor endlich die Geduld. Eine giftige Anspielung riß sich schon von meinen Lippen los . . . sie erbehte, sah mich rasch an, erhob sich und sagte, indem sie an das Fenster trat mit vibrierender Stimme: „Sie können Alles sagen, was Ihnen beliebt, aber merken Sie sich ein für allemal, daß ich diesen Menschen liebe und ewig lieben werde, und daß ich ihn mir gegenüber nicht für schuldig halte — im Gegentheil“ . . . ihre Stimme zitterte, sie blieb stehen . . . sie wollte sich überwinden, vermochte es aber nicht, brach in

Thränen aus und eilte aus dem Zimmer . . . Die alten Dschogins stuzten . . . ich drückte ihnen Beiden die Hand, athmete tief auf, erhob die Augen zum Himmel und entfernte mich.

Ich fühle mich zu schwach, an Zeit bleibt mir nur noch sehr wenig — ich bin nicht mehr imstande, mit der bisherigen Ausführlichkeit jene Reihe von qualvollen Combinationen, festen Entschlüssen, und sonstigen Ergebnissen des innern Kampfes zu beschreiben, welche nach der Erneuerung meiner Bekanntschaft mit Dschogins in mir auftauchten. Ich zweifelte nicht, daß Lisa den Fürsten immer noch liebte und noch lange lieben werde . . . aber als ein Mensch, den die Umstände zahm gemacht und der sich auch selbst bezähmt hatte, träumte ich nicht mehr von ihrer Liebe: ich wünschte mir nur noch ihre Freundschaft, wünschte ihr Vertrauen, ihre Achtung zu gewinnen, was, wie erfahrene Leute versichern, als die beste Stütze des ehelichen Glückes betrachtet werden kann . . . Leider hatte ich einen wichtigen Umstand außer Acht gelassen — nämlich, daß mich Lisa seit dem Duell haßte. Ich erfuhr es zu spät . . . Ich fing an, wie zuvor das Dschoginsche Haus zu besuchen; Kirillo Matwejewitsch schmeichelte mir und behandelte mich rücksichtsvoll, rücksichtsvoller als zuvor. Ich habe sogar Ursache zu glauben, daß er mir damals, trotzdem ich ein unansehnlicher Bräutigam gewesen wäre, mit Vergnügen seine Tochter zur Frau gegeben hätte: die öffentliche Meinung verfolgte ihn sammt Lisa, — und mich, im Gegentheil, erhob sie in den Himmel. Das Be-

nehmen Lisa's gegen mich änderte sich nicht: sie schwieg meistens, gehorchte, wenn man sie zu Tisch bat, und befandete äußerlich überhaupt nicht ihr Leiden; bei dem Allen aber schmolz sie wie ein Licht. Kirillo Matwejewitsch muß ich in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen: er schonte sie in jeder Beziehung. Nur die alte Dschogin pflegte, wenn sie ihr armes Kindchen ansah, die Federn zu sträuben. Vor einem einzigen Menschen scheute sich Lisa nicht, obwohl sie auch mit ihm wenig sprach: das war Wismentoff. Die alten Dschogins benahmen sich auch gegen ihn, sogar grob — sie konnten ihm sein Sekundantenthum nicht verzeihen. Aber er fuhr fort, sie zu besuchen, als ob er ihre Abgunst gar nicht bemerkte. Gegen mich war er sehr kalt, und ich — ein seltsames Ding — mir war es, als ob ich mich vor ihm fürchtete. So ging es ungefähr zwei Wochen. Endlich, nach einer schlaflosen Nacht, faßte ich den Entschluß, mich Lisa zu erklären, mein Herz vor ihr auszuschütten, ihr zu sagen — daß ich, trotz der Vergangenheit, trotz allen Geredes und aller Klatschereien, mich glücklich schätzen würde, wenn sie mich mit ihrer Hand beehren, wenn sie mir ihr Vertrauen wiederschenken wollte. Ich habe mir, ohne zu spaßen, wirklich eingebildet, daß ich, wie sich die Romanschreiber ausdrücken, damit ein unbeschreibliches Beispiel von Großmuth an den Tag legen werde, und daß sie, schon einzig und allein aus Ueberraschung, ihre Zustimmung geben müsse. Jedenfalls drängte es mich nach Klarheit; ich wollte endlich einmal aus aller Ungewißheit herauskommen.

Hinter dem Dschoginschen Hause befand sich ein ziemlich großer Garten, der in einem verlassenen und verwilderten Lindenwäldchen endigte. Inmitten dieses Wäldchens erhob sich eine alte Laube in chinesischem Stile; ein hölzerner Zaun trennte den Garten von einem todtenstillen Gäßchen. Lisa pflegte ganze Tage in diesem Garten allein zu spazieren. Kirillo Matwejewitsch wußte es und verbot sie zu stören und ihr nachzufolgen: es wird sich, meinte er, der Kummer schon bei ihr legen. Fand man sie nicht im Hause, so genügte es, vor Tische, an der Glocke, welche im Corridor angebracht war, zu schellen, und sie pflegte alsbald zu erscheinen — mit dem unausbleiblichen, starrsinnigen Schweigen auf den Lippen und im Blicke — mit einem zerknitterten Blatte in der Hand. Da ich sie eines Tages zu Hause vermißte, so stellte ich mich an, als ob ich weggehen wollte — ich verabschiedete mich bei Kirillo Matwejewitsch, setzte den Hut auf und trat durch das Vorzimmer in den Hof und aus dem Hofe auf die Straße — von dort huschte ich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in das Thor zurück und schlich mich, an der Küche vorbei, in den Garten. Glücklicherweise wurde ich von Niemandem bemerkt. Ohne lange zu überlegen, trat ich mit raschen Schritten in den Hain ein. Vor mir, auf einem schmalen Fußsteg, stand Lisa. Mein Herz fing an zu klopfen. Ich blieb stehen, athmete tief auf und wollte schon auf sie zugehen — als sie plötzlich, ohne sich umzuwenden, die Hand aufhob und laufte . . . Hinter den Bäumen, aus der Richtung des Gäßchens ließen sich deut-

lich zwei Schläge vernehmen, als ob Jemand an den Zaun klopfte. Lisa klatschte in die Hände — ein schwaches Knarren des Pfortchens ließ sich vernehmen, und aus dem Dickicht trat — Bismentoff hervor. Ich versteckte mich gewandt hinter einen Baum. Lisa kehrte sich schweigend zu ihm um . . . Er nahm sie schweigend an seinen Arm; und sie gingen still den Fußsteig hinan. Ich schaute ihnen erstaunt nach. Sie hielten an, sahen sich um, verschwanden einmal hinter den Büschen, kamen wieder zum Vorschein und traten endlich in die Laube ein. Diese Laube war ein Kreisrunder, ganz kleiner Bau mit einem einzigen Ausgange und einem kleinen Fensterchen; in der Mitte sah man einen alten Tisch auf einem Stamme, der mit dünnem, grünem Moos überwachsen war. Zwei verblichene, kleine Holzbänke standen an den Seiten, etwas abgerückt von den feuchten dunkeln Wänden. Hier pflegte man an besonders heißen Tagen — und das in früheren Zeiten — den Thee einzunehmen. Die Thür ging gar nicht mehr zu, aus dem Fenster war der Rahmen schon längst herausgefallen, und da er mit einem Winkel stecken geblieben war, so hing er traurig herab wie ein gebrochener Flügel eines Vogels. Ich schlich mich an die Laube heran und sah behutsam durch die Spalten des Fensters hinein. Lisa saß auf der einen der Bänke, den Kopf gesenkt; die rechte Hand ruhte auf ihrem Knie, die linke hielt Bismentoff mit seinen beiden Händen umschlossen. Er blickte sie mit Theilnahme an.

— Wie fühlen Sie sich heute? — fragte er halblaut.

— Unverändert — erwiderte sie; — weder schlimmer, noch besser. Um mich ist es leer, schrecklich leer! — setzte sie hinzu, schwermüthig den Kopf erhebend.

Bismenkoff antwortete nicht.

— Wie denken Sie — fuhr sie fort — wird er mir noch einmal schreiben?

— Ich glaube nicht, Bisaweta Kirillowna!

Sie schwieg.

— Uebrigens, was sollte er schreiben? Er sagte mir bereits Alles in seinem ersten Briefe. Ich konnte nicht seine Frau werden, aber ich war glücklich . . . es dauerte nicht lange . . . aber ich war glücklich.

Bismenkoff schlug die Augen nieder.

— Ach! — fuhr sie lebhaft fort — wenn Sie wüßten, wie mir dieser Tschulkaturin zuwider ist . . . Es kommt mir vor, als ob ich an den Händen dieses Menschen . . . sein Blut sähe. (Ich fühlte mich wie zermalmt in meinem Versteck.) Uebrigens — setzte sie nachdenkend hinzu — wer weiß, vielleicht, wenn dieses Duell nicht stattgefunden hätte . . . Ach, als ich ihn verwundet sah, fühlte ich augenblicklich, daß ich ihm ganz gehöre.

— Tschulkaturin liebt Sie — bemerkte Bismenkoff.

— Was geht es mich an! Bedarf ich etwa Jemandes Liebe? . . . — Sie hielt ein, und fügte langsam hinzu, ganz aufgelöst: Ja, mein Freund, Ihre Liebe ist für mich nothwendig; ohne Sie wäre ich verloren. Sie halfen mir schreckliche Momente überleben . . .

Sie schwieg. Bismentkoff streichelte mit väterlicher Bärtlichkeit ihre Hand.

— Was ist zu thun! Was ist zu thun! — wiederholte er einige Male hintereinander.

— Und jetzt noch — sagte sie dumpf — ohne Sie, dünkt mich, würde ich sterben. Nur Sie allein erhalten mich noch . . . Sie haben ja Alles gewußt. Gerninnern Sie sich, wie schön war es an jenem Tage . . . Aber entschuldigen Sie: es wird Ihnen wohl schwer sein . . .

— Sprechen Sie nur, sprechen Sie nur! Nicht doch! Gott behüte! — unterbrach sie Bismentkoff.

Sie drückte ihm die Hand.

— Sie sind ein guter Mensch, Bismentkoff — sprach sie weiter — Sie sind so gut wie ein Engel. Was kann ich thun! Ich fühle es, daß ich ihn bis zum Grabe lieben werde. Ich habe ihm verziehen — ich bin ihm Dank schuldig. Gott gebe ihm viel Glück! Gebe er ihm eine Frau nach seinem Wunsche! — Ihre Augen füllten sich mit Thränen. — Daß er nur wenigstens nicht ganz meiner vergessen — daß er wenigstens von Zeit zu Zeit an seine Lisa denken wollte! . . . Wir wollen gehen — sagte sie nach einer Pause.

Bismentkoff drückte einen Kuß auf ihre Hand.

— Ich weiß — sagte sie wiederum mit Feuer — ich weiß: Alle beschuldigen mich, Alle werfen mich mit Steinen. Immerhin! Ich würde doch nicht mein Unglück gegen ihr Glück eintauschen . . . Nein, nimmermehr! . . . Er hat mich nicht lange geliebt, aber er liebte mich! Er hat mich



nie getäuscht; er sagte mir nicht, daß ich seine Frau werden solle. Ich habe selbst nicht daran gedacht. Nur der arme Vater, er war der Einzige, der diese Hoffnung hegte. Und noch jetzt bin ich nicht ganz unglücklich: es bleibt mir die Erinnerung, mögen die Folgen noch so schrecklich sein . . . Es ist mir hier zu eng . . . hier habe ich ihn zum ersten Male gesehen . . . Kommen Sie in's Freie!

Sie erhoben sich. Ich hatte kaum noch Zeit auf die Seite zu springen und mich hinter einer dicken Linde zu verstecken. Sie traten aus der Laube heraus und begaben sich, wie ich nach dem Geräusche der Schritte urtheilen konnte, in das Wäldchen. Ich weiß nicht wie lange ich dort bewegungslos gestanden, in bestimmungslose Unentschlossenheit versunken — als sich plötzlich wiederum Schritte vernehmen ließen. Wismentoff und Lisa kehrten auf demselben Wege zurück. Beide waren sehr aufgeregt, besonders Wismentoff. Er schien geweint zu haben. Lisa blieb stehen, sah ihn an und brachte deutlich folgende Worte hervor: „Ich willige ein, Wismentoff. Ich hätte nicht eingewilligt, wenn es sich bei Ihnen nur darum gehandelt hätte, mich zu retten, mich aus meiner schrecklichen Lage herauszuführen. Aber, Sie lieben mich, Sie wissen Alles — und lieben mich doch. Ich werde nie einen zuverlässigeren, treueren Freund finden. — Ich willige ein, Ihre Frau zu werden.“

Wismentoff küßte ihre Hand. Sie antwortete ihm mit einem traurigen Lächeln und kehrte in das Haus zurück.

Da Bismentoff ihr sicherlich dasselbe gesagt hatte, was ich mir vorgenommen ihr zu sagen — und da sie ihm eine Antwort gab, wie ich sie selbst von ihr zu hören wünschte, so konnte ich mich nunmehr beruhigen. Zwei Wochen später wurde sie seine Frau. Den alten Dschogin war der erste beste Bräutigam willkommen.

Nun gestehen Sie — bin ich nicht ein Ueberflüssiger? Spielte ich nicht in dieser ganzen Geschichte die Rolle eines Ueberflüssigen? Die Rolle des Fürsten . . . hinterläßt keinen Zweifel. Die Rolle Bismentoffs ist ebenfalls klar . . . Aber ich? wozu habe ich mich hineingemischt? . . . Was für ein dummes, fünftes Rad am Wagen! . . . Ach, wie bitter, wie bitter ist mir zu Muthe . . . Doch, wie sagen gleich die Burlaki\*)? Noch einmal! und noch einmal! — Noch ein Tag, noch ein zweiter, und mir wird weder bitter noch süß sein.

31. März.

Es geht schlecht. Ich schreibe diese Zeilen im Bette. Seit gestern Abend hat sich das Wetter auf einmal geändert. Heute ist es heiß — fast ein Sommertag. Alles schmilzt, stürzt auseinander, tröpfelt. In der Luft verspürt

---

\*) Burlaki heißen Schiffsarbeiter, namentlich an der Wolga. Sie gebrauchen diese Ausrufungen, während sie, an Stricke gespannt, vom trockenen Lande aus, ein Fahrzeug stromaufwärts ziehen, zur Ermunterung, wie etwa unsere Zimmerleute das: Zug! Zug! beim Aufwinden eines Balkens.

man verdampften Boden: ein schwerer, starker, dumpfer Geruch. Von allen Seiten erhebt sich ein Dunst. Die Sonne — sie sticht, sie macht müde. Es geht schlecht. Ich fühle, daß ich mich auflöse.

Ich hatte die Absicht, mein Tagebuch niederzuschreiben, und was habe ich statt dessen gemacht? Ich habe einen Fall aus meinem Leben erzählt. Ich habe mich verplaudert, die eingeschlummerten Erinnerungen erwachten und rissen mich mit fort. Ich schrieb ohne mich zu beeilen, ausführlich, als wenn mir noch Jahre bevorständen. Und nun ist keine Zeit mehr fortzufahren. Der Tod, der Tod naht. Ich höre schon sein grauenhaftes crescendo . . . Es ist Zeit . . . Es ist Zeit . . .

Und bleibt es sich denn nicht gleich! Ist es nicht Alles Eins, was ich erzählt hätte? Angesichts des Todes verschwinden die letzten irdischen Eitelkeiten. Ich fühle, daß ich gelassener werde: ich werde einfacher, klarer. Zu spät bin ich zur Befinnung gekommen! . . . Seltsames Ding! Ich werde gelassener, und doch ist mir gleichzeitig . . . so unheimlich. Ja, es ist mir unheimlich. Bis zur Hälfte über den stillschweigenden gähnenden Abgrund geneigt, bebe ich zusammen, ich wende mich ab, sehe Alles um mich herum mit lüsterner Aufmerksamkeit an. Jeder Gegenstand ist mir doppelt theuer. Ich kann mich nicht sattsehen an meinem ärmlichen, unfröhlichen Zimmer, ich nehme Abschied von jedem Fleckchen an meinen Wänden. Sättiget euch zum letzten Male, meine Augen, das Leben entfernt sich; es läuft gleichmäßig und langsam von mir weg,

gleichwie das Ufer sich aus den Augen des Schiffers entfernt. Das alte, gelbe Gesicht meiner Nianga, mit einem dunkeln Tuche umbunden — der singende Samowar auf dem Tische, das Geranium am Fenster und du, mein armer Hund Trezor — die Feder, mit welcher ich diese Zeilen niederschreibe — meine eigene Hand — ich sehe euch jetzt . . . da seid ihr — da . . . Ist es denn wahr . . . daß vielleicht schon heute . . . daß ich euch nie mehr sehen werde? Es ist schwer für ein lebendiges Wesen sich vom Leben zu trennen! — Was schmeichelst du mir, mein armer Hund? Was lehnt du deine Brust an das Bett, zitternd den kurzen Schwanz zwischen die Beine klemmend und deine guten betäubten Augen nicht von mir abwendend? Dauere ich dich etwa? oder ahnst du, daß dein Herr bald nicht mehr sein wird? — Ach, wenn ich in Gedanken meine Erinnerungen ebenso durchstreifen könnte, wie ich mit dem Auge alle Gegenstände in meinem Zimmer durchstreife! . . . Ich weiß, diese Erinnerungen sind nicht heiterer Natur und nicht von Bedeutung — aber andere habe ich nicht. Leer, schrecklich leer! — wie Lisa sagte.

O du mein Gott, du mein lieber Gott — da sterbe ich nun! . . . Ein Herz, welches fähig und bereit war zu lieben, wird bald aufhören zu schlagen . . . Wird es denn wahrhaftig für immer verstummen, ohne auch nur ein einziges Mal glücklich gewesen zu sein, ohne auch nur ein einziges Mal sich unter der süßen Last der Freude ausgedehnet zu haben? Ach! es ist nicht mehr möglich, es ist nicht möglich, ich weiß es . . . Wenn jetzt wenigstens

vor dem Tode — der Tod ist doch immerhin ein heiliges Ding; er erhebt ja jedes Wesen — wenn irgend eine liebe, trauernde Frauenstimme, in meinem Beisein, mein Abschiedslied nur vorsingen könnte — von meinem eigenen Kummer nur sprechen könnte: vielleicht hätte ich mich mit ihm ausgesöhnt. Aber so einsam, so albern zu sterben . . .

Ich fange, wie es scheint, an zu phantasiren.

Adieu, Leben! — Lebet wohl, mein Garten und ihr, meine Linden! Wenn der Sommer kommt, o dann vergesst nicht, euch von oben bis unten mit Blüthen zu bedecken! . . . Und möge es dem Menschen angenehm sein, in eurem duftigen Schatten zu weilen, auf dem frischen Grase, unter dem säuselnden Rauschen eurer Blätter, durch die der Wind fährt. Lebt wohl, lebt wohl! — Leb wohl — Alles und für immer!

Lebe wohl, Lisa! . . . Ich habe diese zwei Worte niedergeschrieben und schier aufgelacht. Diese Ausrufung kommt mir vor wie aus den Büchern abgeschrieben. Es möchte den Anschein gewinnen, als ob ich eine sentimentale Novelle dichte oder einen verzweifelten Brief beendige . . .

Morgen ist der 1. April. Sterbe ich wirklich grade morgen? Das wäre sogar etwas unanständig. Uebrigens, zu mir würde es grade passen . . .

Dann hat aber heute der Doktor gefaselt! . . .

1. April.

Nun ist Alles zu Ende . . . Das Leben ist aus. Ich sterbe heute wirklich. Draußen ist es heiß . . . fast

zum Ersticken — oder versagt etwa meine Brust zu athmen?  
Meine kleine Comödie ist ausgespielt. Der Vorhang fällt.

Indem ich verschwinde, höre ich auf, ein Ueberflüssiger zu sein.

Ach! wie hellleuchtend ist diese Sonne! Diese mächtigen Strahlen entathmen der Ewigkeit . . .

Lebe wohl, Terentjewna! . . . Heute Morgen, am Fenster sitzend, hat sie geweint . . . vielleicht um mich . . . vielleicht aber auch deshalb, weil auch ihr bevorsteht, bald zu sterben. Ich habe ihr das Wort abgenommen, Trezor nicht zu schlagen.

Es fällt mir schwer, zu schreiben . . . Ich werfe die Feder . . . Es ist Zeit! Der Tod naht nicht mehr mit wachsendem Donner, wie ein Wagen des Nachts auf dem Pflaster: er ist hier, er schwebt um mich, wie jener leise Windhauch, von welchem beim Propheten die Haare zu Berge stiegen . . .

Ich sterbe . . . Lebet — ihr Lebenden!

Und möge am Eingange des Grabes  
Ein junges Leben spielen,  
Und möge die gleichgiltige Natur  
Glänzen in ewiger Schönheit!

#### Anmerkung des Herausgebers.

Unter dieser letzten Strophe befindet sich das Profil eines Kopfes mit großem Schopf und Schnurrbart, das

Muge en face gewendet und mit strahlenförmigen Wimpern überschirmt. Und unter den Kopf hat Jemand folgende Worte niedergeschrieben:

Dieses Manuscript. Gelesen  
 Und sein Inhalt einsten approbirt  
 Peter Sudoteschin  
 M. M M M  
 An dem Herrn  
 Peter Sudoteschin  
 Mein werther Herr.

---

Da aber die Handschrift dieser Zeilen auch nicht entfernt der Handschrift ähnlich ist, in welcher der übrige Theil des Heftes geschrieben ist, so fühlt sich der Herausgeber zu der Vermuthung berechtigt, daß oben angeführte Zeilen nachträglich von einem Andern hinzugefügt worden seien: um so mehr, da er (der Herausgeber) gewahr wurde, daß Herr Eschulfaturin in der Nacht vom 1. auf den 2. April des Jahres 18 . . auf seinem Gute Dwetschi Wodi verschieden sein muß.

---

11  
Bibliog.-Brit.  
s. Ankerkare - Hamlet  
Bibliog.-Hamlet  
und s. Germaine - Lonsuire

## Don Quichotte.

---

(Vortrag, am 10. Januar 1860 öffentlich gehalten zum Besten der Gesellschaft für Unterstützung bedürftiger Schriftsteller und Gelehrter.)



## Geehrte Anwesende!

Die erste Auflage der Shakespeare'schen Tragödie „Hamlet“ und der erste Theil des Cervante'schen „Don Quichotte“ erschienen in ein und demselben Jahre, zu Anfang des XVII. Jahrhunderts.

Diese zufällige Gleichzeitigkeit erschien mir von Bedeutung. Die Vergleichung der beiden genannten Werke führte mich auf eine Reihe von Gedanken: ich bitte um die Erlaubniß, diese Gedanken Ihnen mitzutheilen, indem ich im Voraus auf Ihre Nachsicht rechne. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen“, sagt Goethe. Ein Prosaiter hat kein Recht, dies zu beanspruchen; er darf jedoch erwarten, daß seine Leser — oder Zuhörer — geneigt sind, ihm auf seinen Wanderungen, in seinen Forschungen zu folgen.

So manche meiner Anschauungen wird Sie, geehrte Anwesende, wegen ihrer Ungewöhnlichkeit vielleicht befremden. Aber darin eben besteht der eigenthümliche Vorzug großer poetischer Werke, denen der Genius ihrer Schöpfer eine unvergängliche Lebenskraft eingehaucht hat, daß die auf sie — wie auf das Leben überhaupt — sich beziehenden

Anschauungen unendlich mannigfaltig, ja widersprechend, und doch zur selben Zeit gleich richtig sein können. Wie oft ist „Hamlet“ kommentirt worden, und wie viel Kommentare sind noch zu erwarten! Zu welchen verschiedenartigen Schlüssen hat nicht das Studium dieses wahrhaft unerschöpflichen Typus geführt! — „Don Quichotte“ bietet — wegen des Eigenthümlichen seiner Aufgabe, wegen der wahrhaft großartigen Klarheit der Erzählung, die wie von einer südlichen Sonne durchleuchtet erscheint, wenig Veranlassung zu Erläuterungen. Leider besitzen wir Russen keine gute Uebersetzung des „Don Quichotte“. Die meisten von uns behalten von ihm ziemlich unbestimmte Erinnerungen. Unter dem Worte „Don Quichotte“ denken wir uns nichts Anderes, als einen Hanswurst — das Wort „Don-Quichotterie“ ist bei uns gleichbedeutend mit Unsinnigkeit, während wir dasselbe als ein Symbol höherer Selbstaufopferung — nur von einer komischen Seite aufgefaßt — verstehen sollten. Eine gute Uebersetzung des „Don Quichotte“ wäre ein wahrhaftes Verdienst dem Publikum gegenüber; die Dankbarkeit Aller erwartet den Schriftsteller, der uns dieses einzig dastehende Werk in seiner ganzen Schönheit wiedergäbe. — Doch kehren wir zu dem Gegenstande unserer Unterhaltung zurück.

Ich sagte, daß mir das gleichzeitige Erscheinen des „Hamlet“ und des „Don Quichotte“ von Bedeutung erschienen sei. Es kam mir vor, als wenn in diesen beiden Figuren die beiden fundamentalen, entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur ein typisches Dasein

gewonnen hätten — die beiden Pole jener Ase, um welche sich das Menschenleben dreht. Es schien mir, als ob alle Menschen mehr oder weniger dem einen oder dem andern dieser beiden Typen unterzuordnen seien, daß fast jeder von uns dem Don Quichotte oder dem Hamlet sich nähere. Freilich, heutzutage giebt es der Hamlete bedeutend mehr als der Don-Quichotte; aber auch die Letzteren haben nicht aufgehört zu existiren.

Erklären wir uns deutlicher.

Alle Menschen leben — bewußt oder unbewußt — kraft ihrer spezifischen Prinzipien, ihrer Ideale, d. h. kraft dessen, was sie als Wahrheit, Schönheit, Güte anerkennen. Die Einen empfangen ihr Ideal als etwas bereits Fertiges, mit bestimmten, historisch entwickelten Formen; sie leben, indem sie ihr Dasein nach diesen Idealen einrichten, wobei es allerdings oft vorkommt, daß sie, unter dem Einflusse der Leidenschaften oder des Zufalls, von demselben abweichen. Immerhin diskutiren sie dasselbe nicht, zweifeln nicht an ihm. Andere dagegen unterwerfen es der Analyse ihres eigenen Denkens. Wie dem auch sei, ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß für alle Menschen dieses Ideal, diese Grundlage und dieses Ziel ihrer Existenz entweder außer ihnen, oder in ihnen selbst liegt — mit anderen Worten: für einen jeden von uns nimmt die erste Stelle entweder sein eigenes Ich, oder etwas Anderes, was er als ein Höheres anerkennt, ein. Man könnte mir einwenden, das wirkliche Leben lasse solch' scharfe Abgrenzungen nicht zu, bei einunddemselben Individuum wechselten diese

beiden Anerkennungen, ja könnten sogar bis zu einem gewissen Grade ineinanderfließen. Es ist mir aber auch nicht eingefallen, zu behaupten, daß in der menschlichen Natur Abänderungen und Widersprüche etwas Unmögliches seien; ich wollte bloß auf die beiden verschiedenartigen Beziehungen des Menschen zu seinem Ideale hinweisen — und werde jetzt bemüht sein, darzulegen: in welcher Weise diese beiden verschiedenartigen Beziehungen nach meinem Ermessen in den von mir gewählten beiden Typen verkörpert sind.

Wir beginnen mit Don Quichotte.

Was drückt Don Quichotte an sich aus? Wollen wir ihn nicht mit dem hastigen Blicke betrachten, der sich nur an Oberflächlichkeiten und Details heftet! Wir wollen in Don Quichotte nicht bloß einen Ritter der traurigen Gestalt sehen, eine Figur, die zum Auslachen der alten ritterlichen Romane geschaffen ist. Es ist bekannt, daß die Bedeutung dieser Person sich unter der Hand seines mustergiltigen Schöpfers ausgedehnt hat, und daß der Don Quichotte des zweiten Theiles — der liebenswürdige Gesellschafter von Herzögen und Herzoginnen, der weise Lehrer des Waffenträgers vom Gouverneur — daß dieser Don Quichotte nicht mehr derselbe ist, als den er sich uns im ersten Theile des Romans, besonders im Anfange desselben, vorgestellt hat — nicht mehr jener seltsame und komische Kauz, der so reichlich mit Hieben versorgt wird. Deshalb wollen wir auch in unserer Betrachtung auf den Grund gehen. — Ich wiederhole: Was drückt Don Quichotte an sich aus? Den

Glauben zu allererst; den Glauben an etwas Ewiges, Unerfchütterliches, — mit einem Worte, an das Wahre, an die Wahrheit, die außerhalb des einzelnen Menschen liegt, die sich ihm nicht leicht darbietet, die da erfordert, daß man ihr diene und Opfer bringe; die aber der Beständigkeit des Dienstes und der Macht der Opfer zugänglich ist. Don Quichotte ist von Ergebenheit zu einem Ideal durchdrungen, welchem zulieb er geneigt ist, sich allen möglichen Entfagungen auszusetzen, sein Leben zu opfern. Sein eigenes Leben schätzt er nur insofern, als es als Mittel zur Realisirung des Ideals dienen kann, als Mittel zur Verpflanzung der Wahrheit und der Gerechtigkeit auf die Erde. Man wird mir einwenden, daß seine gestörte Einbildungskraft dieses Ideal aus der phantastischen Welt der ritterlichen Romane geschöpft habe; ich gebe es zu — und eben hierin besteht die Komik der Don-Quichotte'schen Persönlichkeit. Aber das Ideal selbst bleibt trotzdem in seiner ganzen, unversehrten Reinheit. Für sich allein zu leben, nur für sich zu sorgen — das hätte Don Quichotte für schändlich gehalten. Er lebt ganz und gar (wenn man sich so ausdrücken darf) außer sich, für die Anderen, für die Brüder, um das Böse auszurotten, zu wirken gegen die der Menschheit feindlichen Kräfte: gegen die Zauberer, die Riesen, d. h. gegen die Unterdrücker. Er besitzt keine Spur von Egoismus, er denkt nicht an sich, er ist durch und durch Selbstaufopferung — beachten Sie nur dieses Wort! — er glaubt, glaubt fest und ohne Hintergedanken. Deshalb ist er auch unerschrocken, geduldig, begnügt sich

mit der allerdürftigsten Nahrung, mit der allerarmfeligsten Kleidung: er hat keine Zeit, sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern. Sanft von Herzen, ist er groß an Geist und kühn; seine rührende Frömmigkeit stört nicht seine Freiheit. Dem Ehrgeiz fremd, hegt er keinerlei Zweifel, weder an sich, noch an seinem Berufe, noch sogar an seinen physischen Kräften. Sein Wille ist ein unerschütterlicher Wille. Das immerwährende Streben nach einunddemselben Ziele verleiht seinen Gedanken eine gewisse Einförmigkeit, sein Verstand wird einseitig. Er hat wenig Kenntnisse; aber er benöthigt nicht des vielen Wissens: er weiß, um was es sich bei ihm handelt, wozu er auf Erden ist, und dies ist das wichtigste Wissen. Don Quichotte kann entweder als ein vollkommen unsinniger Mensch erscheinen, da die allerzweifelloseste Realität vor seinen Augen verschwindet, zerschmilzt wie Wachs, vom Feuer seines Enthusiasmus (er sieht in Wirklichkeit lebende Mauren in den hölzernen Puppen, Ritter — in den Schafböcken); oder als ein beschränkter Mensch, da er unfähig ist, sowohl leicht hin mitzufühlen, als leicht hin zu empfinden. Jedoch, gleich einem unverwüßlichen Baume, hat er tief im Boden Wurzel gefaßt, und ist nicht im Stande, weder seiner Ueberzeugung untreu zu werden, noch von einem Gegenstande zu einem andern hinüberzufattern. Die Stärke seiner moralischen Durchdrungenheit (beachten Sie nur, daß dieser verrückte, umherziehende Ritter das moralischste Geschöpf von der Welt ist!) verleiht allen seinen Urtheilen und Anreden, seiner ganzen Figur eine eigenthümliche Macht

und Größe, ungeachtet der komischen und erniedrigenden Lagen, in welche er unaufhörlich geräth. . . Don Quichotte ist Enthusiast im Dienste des Ideales, und deshalb auch von dem Glanze desselben umleuchtet.

Was stellt nun aber Hamlet vor?

Analyse — zu allererst, und Egoismus, und deshalb auch Unglauben. Er lebt ganz und gar für sich, er ist Egoist; aber an sich zu glauben — vermag der Egoist nicht. Glauben kann man nur an das, was außer Einem oder über Einem ist. Aber dieses Ich, an das er nicht glaubt, ist ihm theuer. Es ist der Ausgangspunkt, zu welchem er fortwährend wieder zurückkehrt; denn er findet sonst Nichts in der ganzen Welt, woran er sich mit ganzer Seele anheften könnte. Er ist Skeptiker und immer nur mit sich beschäftigt. Aber nicht mit seinen Pflichten, sondern mit seiner Lage. Alles bezweifelnd, schon Hamlet natürlich auch sich selbst nicht. Sein Verstand ist zu sehr entwickelt, als daß er durch das, was er in sich findet, befriedigt werden könnte. Er erkennt seine Schwäche an, aber jede Selbsterkenntniß ist eine Kraft: daher entsteht seine Ironie — ein Gegensatz zu dem Enthusiasmus bei Don Quichotte. Hamlet schimpft über sich mit Wohlbehagen und Uebertreibung; indem er beständig sich selbst beachtet, immerwährend in sein Inneres hineinsieht, kennt er alle seine Mängel auf das Feinste. Er verachtet sie, er verachtet sich selbst, und zu gleicher Zeit, kann man sagen, existirt er von dieser Verachtung und nährt sich von ihr. Er glaubt nicht an sich — und ist eitel; er weiß nicht

recht, was er will und wozu er lebt — und hängt doch am Leben . . . „Oder hätte nicht der Ewige sein Gebot gerichtet gegen Selbstmord!“ ruft er in der 2. Scene des I. Actes aus . . . „O Gott! O Gott! Wie ekel, schaal und flach und unersprießlich scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!“ Aber er wird dieses schaaale und unersprießliche Leben nicht opfern. Er denkt an den Selbstmord noch vor dem Erscheinen des Geistes seines Vaters, noch vor jenem, schrecklichen Auftrage, der seinen ohnedies schon gelähmten Willen vollkommen vernichtet — aber er wird sich nicht umbringen. Die Liebe zum Leben äußert sich schon in dem Denken an das Aufhören desselben: allen achtzehnjährigen Jünglingen sind solche Gefühle bekannt.

„Das kocht das Blut, das ist der Kräfte Ueberfluß.“

Aber wir wollen nicht zu streng gegen Hamlet sein: er leidet; und seine Leiden sind schmerzhafter und ährender als die Don Quichotte's. Jenen schlagen grobe Hirten oder Verbrecher, die durch ihn ihre Freiheit wiedergewinnen; Hamlet fügt sich selbst Wunden zu, er martert sich selbst. Auch in seinen Händen befindet sich ein Schwert: das zweischneidige Schwert der Analyse.

Don Quichotte, wir müssen es gestehen, ist unbedingt lachenerregend. Seine Figur ist vielleicht die allerkomischste, die je ein Dichter gemalt hat. Sein Name ist sogar im Munde des russischen Bauern zum Spottnamen geworden. Ich hatte Gelegenheit, mich davon mit eigenen Ohren zu überzeugen. Wir brauchen nur an ihn zu denken, um sofort in unserer Vorstellung eine hagere, eckige, buckel-



nafige Figur heraufzubeschwören, in einen karikirten Panzer geschnürt, sitzend auf dem hinfälligen Gerippe eines kläglichen Rosses — jener unglückseligen, immer hungernden und geprügelten Rosinante, der man eine gewisse, halb spaßige, halb rührende Theilnahme nicht versagen kann. Don Quichotte ist lachenerregend . . . unter unserm Spott aber birgt sich ein versöhnendes und gleichzeitig sühnendes Geständniß — und wenn mit Recht gesagt wird: „was du verlachst, dem wirst du noch dienen“, so kann man hinzufügen: wen du verspottest, dem hast du verziehen, den kannst du sogar noch lieb gewinnen. Hamlet's Aeußeres dagegen ist anziehend. Seine Melancholie, sein blaßes, obwohl nicht abgezehrt's Aussehen (seine Mutter bemerkt, daß er fett sei — „our son is fat“), seine schwarze Sammetkleidung, die Feder auf dem Hute, sein elegantes Benehmen, die unbezweifelte Poesie seiner Sprache, das ihn nie verlassende Gefühl des Vorzugs vor allen andern Menschen neben der giftigen Freude an seiner Selbsterniedrigung — Alles gefällt an ihm, Alles bezaubert. Jeder fühlt sich geschmeichelt, ein Hamlet genannt zu werden, Niemandem würde es angenehm sein, den Beinamen „Don Quichotte“ verdient zu haben. „Hamlet Baratinöky“ — so schreibt Buschkin an seinen Freund. Ueber Hamlet sich lustig zu machen, würde Niemandem einfallen; und darin liegt eben seine Verurtheilung: ihn zu lieben, ist fast unmöglich. Nur solche Menschen, die Horatio ähnlich sind, sind im Stande, eine Anhänglichkeit an ihn zu gewinnen. Wir werden von solchen Menschen

später noch reden. Theilnahme schenkt ihm Jedermann, und das ist auch verständlich: fast ein Jeder findet bei ihm seine eigenen Züge. Aber ihn lieben — ich wiederhole es — ist unmöglich, weil er selbst Niemanden liebt.

Wir wollen unsern Vergleich weiter ausdehnen. Hamlet ist der Sohn eines Königs, den sein eigener Bruder, der Usurpator seines Thrones, ermordet hat. Sein Vater steigt aus dem Grabe, „aus den Tiefen der Hölle,“ um ihm aufzutragen, ihn zu rächen; er aber schwankt, flügelt und wägt, hat ein Vergnügen daran, über sich zu schelten, und ermordet endlich zufälliger Weise seinen Stiefvater. Ein tiefer psychologischer Zug, um dessen willen sich sogar mancher kluge, aber kurzsichtige Mann erkühnt hat Shakespeare zu rügen! — Dagegen Don Quichotte, ein armer, fast bettelarmer Mann, ohne alle Mittel und Verbindungen, alt und alleinstehend, übernimmt es, das Böse zu bessern und die Unterdrückten (ihm ganz fremde Leute) zu schützen, und das auf dem ganzen Erdballe! Was gilt es ihm, daß schon sein erster Versuch, die Unschuld aus der Hand des Unterdrückers zu befreien, mit doppeltem Unglück über die Unschuld selbst zusammenbricht (ich habe jene Scene im Sinne, in der Don Quichotte den Knaben vor den Schlägen seines Herrn rettet, wofür Letzterer, sogleich nachdem sich der Befreier entfernt, den armen Jungen zehnmal stärker prügelt); was gilt es ihm, daß er, in der Verblendung, es mit schädlichen Riesen zu thun zu haben, nützliche Windmühlen überfällt . . . Die komische Hülle dieser Bilder darf aber unsere Augen nicht von dem ihnen ver-

borgenen Sinne abhalten. Wenn Jemand in der Lage ist, sich opfern zu sollen, und er berechnet und erwägt erst die Folgen und die Wahrscheinlichkeit des Nutzens, der von seiner That zu erwarten ist, so ist es sehr zweifelhaft, ob er überhaupt der Selbstaufopferung fähig ist. Bei Hamlet kann etwas Aehnliches gar nicht vorkommen: wie könnte er mit seinem durchdringenden, feinen, skeptischen Verstande in einen so groben Irrthum verfallen! Nein, er würde sich nicht mit Windmühlen schlagen, er glaubt nicht an Riesen . . . aber er würde sie auch nicht anfallen, selbst wenn sie in Wirklichkeit existirten. Hamlet würde nicht, wie es Don Quichotte thut, All und Jedem das Seifenbecken eines Barbiers vorzeigen und behaupten, daß es unbedingt der echte Helm des Zauberers Manbrin sei; ich vermuthe sogar, wenn die Wahrheit selbst in Körperform vor seine Augen getreten wäre, Hamlet hätte sich auch dann nicht entschließen können zu verbürgen, daß es wirklich sie selbst, die Wahrheit gewesen sei. Denn wer wüßte es? Vielleicht existirt die Wahrheit eben so wenig wie die Zauberer? Wir spotten über Don Quichotte . . . aber, meine Vielgeehrten, wer von uns könnte, sich gewissenhaft befragend, seine vergangenen und gegenwärtigen Ueberzeugungen prüfend, wer könnte sich entschließen zu behaupten, daß er immer und in jedem Falle im Stande sei und gewesen ist, ein zinnernes Becken eines Barbiers von dem goldenen Helme eines Zauberers zu unterscheiden? Deshalb meine ich auch, daß die Hauptsache eben in der Aufrichtigkeit und der Kraft der Ueberzeugung selbst liege.

Das Ergebniß dagegen liegt in den Händen des Schicksals. Das Schicksal allein ist im Stande uns zu zeigen, ob wir mit Phantomen oder mit reellen Feinden gekämpft, und mit welchen Waffen wir uns gedeckt haben. Unsere Sache ist es nur: uns zu rüsten und zu kämpfen.

Bemerkenswerth sind die Beziehungen der Umgebung, der sogenannten Menschenmasse, zu Hamlet sowohl, als zu Don Quichotte.

Polonius ist der Vertreter der Masse Hamlet gegenüber; Sancho Pansa gegenüber Don Quichotte.

Polonius ist ein gewandter, praktischer, mit gesundem Menschenverstande ausgerüsteter, obwohl gleichzeitig beschränkter und geschwächiger Alter. Er ist ein ausgezeichnete Administrator, ein musterhafter Vater. Denken Sie nur an die Lehren, die er seinem Sohne Laertes vor dessen Abreise in's Ausland ertheilt: sie könnten in ihrer Weisheit mit den bekannten Verordnungen Sancho Pansas, des Gouverneurs der Insel Barataria konkurriren. In Polonius' Augen ist Hamlet nicht sowohl ein Berrückter, als vielmehr ein Kind; und wäre nicht Hamlet ein Königssohn, er würde ihn wegen seiner gründlichen Nutzlosigkeit, wegen der Unmöglichkeit einer positiven und sachlichen Verwendung seiner Gedanken verachten. Die bekannte Wolken-Scene zwischen Hamlet und Polonius — eine Scene, bei welcher Hamlet sich einbildet, den Alten zu foppen — hat für mich einen augenscheinlichen Sinn, der meine Ansicht bestätigt. Ich erlaube mir, Ihnen die Scene in Erinnerung zu bringen:

Polonius.

Gnädiger Herr, die Königin wünscht Euch zu sprechen, und das sogleich.

Hamlet.

Seht Ihr die Wolke dort, beinah in Gestalt eines Kameels?

Polonius.

Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kameel.

Hamlet.

Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.

Polonius.

Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.

Hamlet.

Oder wie ein Walfisch?

Polonius.

Ganz wie ein Walfisch!

Hamlet.

Nun, so will ich zu meiner Mutter kommen, im Augenblick. —

Ist es nicht klar, daß in dieser Scene Polonius zu gleicher Zeit ein Höfling ist, der dem Prinzen nachgiebt, und ein Erwachsener, der einem kranken, störrischen Knaben nicht widersprechen will? Polonius traut Hamlet nicht auf ein Haar, und er hat Recht. Bei dem bornirten Selbstvertrauen, das ihm eigen ist, schreibt er den Eigensinn Hamlets der Liebe zu Ophelien zu, und darin täuscht er sich selbstverständlich; aber er täuscht sich nicht bei der

Schätzung des Charakters des Prinzen. Solche Menschen wie Hamlet sind in Wahrheit für die Masse ohne Nutzen; sie geben ihr Nichts, sie können sie nirgends führen, weil sie sich selbst nicht vom Flecke rühren. Und wie soll man führen, wenn man sich selbst nicht sicher ist, ob der Boden unter den Füßen fest steht? Dabei verachten solche Hamlete die Masse. Wer sich selbst nicht achtet — von uns, was könnte er achten? . . . Und ist die Masse werth, daß man sich mit ihr abgiebt? Sie ist so grob und schmutzig! Hamlet aber ist Aristokrat, nicht nur der Geburt nach.

Ein ganz anderes Bild als Polonius bietet uns Sancho Panza dar. Er spottet im Gegentheil über Don Quichotte, weiß nur zu gut, daß er ein Verrückter ist, verläßt aber dennoch dreimal hintereinander seine Heimath, sein Haus, seine Frau und seine Tochter, um diesem Verrückten zu folgen, geht ihm überall nach, setzt sich allerhand Unannehmlichkeiten aus, ist ihm in den Tod ergeben, glaubt ihm, stolzirt mit ihm und weint bitterlich, vor dem armseligen Lager knieend, auf welchem sein früherer Herr im Sterben liegt. Etwaige Ausichten auf Gewinn oder sonstige persönliche Vortheile — hiermit wäre diese Ergebenheit nicht zu erklären. Sancho Panza besitzt zu viel Mutterwitz: er weiß nur zu gut, daß er außer Schlägen als der Waffenträger eines herumwandernden Ritters fast nichts zu erwarten hat. Der Grund seiner Hingebung ist tiefer zu suchen: sie wurzelt, wenn man sich so ausdrücken darf, in der vielleicht besten Eigenschaft der Masse

— in der Veranlassung zu einer glücklichmachenden und ehrlichen Verblendung (leider sind ihr auch andere Verblendungen eigen!), in der Fähigkeit des uneigennütigen Enthusiasmus, der Geringschätzung aller direkten persönlichen Vortheile, was beim armen Manne gleichbedeutend ist mit der Gleichgiltigkeit gegen das tägliche Brot. Eine große, weltgeschichtlich bedeutende Eigenschaft! Die Masse hört gewöhnlich damit auf, daß sie von einem blinden Glauben beseelt, denselben Männern folgt, die sie selbst früher verspottete, die sie sogar verdamnte und verfolgte; die aber, ohne sich von ihren Verfolgungen, von ihrem Fluchen, von ihrem Hohne abschrecken zu lassen, standhaft vorwärts gehen, ihren geistigen Blick nach den nur von ihnen gesehenen Ziele gerichtet — die suchen, fallen, sich aufheben und endlich finden . . . und mit Recht finden: nur derjenige findet, der von seinem Herzen geleitet wird. „Les grandes pensées viennent du coeur,“ sagt Vauvenargue. Hamlete — finden Nichts und hinterlassen keine Spur außer der ihrer eigenen Person — hinterlassen keine That. Sie lieben nicht und glauben nicht — was sollten sie denn finden? Schon in der Chemie (nicht zu reden von der organischen lebendigen Natur) ist es nothwendig, zur Darstellung eines dritten Körpers zwei andere zu verbinden. Hamlete aber sind nur mit sich beschäftigt: sie sind einsam und deshalb auch unfruchtbar.

Man wird uns einwenden: „Und Ophelia? wird sie denn nicht von Hamlet geliebt?“

Wollen wir auch ihr ein Wort widmen, gleichzeitig aber auch von Dulcinea sprechen.

Die Beziehungen unserer beiden Typen, des Hamlet und des Don Quichotte, zum Weibe sind sehr bezeichnend.

Don Quichotte liebt Dulcinea, ein Weib, das nicht existirt, und ist bereit für sie zu sterben. (Erinnern Sie sich seiner Worte, als er, besiegt und zu Boden geschleudert, seinem Besieger, der bereits die Lanze gegen ihn erhoben, sagt: „Durchbohret mich, Ritter! Meine Schwäche aber möge nicht Anlaß geben, den Ruhm der Dulcinea zu schmälern: ich behaupte trotz Allem, daß sie die vollkommenste Schönheit auf der Welt ist“). Seine Liebe ist eine ideale, reine Liebe, so sehr ideal, daß er sogar nicht die Nicht-Existenz des Gegenstandes seiner Leidenschaft bemerkt, so sehr rein, daß, als Dulcinea vor ihm in Gestalt einer gewöhnlichen und schmutzigen Bäuerin erscheint, er dem Zeugnisse seiner Augen nicht traut und sie für eine Verzauberte ansieht, die ein böser Zauberer im Bann hält. Ich selbst habe es schon auf meinen Wanderungen erlebt, daß Menschen auch für eine ebensowenig existirende Dulcinea starben, oder sich für ein gemeines und oftmals schmutziges Etwas opfern wollten, in welchem sie die Verwirklichung ihres Ideales sahen und dessen Verwandlung sie ebenfalls dem Einflusse böser — bald hätte ich gesagt: Zauberer — böser Zufälle oder Menschen zuschrieben. Ich habe sie gesehen, und wenn solche Menschen nicht mehr vorkommen sollten, dann möge sich das Buch der Geschichte für immer verschließen! in diesem Buche wird dann



Nichts mehr zu lesen sein! Von Sinnlichkeit ist bei Don Quichotte keine Spur zu finden; alle seine Phantasieen sind keusch und sündlos, in der Tiefe seines Herzens ist sicherlich keine Hoffnung auf eine jemalige Vereinigung mit Dulcinea vorhanden — eine Vereinigung, vor der er sicherlich sogar zurückschrecken würde.

Und Hamlet: liebt er wirklich? Wäre es möglich, daß sein ironievoller Schöpfer selbst, Shakespeare, dieser tiefste Kenner des menschlichen Herzens, sich hätte entschließen können, einem Egoisten, einem Skeptiker, der von dem Gifte der Analyse durchdrungen ist — einem solchen ein liebendes, ergebenes Herz zu verleihen? Shakespeare ist in diesen Widerspruch nicht gerathen: dem aufmerksamen Leser kostet es nicht viel Mühe sich zu überzeugen, daß Hamlet ein sinnlicher, und im Stillen sogar wollüstiger Mensch ist (der Höfling Rosenkranz schmunzelt nicht umsonst — ohne dabei Worte zu gebrauchen — als Hamlet in seiner Gegenwart sich äußert, daß die Frauen ihm zuwider geworden seien), daß Hamlet, mit einem Worte, nicht liebt und sich nur anstellt — und dies sogar n. 7. lässig! — als ob er liebe. Wir besitzen hierfür eine Bestätigung von Shakespeare selbst.

In der 1. Scene des III. Aufzuges sagt Hamlet zu Ophelia:

Ich liebte Euch einst.

Ophelia.

In der That, mein Prinz, Ihr machtet mich's glauben.

Turgenejew's ausgew. Werke. Bd. XII.

22

## Hamlet.

Zhr hättet mir nicht glauben sollen . . . Ich liebe Euch nicht.

Und indem Hamlet dieses letzte Wort ausspricht, ist er der Wahrheit näher, als er selbst vermuthet. Seine Gefühle zu Ophelia, einem unschuldigen und bis zur Heiligkeit klaren Wesen, sind entweder cynisch (erinnern Sie sich seiner Worte, seiner zweideutigen Anspielungen, als er, in der Scene der Theatervorstellung sie um die Erlaubniß angeht, zu liegen . . . in ihrem Schooße zu liegen), oder phrasenhaft (lenken Sie Ihre Aufmerksamkeit auf die Scene zwischen ihm und Laertes, als er in das Grab Opheliens hineinspringt und in einer Sprache redet, die eines Bramarbas oder eines Fähnrichs Pistol würdig wäre: „Ich lieb' Ophelien. Bierzigtausend Brüder mit ihrem ganzen Maß von Liebe hatten nicht meine Summe erreicht! . . . Und schwagest du von Bergen, laß auf uns Millionen Hufen werfen, bis der Boden“ u. s. w.). Sein ganzes Verhältniß zu Ophelia ist aber nichts Anderes, als das Sichbeschäftigen mit sich selbst, und in seinem Ausrufe: „O Nymphe! Schließ in Dein Gebet all meine Sünden ein!“ sehen wir nichts Anderes, als das tiefe Bewußtsein der eigenen, krankhaften Ohnmacht — der Ohnmacht, zu lieben, welche sich abergläubisch vor dem „Heiligthum der Reinheit“ beugt.

Es sei aber nunmehr genug der Betrachtungen dieser dunkeln Seiten des Hamletschen Typus, jener Seiten, die eben deshalb uns mehr ärgern, weil sie uns näher und

verständlicher sind. Wir wollen uns bemühen, auch dasjenige zu würdigen, was an ihm gefeßlich und deshalb an ihm ewig ist. Er verkörpert in sich das Element der Negation, jenes Element, welches ein anderer großer Dichter uns in der Figur des Mephisto vorgeführt hat — indem er ihn von allem Rein-Menschlichen absondert. Hamlet ist der nämliche Mephisto, aber ein Mephisto, der in den lebendigen Kreis der menschlichen Natur eingeschlossen ist. Deshalb ist seine Negation nichts Böses — sie ist sogar gegen das Böse gerichtet. Die Negation im Hamlet bezweifelt das Gute, aber das Böse bezweifelt sie nicht und tritt mit ihm in einen erbitterten Kampf ein. Das Gute bezweifelt sie, d. h., sie verdächtigt dessen Wahrheit und Aufrichtigkeit, und tritt gegen dasselbe auf, nicht als gegen das Gute, sondern als gegen das verfälschte Gute, hinter dessen Maske sich das Böse und die Lüge, seine Feinde von jeher verbergen. Hamlet lacht nicht dämonisch, mit dem theilnahmslosen Lachen des Mephisto; selbst sein bitteres Lächeln schon birgt eine Traurigkeit in sich, welche von seinen Leiden spricht und uns deshalb auch mit ihm versöhnt. Der Skepticismus Hamlets ist auch nicht Indifferentismus, und eben darin besteht seine Bedeutung und sein Werth. Das Gute und das Böse, das Wahre und Falsche, Schöne und Häßliche fließen nicht bei ihm zusammen zu einem zufälligen, stummen und stumpfen Etwas. Der Skepticismus Hamlets äußert, indem er, so zu sagen, an die aktuelle Verwirklichung des Wahren nicht glaubt, dennoch ein unversöhnliches Widerstreben gegen das

Falsche und wird somit zu einem Hauptkämpfer für dieselbe Wahrheit, an welche er selbst nicht vollkommen glauben kann. In der Negation aber ist, ebenso wie im Feuer, eine vernichtende Kraft vorhanden — und wie gelangt man dazu, diese Kraft in den entsprechenden Grenzen zu erhalten, wo soll ihr der Haltepunkt angewiesen werden, wenn Dasjenige, was sie vernichten und was sie erhalten soll, oft unzertrennlich mit einander verschmolzen und verbunden erscheint? Da ist es eben, worin sich die oft schon hervorgehobene, tragische Seite des menschlichen Lebens darstellt: zur That gehört der Wille, zur That braucht man den Gedanken. Der Gedanke und der Wille sind aber von einander geschieden und entfernen sich mit jedem Tage mehr von einander.

„And thus the native hue of resolution  
Is sicklied o'er by the pale cast of thought“ . . .  
(Der angeborenen Farbe der Entschließung  
Wird des Gedankens Blässe angefränfelt.)

so sagt uns Shakespeare durch Hamlet's Mund . . . Und so kommt es, daß wir einerseits denkende, selbstbewußte, oftmals vielumfassende, aber sehr oft unnütze und zur Unbeweglichkeit verdamnte Hamlete vor uns haben; während es andererseits halbverrückte Don-Quichotte giebt, die nur deshalb Nutzen bringen und die Menschen vorwärts bewegen, weil sie nur Einen Punkt sehen und kennen, einen Punkt, der oftmals sogar nicht einmal in der Gestalt existirt, in welcher sie denselben sehen; unwillkürlich drängt

sich uns die Frage auf: muß man denn nothwendig ein Berrückter sein, um an die Wahrheit zu glauben? Und muß etwa der Verstand, der sich selbst erkennt, schon deshalb allein seiner ganzen Kraft beraubt sein?

Auch eine oberflächliche Beurtheilung dieser Fragen würde uns zu weit führen.

Wir wollen uns auf die Bemerkung beschränken, daß wir in dieser Trennung, in diesem Dualismus, von welchem eben die Rede war, ein fundamentales Gesetz für das gesammte menschliche Leben anerkennen müssen. Dieses gesammte Leben ist nichts Anderes, als ein ewiges Versöhnen und ein ewiger Kampf zwischen zwei Prinzipien, die immerwährend getrennt sind und beständig wieder zusammenfließen. Hätte ich nicht zu befürchten, Sie durch philosophische Schlagwörter zu verwunden, so würde ich sagen: Hamlete sind der Ausdruck für die fundamentale Centripetalkraft der Schöpfung, in Folge deren alles Lebendige sich einbildet, das Centrum der Schöpfung zu sein, und das Uebrige nur als ihm zu Liebe bestehend betrachtet. (So hat sich die Mücke, indem sie sich auf die Stirn Alexanders von Macedonien setzte, in der vollkommensten Ueberzeugung ihres Rechtes von seinem Blute genährt, wie von einer ihr gebührenden Nahrung; so auch Hamlet, wengleich er sich auch verachtet — was die Mücke nicht thut, weil sie sich dazu nicht erheben kann — so auch, wiederhole ich, bezieht Hamlet Alles nur auf seine Person.) Ohne diese Centripetalkraft (die Kraft des Egoismus) könnte die Natur nicht bestehen, ebensowenig, wie sie ohne

die andere, die Centrifugalkraft, existiren könnte, nach deren Gesetzen alles Daseiende nur für Andere da ist. (Diese Kraft, dieses Prinzip der Hingebung und Aufopferung — allerdings, wie schon früher erwähnt, in einem komischen Lichte gesehen, wie es keiner Fliege wehe thun will — dieses letztere Prinzip stellt der Don Quichotte'sche Typus dar.) Diese zwei Kräfte — des Verharrens und der Bewegung, des Conservatismus und des Fortschritts, sind die Grundkräfte für Alles, was da ist. Sie erklären uns das Gedeihen der Pflanze, und sie sind es, welche uns den Schlüssel zum Verständniß der Entwicklung der mächtigsten Völker abgeben.

Wir wollen aber diese, vielleicht am unrechten Orte angebrachten Betrachtungen verlassen und uns zu anderen, heimischeren Anschauungen wenden.

Es ist bekannt, daß von allen Shakespeare'schen Werken Hamlet das populärste ist. Diese Tragödie gehört zu denjenigen Stücken, die zweifellos und jedesmal das Theater füllen. Bei dem jetzigen Zustande unseres Publikums, bei seinem Streben zur Selbsterkenntniß und zum Nachdenken, bei seinem Zweifel an sich selbst und seiner Jugendkraft ist diese Erscheinung begreiflich. Abgesehen von den Schönheiten, von welchen dieses vielleicht bemerkenswertheste Erzeugniß der Neuzeit erfüllt ist, kann man nicht genug das Genie bewundern, welches, in vieler Hinsicht seinem Hamlet selbst verwandt, sich durch freie Bewegung seiner schaffenden Kraft von dem Dichter abgehoben und sein Bild zum ewigen Studium der Nachwelt fixirt hat. Der Geist, der

diese Gestalt geschaffen hat, ist der Geist eines Bewohners des Nordens, der Geist der Reflexion und der Analyse — ein schwermüthiger, düsterer Geist, der Harmonie und der hellen Farben beraubt; aber ein tiefer Geist, ein machtvoller, vielseitiger, selbstständiger, leitender Geist. Aus der Tiefe seines Innern heraus hat er Hamlet geboren und damit gezeigt, daß er auf dem Gebiete der Poesie wie auf manchen Gebieten des Volkslebens höher steht, als sein Kind, dadurch eben, daß er dasselbe vollständig begreift.

Auf „Don Quichotte“ ruht der Geist des Südländers — ein lichter, heiterer Geist, naiv und empfindlich, der nicht in die Tiefe des Lebens eindringt, der die Erscheinungen des Lebens nicht erfährt, aber in sich abspiegelt. Es ist schwer, der Begierde zu widerstehen, eine Parallele zwischen Shakespeare und Cervantes zu ziehen. Ich will mich auf einige Punkte beschränken, die auf Verschiedenheit und Aehnlichkeit Beider Bezug haben. Shakespeare und Cervantes — wird so Mancher denken: wie kann denn hier überhaupt ein Vergleich stattfinden? Shakespeare — dieser Riese, dieser Halbgott . . . Ja wohl! Aber nicht als Zwerg erscheint Cervantes gegenüber dem Giganten, dem Schöpfer des „König Lear“, sondern als Mensch und durch und durch als Mensch. Ein Mensch aber hat das Recht, seinen Platz zu behaupten, sogar in Gegenwart eines Halbgottes. Unstreitig verdunkelt Shakespeare Cervantes — und nicht ihn allein — durch den Reichthum und die Macht seiner Phantasie, durch den Glanz der gewaltigsten Poesie, durch die Tiefe und Breite seines ganzen

Geistes; aber Sie finden in dem Romane von Cervantes weder erkünstelte Wiße, noch unnatürliche Vergleiche, noch faden esprit; Sie finden dort auch keine abgehauenen Köpfe, keine ausgerissenen Augen, alle diese Blutlachen, diese stählerne und stumpfe Grausamkeit, die den Nachlaß des Mittelalters, des Barbarenthums bilden, welches sich aus den starren nordischen Naturen langsamer verliert. Und doch war Cervantes wie Shakespeare Zeitgenosse der Bartholomäusnacht, und noch lange nach ihnen wurden Ketzer verbrannt und floß Menschenblut — wird es denn überhaupt zu fließen aufhören? Das Mittelalter findet seinen Ausdruck in „Don Quichotte“ durch den Abglanz der provençalischen Poesie, durch die märchenhafte Grazie jener Romane, bei deren Lektüre Cervantes so gutmüthig gelacht hatte, und denen er selbst einen letzten Tribut in seinem „Percival und Sigismunda“ \*) darbrachte. Shakespeare holt sich seine Figuren von überall her — vom Himmel, von der Erde — Nichts steht ihm entgegen, Nichts kann seinem Alles durchdringenden Blicke entgehen. Er reißt sie mit einer unwiderstehlichen Kraft an sich, mit der Kraft eines Adlers, der über seine Beute herfällt. Cervantes dagegen führt dem Leser gutmüthig seine nicht eben zahlreichen Figuren vor, wie ein Vater seine Kinder; er nimmt nur das, was ihm nahe ist; aber dieses Nahe

---

\*) Es ist bekannt, daß der ritterliche Roman „Percival und Sigismunda“ nach dem ersten Theile des „Don Quichotte“ erschien.



— das ist ihm genau bekannt. Alles Menschliche scheint dem mächtigen Genius des englischen Dichters unterthan zu sein. Cervantes — schöpft seinen Reichthum nur aus seiner Seele, dieser klaren, sanften Seele, die reich an Lebenserfahrungen, doch durch sie nicht verbittert ist. Nicht umsonst hatte Cervantes, wie er selbst sagt, während seiner siebenjährigen, schweren Gefangenschaft die Wissenschaft der Geduld studirt. Der Kreis, über welchen er verfügt, ist enger als der Shakespeare'sche; aber in ihm spiegelt sich, wie in jedem einzelnen lebendigen Geschöpfe, alles Menschliche ab. Cervantes leuchtet nicht mit Blüthesworten; er erschüttert nicht durch die titanische Kraft einer siegreichen Begeisterung; seine Poesie ist nicht die Shakespeare'sche, eine manchmal trübe See: sie ist ein tiefer Fluß, welcher ruhig zwischen buntgestalteten Ufern fließt. Allmählich mitgerissen und allseitig von seinen durchsichtigen Wellen umspielt, ergiebt sich der Leser mit Freude der wahrhaft epischen Stille und Ruhe des Stromes. Die Phantasie ruft mit Freuden die Gestalten der beiden Dichter desselben Jahrhunderts hervor, die grade an einunddemselben Tage, am 26. April 1616, ihr Leben aushauchten. Cervantes hat von Shakespeare wahrscheinlich Nichts gewußt; der große Tragiker aber konnte noch in der Stille seines Stratford'schen Hauses, wohin er sich drei Jahre vor seinem Tode zurückgezogen hatte, den berühmten Roman lesen, der damals schon in's Englische übertragen war . . . Ein Bild, des Pinsels eines denkenden Malers würdig: Shakespeare den „Don Quichotte“ lesend. Glückliche Länder,

wo solche Männer erstehen, wo solche Lehrer für die Zeitgenossen und Nachkommen das Leben erhalten! Der unverwelfliche Vorbeerfranz, mit welchem ein großer Mann gekrönt wird, legt sich auch um die Stirne seiner Nation.

Bevor wir unsere, bei weitem noch nicht vollständige Studie zu Ende führen, dürfte es wohl erlaubt sein, noch einige Bemerkungen zu machen.

Ein englischer Lord (ein in dieser Hinsicht sachkundiger Beurtheiler) nannte in meiner Gegenwart Don Quichotte das Muster eines echten Gentleman. Und in Wahrheit: wenn Einfachheit und Gelassenheit im Benehmen als Merkmale für einen anständigen Menschen gelten, so hat Don Quichotte volles Recht auf diesen Namen. Er ist ein wahrer Hidalgo, auch dann noch, als die spottlustigen Dienerinnen des Herzogs ihm das ganze Gesicht einseifen. Die Einfachheit seiner Manieren entspringt der Abwesenheit einer Eigenschaft, die ich nicht Eigenliebe, sondern Eigendünkel nennen möchte. Don Quichotte ist nicht mit sich selber beschäftigt, und indem er sich und Andere achtet, fällt es ihm nicht ein, zu affectiren. Hamlet aber erscheint mir bei all' seiner eleganten Ausstattung — Sie müssen mir den französischen Ausdruck verzeihen — wie „ayant des airs d'un parvenu.“ Er ist unruhig, manchmal sogar grob, thut ernsthaft und ist spöttisch. Dafür ist ihm auch die Kraft der eigenthümlichen und scharfen Rede gegeben, eine Kraft, die jeder grübelnden und sich selbst bearbeitenden Persönlichkeit eigen und daher Don Quichotte nicht entsprechend ist. Die Tiefe und Feinheit der Analyse

bei Hamlet, seine vielseitige Bildung (wir dürfen nicht vergessen, daß er an der Universität zu Wittenberg studirte) haben bei ihm einen fast unfehlbaren Geschmack ausgebildet. Er ist ein vortrefflicher Kritiker; die Rathschläge, die er den Schauspielern ertheilt, sind erstaunlich richtig und klug. Das aesthetische Gefühl ist bei ihm vielleicht eben so stark, wie das Pflichtgefühl bei Don Quichotte.

Don Quichotte zeigt eine tiefe Achtung vor den bestehenden Ordnungen, vor der Religion, vor den Monarchen und Herzögen, ist aber gleichzeitig frei und erkennt die Freiheit Anderer an. Hamlet schimpft über die Könige, über die Höflinge, und in Wirklichkeit ist er ein Unterdrücker und intolerant.

Don Quichotte kann kaum lesen, Hamlet führt sicherlich ein Tagebuch. Don Quichotte besitzt bei all' seiner Unwissenheit bestimmte Ansichten über Politik und Verwaltung; Hamlet aber hat weder Zeit noch Bedürfniß, sich mit solchen Fragen abzugeben.

Es ist viel gegen die unzähligen Hiebe geschrieben worden, die Cervantes dem Don Quichotte zu Theil werden läßt. Ich habe schon früher bemerkt, daß im zweiten Theile des Romans der arme Ritter fast nicht mehr geschlagen wird; ich muß aber noch hinzufügen, daß „Don Quichotte“ ohne diese Schläge weniger Anklang bei den Kindern finden würde, die nun mit großer Begierde seine Abenteuer lesen. Auch uns Erwachsenen würde er nicht in seinem richtigen Lichte erscheinen; er würde vielmehr etwas Kaltes und Stolz an sich tragen — was seinem Charakter wider-

sprache. Ich habe soeben gesagt, daß er im zweiten Theile nicht mehr geschlagen wird; dafür aber wird er am Schlusse, nach der entschiedenen Niederlage, die er vom „Ritter des hellen Mondes“, einem verkleideten Baccalaureus erlitten, nachdem er dem Ritterthum entsagt, und zwar kurz vor seinem Tode — von einer Herde Schweinen mit Füßen getreten. Ich hatte einmal Gelegenheit zu hören, wie man Cervantes diesen Schluß vorwarf: er wiederhole hier schon früher hinreichend gebrauchte und abgeschmackte Späße. Aber auch hier ist Cervantes von dem Instincte des Genies geleitet worden; selbst in diesem garstigen Abenteuer liegt ein tiefer Gedanke verborgen. Das Getretenwerden von Schweinesfüßen kommt oft im Leben der Don-Quichotte vor, und gewöhnlich kurz vor ihrem Ende: es ist dies der letzte Tribut, den sie dem groben Zufall, dem gleichgiltigen und frechen Unverständniß zu zahlen haben . . . es ist die Ohrfeige des Pharisäers . . . Nun — können sie sterben. Sie sind durch das ganze Feuer der Läuterung hindurchgegangen, sie haben sich die Unsterblichkeit erobert und sie öffnet sich auch vor ihnen.

Zu Zeiten ist Hamlet arglistig und sogar grausam. Erinnern Sie sich des von ihm veranstalteten Unterganges der beiden vom Könige nach England gesandten Höflinge, erinnern Sie sich seiner Rede über den von ihm ermordeten Polonius. Uebrigens, wir sehen hierin, wie schon bemerkt, die Abspiegelung des dahinscheidenden Mittelalters. Andererseits aber müssen wir dem ehrlichen und redlichen Don Quichotte die Neigung zum halbbewußten, halbnaiven Be-

trüge, zur Selbsttäuschung zuerkennen — eine Neigung, die fast immer der Einbildungskraft eines Enthusiasten eigen ist. Seine Erzählung von dem, was er in der Höhle Montefinos gesehen, ist augenscheinlich von ihm erdichtet und kann den einfachen Sancho Panza nicht täuschen.

Hamlet läßt bei dem mindesten Mißerfolge den Muth sinken und klagt; Don Quichotte dagegen, von den Galeeren-Sklaven durchgehauen, bis zur Unmöglichkeit, sich zu rühren, zweifelt nicht im geringsten an dem Erfolge seines Unternehmens. So, erzählt man sich, pflegte sich Fourier mehrere Jahre hintereinander jeden Tag zum Rendez-vous mit einem Engländer einzustellen, den er in den Zeitungen aufgefordert hatte, ihn mit einer Million Francs zur Ausführung seiner Pläne zu versehen — und der selbstverständlich niemals erschien. Das ist unstreitig sehr komisch; aber dabei fällt mir Folgendes ein: die Alten nannten ihre Götter neidisch, und hielten es in der Noth für nützlich, die Götter durch freiwillige Opfer zu beschwichtigen (denken Sie an den Ring, den Polykrates in's Meer warf). Weshalb sollten wir nicht glauben, daß ein gewisser Theil von komischen Elementen sich den Handlungen und dem Charakter solcher Männer beimengen müsse, die zu einer großen und neuen That berufen sind — als Beschwichtigungsoffer für die neidischen Götter? Und doch, ohne diese Käuze, ohne diese Erfinder würde die Menschheit nicht vorwärts schreiten — und die Hamlete hätten Nichts, worüber sie grübeln könnten.

Ja, ich wiederhole es: Don Quichotte finden, Hamlete bearbeiten. Wie aber — könnte man fragen — sind denn Hamlete im Stande, zu bearbeiten, da sie Alles bezweifeln und an Nichts glauben? Darauf wäre zu erwidern, daß es nach den weisen Anordnungen der Natur weder vollkommene Hamlete, noch vollkommene Don-Quichotte giebt. Es sind hier nur die extremen Ausdrücke gegeben für zwei Richtungen — Absteckpfähle, welche von den beiden Dichtern nach zwei verschiedenen Richtungen hin aufgepflanzt sind. Das Leben strebt denselben entgegen, ohne sie jedoch zu erreichen. Es soll hier nicht vergessen werden, daß ebenso wie ein Hamlet das Prinzip der Analyse bis in's Tragische, ebenso auch bei Don Quichotte das des Enthusiasmus bis in's Komische durchgeführt ist; im Leben aber begegnen wir nur äußerst selten dem vollkommen Komischen oder dem vollkommen Tragischen.

Hamlet gewinnt viel in unseren Augen durch die Anhänglichkeit des Horatio an ihn. Das ist eine prächtige Figur, die, zur Ehre unserer Zeit, heutzutage nicht selten vorkommt. In Horatio erkennen wir den Typus eines Züngers, eines Schülers im besseren Sinne des Wortes. Im Besitze eines stoischen und graden Charakters, warmen Herzens und etwas beschränkt an Geist — ist er sich seines Nachtheiles bewußt und bescheiden, was nicht oft bei beschränkten Menschen der Fall ist. Er dürstet nach Belehrung, er will geleitet werden und verehrt den klugen Hamlet, ergiebt sich ihm mit seinem ganzen braven Herzen, ohne auf Gegenliebe Anspruch zu machen. Er unterwirft

sich ihm, nicht wie man sich einem Prinzen unterwirft, sondern einem Haupte. Eines der wichtigsten Verdienste, die den Hamleten nachgesagt werden müssen, besteht darin, daß sie solche Männer wie Horatio ausbilden und entwickeln, Männer, die von ihnen den Samen des Gedankens aufnehmen, ihn in ihrem Herzen befruchten, um ihn nachher in der ganzen Welt auszustreuen. Die Worte, mit welchen Hamlet die Bedeutung Horatios anerkennt, gereichen ihm selbst zur Ehre. In ihnen drücken sich seine eigenen Begriffe über die hohe Bedeutung der Menschen im Allgemeinen aus, seine edlen Bestrebungen, die kein Scepticismus zu schwächen im Stande ist. — „Hör' mich an!“ sagt er zu ihm (2. Sc. III. Akt):

„Seit meine theure Seele Herrin war  
 Von ihrer Wahl und Menschen unterschied,  
 Hat sie Dich auserkoren. Denn Du warst,  
 Als litt'st Du Nichts, indem Du Alles littest;  
 Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick  
 Mit gleichem Dank genommen: und gesegnet,  
 Weiß' Blut und Urtheil sich so gut vermischt,  
 Daß er zur Pfeife nicht Fortuna dient,  
 Den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.  
 Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft  
 Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen  
 Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,  
 Wie ich Dich hege.“

Der ehrliche Sceptiker achtet immer den Stoiker. Da die alte Welt im Zerfall begriffen war — und so auch in jeder andern Epoche, die jener gleicht — suchten die

besseren Menschen ihre Rettung im Stoicismus als in dem einzigen Zufluchtsorte, wo die Menschenwürde sich noch zu erhalten vermöchte. Die Skeptiker wurden, wenn sie keine Kraft hatten zu sterben — „in das Land zu gehen, von wannen noch kein Wanderer zurückgekommen ist“ — Epikureer. Eine erklärliche, ob zwar traurige und uns nur zu bekannte Erscheinung.

Sowohl Hamlet als Don Quichotte haben ein rührendes Ende. Welcher Unterschied aber in dem Tode Beider! Schön sind die letzten Worte Hamlets. Er wird versöhnend, sanfter, er gebietet Horatio zu leben und erhebt seine brechende Stimme zu Gunsten des jungen Fortinbras', des unbefleckten Vertreters des Erbrechts . . . aber der Blick Hamlets richtet sich nach vorwärts . . . „Der Rest ist Schweigen,“ sagt der sterbende Skeptiker — und verstummt auf ewig. Der Tod Don Quichottes ruft in unserer Seele eine unsägliche Rührung wach. In diesem Augenblicke wird die hohe Bedeutung dieses Mannes zugänglich für Jedermann. Als sein früherer Waffenträger, der ihn trösten will, äußert, sie würden sich nun bald wiederum nach ritterlichen Abenteuern auf den Weg machen, antwortete der Sterbende: „Nein, das Alles ist für immer dahin, und ich bitte Alle um Vergebung; ich bin nicht mehr Don Quichotte, ich bin wieder Alonso der Gute, wie man mich einst nannte: „Alonso el Bueno.“

Dieses Wort ist bewunderungswerth; die Erwähnung dieses Beinamens — zum ersten und letzten Male — erschüttert den Leser. Ja, dieses eine Wort hat noch eine



Bedeutung vor dem Antlitz des Todes. Alles wird vergehen, Alles wird verschwinden: der allerhöchste Rang, das allumfassende Genie — Alles wird zu Staub werden . . .

Alles, was groß auf Erden,  
Verfliegt wie Rauch . . .

Aber die guten Thaten — sie verfliegen nicht wie Rauch; sie sind von längerer Dauer, als die allerglänzendste Schönheit: „Alles wird vergehen — sagt der Apostel — nur die Liebe wird bleiben.“

Ich habe nach diesen Worten nichts mehr hinzuzufügen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn es mir durch den Hinweis auf die beiden fundamentalen Richtungen im menschlichen Geiste, von denen ich eben vor Ihnen zu reden die Ehre hatte, beschieden war, bei Ihnen manche, vielleicht sogar mit den meinigen übereinstimmende Gedanken wachgerufen zu haben — wenn ich, wenn auch nur annähernd meine Aufgabe erfüllt und Ihre freundliche Aufmerksamkeit nicht ermüdet habe.



~~~~~  
**Königlich priv. Hofbuchdruckerei (B. Witzlack), Kasselstadt.**  
~~~~~

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

269843  
Cancelled  
NOV 16 1916

